

Empathie.

»Aufmerksamkeit« zwischen Attitüde,
Anspruch und Wirklichkeit

Vorlesung

Heinz-Ulrich Nennen



HANS MAKART: *Die fünf Sinne: Tasten, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken.*
Österreichische Galerie Belvedere — Quelle: Public domain via [Wikimedia](#).



Institut für Philosophie
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

SS 2016 | dienstags | 15:45–17:15 Uhr s.t. | Raum: 20.40 HS 9
Beginn: 19. April 2016

Vorlesung:

Empathie.

**»Aufmerksamkeit« zwischen Attitüde,
Anspruch und Wirklichkeit**

PD Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Blog: www.nennen-online.de

Email: heinz-ulrich.nennen@t-online.de

19. Juni 2016

Heinz-Ulrich Nennen: »Empathie«

© 2016 Heinz-Ulrich Nennen

www.nennen-online.de

heinz-ulrich.nennen@t-online.de

Alle Rechte vorbehalten!

Im Internet unterliegt dieses Werk der Creative Commons-Lizenz BY-NC-ND:



Inhalt oder Teile dieses Werkes dürfen im Internet vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden, unter folgenden Bedingungen:

Namensnennung, keine kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung.

[Übersicht Nutzungsbedingungen](#) | [Lizenzvertrag](#).

Für eine von den Bedingungen abweichende Nutzung wird die Zustimmung des Rechteinhabers benötigt!

Hergest. unter Verw. folgender Programme:

Editor: [KEDIT 5.0](#) Textsatz: [L^AT_EX 2_ε](#), [MiK_TE_X](#), [pdf_TE_X](#), [KOM_A-Script](#),
Bildschirmdarstellung: [G_sview32](#), [Evince](#)

Inhaltsverzeichnis

Leib, Seele und Psyche	1
Außensicht und Innenperspektive	1
Die Psyche und die Mythen	1
›Empathie‹ — Annäherungen an einen Begriff	4
Narziss entdeckt seine Innenwelt	8
Die Frage nach der Empathie	12
Wie Pflanzen einander beistehen	12
Nichts ist unheimlicher als der Mensch	16
Die dunkle Seite der Empathie	20
Mitgefühl und Grausamkeit	20
Antigone: Tradition oder Empathie?	20
Helden, Menschenopfer, Sündenböcke	25
Einen–Anfang–machen–Können	32
Die Entdeckung der Spiegelneuronen	35
Motorische Intelligenz als soziale Kompetenz	35
Metaphern, Modelle, Medien	39
Wenn seelenlose Sachen zum Leben erwachen	43
Die Macht der Bilder	46
Das Medium wird zur Botschaft	46
Vom Bildermachen	46
Mimesis	50

Inhaltsverzeichnis

Auszug aus dem Paradies	53
Emotion als Bewegung	62
Motorik als Medium	62
Soziale Intelligenz	67
»Ich fürchte mich vor der Menschen Wort«	70
Empathie zur Sprache bringen	74
Soziale Kompetenzen	74
Spiegelneuronen haben keine Empathie	74
Wahnsinn und Gesellschaft	81
Happy Pills und Selbsterfahrung	86
Körper, Psyche, Seele und Geist	94
Einfühlung kann schief gehen	94
Empathie und Sprache	101
Blick und Gegenblick	109
Anverwandlungen	116
Blick und Gegenblick	116
Das Auge als Fenster zur Seele	116
Der offene Blick und das Spiel mit der Diskretion	121
DIANA und der indiskrete Blick	126
Empathie und Sehnsucht	134
Der Blick des Anderen	134
Träumende Sehnsucht	146
Nur wer die Sehnsucht kennt	149
Sehnsucht ist ein schlafender Riese	157
Göttliche Sehnsüchte	157
Der träumende Geliebte	157

Leib, Seele und Psyche

ANGEPASSTES DENKEN — EMPATHIE ALS ATTITÜDE — ANGST UM ZUSPRUCH UND ANERKENNUNG — NARZISS UND SISYPHOS, VERTIEFT IN IHRE SACHEN — EMPATHIE IST IMMER EMPATHIE FÜR ETWAS — SEELE UND PSYCHE — GEFÜHLTE SELBSTBESTIMMUNG — PHILOSOPHIE UND PSYCHOLOGIE — DEN PROTEUS BEFRAGEN — ALTE GESCHICHTEN, IMMER WIEDER NEU — KOOPERATION UNTER PFLANZEN — GIFTE ALS HEILMITTEL — STÄRKEN IN SCHWÄCHEN, SCHWÄCHEN IN STÄRKEN VERWANDELN

Außensicht und Innenperspektive	1
Die Psyche und die Mythen	1
›Empathie‹ — Annäherungen an einen Begriff	4
Narziss entdeckt seine Innenwelt	8
Die Frage nach der Empathie	12
Wie Pflanzen einander beistehen	12
Nichts ist unheimlicher als der Mensch	16

Außensicht und Innenperspektive

Die Psyche und die Mythen

Wer sich mit Äußerlichkeiten zufrieden gibt und glaubt, auf dieser Grundlage bereits umfassende Urteile abgeben zu können, wird nur angepaßtes Denkens zelebrieren. Da ist dieser Hang, sich nie und nimmer persönlich auf die Sachen selbst einzulassen hat. Es scheint, als würde man bereits ahnen, daß viele Gefahren damit einhergehen, wollte man dem Anspruch auf persönliche Urteile tatsächlich gerecht werden. Aber nichts dergleichen findet wirklich statt: Das

Leib, Seele und Psyche

Denken wird nicht aufgeschlossen, sondern, noch ehe es überhaupt in Gang gekommen ist, sofort wieder stillgestellt und auf Üblichkeiten fixiert. Eigenes Denken, Aufmerksamkeit, Empathie, — alles was mit hohem, höherem oder höchstem Anspruch daherkommt, ist dann nur noch Attitüde.

Die Kunst, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, kommt in der Regel nicht einmal im Ansatz zur Anwendung. In den herrschenden Diskursen geht es zu meist nur darum, sich gemeinschaftlich zu erregen, sich an Feindbildern zu orientieren, vor allem an jenen, die ganz gefährlich anders sind. Aber die eigentlichen Gefahren kommen gar nicht von außen, sondern von innen. Es sind *Ängste* im Spiel, die sich vor den unendlichen Weiten, vor den Unberechenbarkeiten Ungewißheiten in der eigenen *Psyche* herrühren. Der Ungrund wird sehr wohl gespürt und geahnt, daß es gar keine Gewißheiten sind, von denen wir getragen werden. — Wer sich wirklich auf das offene Denken einläßt, wird sich selbst überzeugen, überraschen, ja sogar überholen, wird immer weniger Parteigänger, wird sich stattdessen auf die Ängste im eigenen Inneren einlassen müssen.

Der gelebte Widerspruch zwischen dem, was sein sollte und dem, was realiter tatsächlich der Fall ist, kann unerträglich groß und im Verlauf der Zeit unüberbrückbar werden. Nicht nur auf lange Sicht, sondern in jedem einzelnen Augenblick gehen Chancen, Alternativen, Perspektiven verloren, die vielleicht hätten wahrgenommen worden sein sollen. Stattdessen wird geflissentlich die Anpassung im Denken, Empfinden und im Verhalten an den Tag gelegt, so daß es kaum verwunderlich ist, daß auch nur Üblichkeiten dabei herauskommen. — Es geht wohl zu guter Letzt vor allem um eines, sich selbst in der Angewiesenheit auf Zuspruch so zu geben, in Szene zu setzen und zur Not auch zu manipulieren, so daß die vielen Unsicherheiten, auf die man sich ansonsten würde einlassen müssen, nicht einmal geahnt werden.

Viele glauben zu wissen, was NARZISS gesehen hat, aber sie täuschen sich. Eines spricht für die Annahme, daß er soeben sein eigenes Innenleben entdeckt hat. Er beginnt also mit den unendlichen Prozessen, sich selbst zu bedenken, zu reflektieren, sich selbst zu suchen, zu finden und wieder zu verlieren. — Es gilt, Freundschaft mit sich zu schließen oder auch Feindschaft, vielleicht Liebe, Haß, Verachtung oder auch Vergeltung. Alle Gefühle, Intentionen, Grundgedanken, Emotionen und Reflexionen gehören ins konzertante Miteinander aller erdenklicher Beweggründe, von denen wir nur wenige überhaupt kennen.

Es ist das Übliche, das dann auch über den NARZISS gedacht wird, denn beurteilt wird die ganze Szenerie einzig und allein nach dem äußeren Anschein. Angeblich hat er sich in sich selbst verliebt und ist darüber aus Liebeskummer

gestorben. Dabei handelt es sich nur um ein übles Gerücht, von verschmähten Verehrern verbreitet. Der *Commonsense* redet gern schlecht über die, die anders sind, die nicht fraglos und wie selbstverständlich irgendwelchen Normen entsprechen. Sich so dirigieren zu lassen, das ist Fremdbestimmung und daher werden alle verachtet, gehaßt und wenn möglich auch gedemütigt, die den Anspruch hegen, sich selbst, sich selbst anders und auf eigene Weise zu geben und zu orientieren.

Spätestens seit den Studien von MICHEL FOUCAULT wissen wir, wie sich Gruppen und ganze Gesellschaften finden, indem sie Außenseiter als solche ausgrenzen. Alle die, die anders sind, müssen ihren Beitrag dazu leisten, daß sich so etwas wie ein *Mainstream* herausbildet, zu den sie nicht gehören dürfen, weil sie ja nun anders sind. So etabliert sich die *Vernunft* eben keineswegs positiv auf der Grundlage eines dementsprechenden Vermögens, sondern ex negativo, sie behauptet sich als Instanz, die sich im Diskurs über den Wahnsinn darüber befindet, was als wahnsinnig, kriminell, krank oder als pervers zu gelten hat. Seltsam ist dieses Manöver, weil es mit *Aufklärung* und *Humanismus* dem Anschein nach sehr wohl zusammengebracht werden kann, glaubt man.

Daher erhalten autonome Figuren, die sich selbst anhand von eigenen Moralvorstellungen orientieren, generell so schlechte Beurteilungen. Aber es ist auch kaum verwunderlich, daß heteronom orientierte Menschen den autonomen Menschen gar nicht verstehen können. Sie sehen in ihnen eine Bedrohung und sie irren eigentlich nicht, weil damit die Herrschaft jener Machtverhältnisse unterminiert werden würden, von denen alle sich getragen fühlen. Die schlechten Beurteilungen werden also nicht von ungefähr abgestattet, man hat das Bedürfnis, sich an ihnen zu rächen, weil es eben Sonderlinge sind. Autonome Typen werden stets mißdeutet und mißbilligt im Namen heiliger Ordnungen, die gar nicht so heilig sind.

So verhält es sich mit dem SISYPHOS und nicht anders verhält es sich auch mit dem NARZISS. Nur Künstlern ist vorbehalten, was auch diesen Figuren noch vorenthalten bleiben soll: Individualität, Autonomie, Selbstorientierung. Aber beide sind wie begnadete Künstler vertieft in ihre Sache, der äußere Anschein trägt: Was von außen betrachtet als Strafe erscheint, die scheinbar vollkommen sinnlose Arbeit, einen Stein wieder und wieder den Berg heraufzurollen, der dann doch immer wieder herunterrollt, zeigt sich ganz anders im Wechsel der Perspektiven. — Sobald wir von der Außensicht auf die Innensicht übergehen, zeigen sich die mit der rein äußerlichen Betrachtungsweisen zumeist einhergehenden folgenschweren Irrtümer.

In der Regel wird die Binnenperspektive gar nicht zur Kenntnis genommen,

sie ist zu komplex, zu diffizil und nicht selten auch sehr subjektiv und daher nur schwer nachvollziehbar. Fast alles wird daher immerzu mit großer Distanz von außen betrachtet, gewertet und möglichst schnell abgeurteilt. So verhält es sich mit allem, was nur rein äußerlich betrachtet wird: Jede vermeintliche *Einführung*, wenn sie so oberflächlich daher kommt, um nur oberflächliche und einfältige Interpretamente zu bemühen, muß schief gehen.

Es ist ein Gräuel, wenn so etwas neuerdings dann auch noch als *Aufmerksamkeit* hingestellt wird, so, wie der jüngste Hype des Selbstmanagements es nur zu gern vermarkten möchte. — Niemand mit Ausnahme der Götter, ist in der Lage, ›offen für alles‹ zu sein, um einen ähnlichen Spruch aus längst vergangenen Werbekampagnen zu bemühen, der seinerzeit von einem Kaffee Röster unter die Leute gebracht wurde, denen es gefiel, sich Sticker mit diesem Spruch dann auch noch auf die Autos zu kleben.

›Empathie‹ — Annäherungen an einen Begriff

Empathie ist immer Empathie für etwas, sie hat einen bestimmten Zweck, erfüllt also eine Funktion und so ist es auch mit der *Aufmerksamkeit*. Das Gegenteil davon ist *Konzentration*, die als solche auch nichts schlechtes ist. Das alles ist kein Problem, würden diese Diskurse nicht wieder Teil einer sehr viel umfassenderen Kampagne sein, mit dem Ziel, sich selbst noch stärker zu beobachten, zu bewerten, einzupassen und auf das, was angeblich normal ist, festzulegen.

Somit wird im Zuge dieser Diskurse nur ganz neu verinnerlicht, was der weiteren Selbst-Kolonialisierung dient. Es wird ein Habitus angeblicher Aufmerksamkeit zur Attitüde, hinter dem eine neue Art des Tugendterrors etabliert wird. Das alles ist nicht so mitmenschlich, nicht so einfühlsam, nicht so offen, wie es sich rein äußerlich gibt. Hinter diesem Hype steht nur ein weiterer Streß, noch mehr Selbstdisziplinierung und noch mehr Unglück, weil sich ja nun einmal die Aufmerksamkeit auf die Aufmerksamkeit als störend erweist, wenn und wo es wirklich einmal um *Empathie* ginge. — Gerade das Empathische muß eingebunden sein in ein ganzes Gefüge der unterschiedlichsten mentalen, intellektuellen und ästhetischen Arrangements.

Empathie allein genügt nicht, ebenso wenig wie der gute Wille, denn wenn und wo dieser nicht gut beraten ist, dort wird die Differenz zwischen dem Gutgemeinten und dem Gutgemachten schreckliche Konsequenzen haben. Unglück, ja vielleicht sogar weitere menschliche, vor allem psychische und auch sozialpsychologische Katastrophen sind die Folge, wo eine Attitüde ungefähr so, wie zu anderen Zeiten die Heuchelei und die Bigotterie allgemeinverbind-

lich an die Tag gelegt wird. — Um sich differenzierter damit zu befassen, was eigentlich von solchen Diskursen jeweils im Schilde geführt wird, läßt sich der Hintergrund spiegeln, von dem sie ausgehen, vor dem sie sich entwickeln.

Dabei ist es immer die Frage, ob sie der Zunahme von Repression, Selbstkontrolle und der Attitüde dienen, oder ob sie das Individuum tatsächlich ein Stück weit mehr in die Lage versetzen wollen, sich zu erproben, sich zu entfalten, sich tatsächlich selbst zu orientieren. — Rein äußerlich legen sich allerdings gerade die repressiven Diskurse inzwischen sehr häufig eine ganz andere Aura zu. Das geht so weit, daß Etikettenschwindel betrieben wird, wie etwa bei der sogenannten *Inklusion*, die als Integration ›verkauft‹ wird, bei der es allerdings eher darum geht, die Kosten für teure Sonderschulen einzusparen.

Mythische Figuren eignen sich vorzüglich dazu, an ihnen das tatsächliche Beurteilungsvermögen zu erproben. So verhält es sich mit den beiden Figuren eben ganz anders als gemeinhin gedacht: SISYPHOS ist glücklich in seine Arbeit vertieft und auch mit dem schönen NARZISS verhält es sich nicht anders. Er spiegelt nicht sich und ergötzt sich auch nicht an seiner unwiderstehlichen Attraktivität, vielmehr hat er soeben seine eigene Innenwelt entdeckt. Und genau das tun wir auch, wann immer wir uns selbst reflektieren, wenn wir über uns nachdenken und uns dabei selbst spiegeln.

Reflektieren, das bedeutet Denken und *Denken* bedeutet, sich zu bewegen, von Standpunkt zu Standpunkt. Es bedeutet gerade nicht, sich voreilig auf einen beliebigen, zumeist doch auch sehr einfältigen Standpunkt festzulegen. *Denken* hat es mit Bewegung zu tun. Dabei besteht eine interessante Gemeinsamkeit mit dem, was auch die *Seele* dem klassischen Verständnis zufolge ausmacht: Die *Seele* ist das, was Bewegung, was Bewegtheit erst aufkommen läßt.

Bei den Vorstellungen über das Verhältnis von Körper und Seele ging man seit Menschengedenken davon aus, daß erst die Seele dem Körper die typische Eigentümlichkeit, das artgerechte Verhalten verleiht, so daß der Stier zu einem Stier wird und sich auch dementsprechend verhält, so daß ein bestimmter Mensch in seiner Individualität als dieser bestimmte Mensch in Erscheinung tritt. Wo das nicht der Fall war, dort mußte dementsprechend ein Irrtum der Seele vorliegen, vielleicht eine Verzauberung, vielleicht war sogar die Seele im falschen Körper. — Das Eigentliche war zu anderen Zeiten stets unsichtbar aber eben spürbar vorhanden. Anhand ihrer Wirkungen glaubte man an den Einfluß ganz besonderer Kräfte. Dabei stellt sich für uns aber die Frage, was da eigentlich gespürt wird in Begegnungen mit dem, was der Religionswissenschaftler RUDOLF OTTO als das *Numinose* bezeichnet hat.

Tatsächlich schien die Welt durchseelt, denn da waren noch alle erdenklichen

Einflüsse, die von Geistern, Göttern und Dämonen ausgingen. Man glaubte, vieles würde von außen an die Seele herangetragen, so daß diese dann auf dementsprechende Einflüsse zu reagieren habe. — Wir dagegen glauben an Individualität, Selbstbestimmung und persönliche Freiheit. Wir können mit einem Begriff wie dem der *Seele* kaum mehr etwas anfangen, sprechen, wenn überhaupt lieber von *Psyche* und möchten eigentlich diese selbst eher als Bestandteil des Körpers betrachten, als wäre die *Psyche* auch nur ein Organ. Wir glauben ganz und gar nicht mehr an irgendwelche Einflußnahmen, die von außen kommen. Vielmehr wird alles, was damit zu tun hat oder zu tun haben könnte, im Namen der *Aufklärung* als Ausdruck des Wahns ins Reich der Halluzinationen verbannt. Es gibt keine Geister, keine Dämonen und auch Götter gibt es nicht, die uns in irgendeiner Weise beeinflussen könnten, alles Weitere wird hilflos übergangen, verschwiegen oder medikalisiert.

Wieder wird der Blick aufs rein Äußerliche fixiert. Bestimmte Vorstellungen von Geistern, Dämonen und Göttern werden zunächst als äußerliche Erscheinungen vorgestellt, um dann zu konstatieren, daß es derartige Entitäten gar nicht würde geben können. Also kann nichts von außen kommen, um uns zu ergreifen, zu beeinflussen, für sich einzunehmen. Dementsprechend naiv sind dann auch die Vorstellungen, etwa von einem Gott, der mit Bart und Laborantenkittel leibhaftig zu sehen sein muß, wenn es ihn denn gibt.

Wenn etwa der russische Kosmonaut GAGARIN nach seiner Weltumrundung allen Ernstes verkündet, er habe dort oben Gott nicht gesehen, dann spricht alles gegen solche Beobachter, die so gläubig sind, so unerschütterlich in ihrem Glauben sind. — Allerdings hat JURI GAGARIN, nachdem er am 12. April 1961 für 108 Minuten als erster Mensch im Weltraum die Erde umkreiste, diese Worte nicht wirklich gesprochen. Sie wurden ihm nur von der Sowjet-Propaganda nachträglich in den Mund gelegt.

Es ist doch phänomenal und wäre mehr als einen Versuch wert, verstehen zu wollen, warum so viele Freiheiten zwar potentialiter gegeben sind aber nicht wahrgenommen werden; genauer, warum sie nicht wahrgenommen werden können. — Wir glauben, selbstbestimmt, souverän, vielleicht sogar rational, also umfassend orientiert zu sein. Wir glauben, frei zu sein, wenn es darauf ankommt, zumindest in persönlichen Entscheidungen. Wir glauben, uns selbst zu bewegen, also auch, entscheiden zu können, wovon wir uns berühren lassen und wenn ja wie und wovon und wovon nicht. Dabei könnte es sein, daß wir uns selbst gar nicht bewegen, vielmehr werden wir bewegt, aber das kommt uns keineswegs so vor.

Vorherrschend ist *gefühltes Wollen, gefühlte Freiheit, gefühlte Selbstbestim-*

mung. Darauf zielen die Fragen der *Philosophie* ab: Es gilt zu verstehen, was hinter diesen Freiheiten und Unfreiheiten steht, auf die es ankommt. Es gilt unterscheiden zu können, was tatsächlich aus eigenem Antrieb geschieht und was ganz anderweitig motiviert ist, denn wir sind bei weitem nicht so frei und selbstbestimmt, wie wir glauben. — In vielen Fällen ergreifen wir gar nicht selbst die Initiative, sondern werden ergriffen, von Momenten, Motiven und Mächten, von denen wir nicht die geringste Ahnung haben. Daher ist es so interessant, die *Philosophie* zu bemühen, um der *Psychologie* auf die Sprünge zu helfen.

Was rein äußerlich gesehen wird, das Arsenal jener Mutmaßungen, die unter den Bedingungen des Geredes irgendeiner herrschenden Meinung entsprechend gedacht, empfunden und zumeist doch nur nachgeplappert ist nicht der Ausdruck des Verstehens, kein Ergebnis des eigenen Nachdenkens, sondern zumeist nur Attitüde. Rein äußerlich und in diesem Sinne oberflächlich läßt sich kaum etwas wirklich verstehen, schon gar nicht läßt sich nachvollziehen, welche Beweggründe im Inneren eigentlich vorliegen. — Durch Konzentration auf den Körper und auf das rein Äußerliche einer Situation, wie beim NARZISS oder auch beim SISYPHOS, verstellen wir uns nur selbst den Blick. Es kann dann gar nicht mehr gelingen, die inneren Beweggründe überhaupt in den Blick zu bekommen. Aber erst damit beginnt die eigentliche Arbeit zu verstehen, das erst wäre Hermeneutik, wenn sich diese höchst komplexen Welten im Inneren auftun, in denen es dem Beobachter allerdings nicht selten sehr schwer fällt, sich überhaupt zu orientieren.

Solange das Augenmerk nur die Üblichkeiten in Betracht zieht, kommen die Hintergründe, die eigentlichen Abgründe gar nicht in den Blick. Aus guten Gründen werden daher in der Regel alle wirklich weiterführenden Gedankengänge gar nicht erst eröffnet. Alles weitere wird zu einer Frage der *Selbstdarstellung* und auch die vielbemühte *Authentizität* ist nur eine Frage ihrer *Inszenierung*. Im Übrigen muß bezweifelt werden, ob es möglich sein kann, authentisch zu sein, wenn gar keine hinreichende *Selbsterfahrungen* vorliegen. Wer sich nicht riskiert, kann sich selbst auch nichts Neues abgewinnen.

Wir glauben, uns unserer Freiheit zu bedienen, wenn wir uns bewegen und ahnen nicht, daß wir uns gar nicht selbst bewegen sondern oft einfach nur bewegt werden. Ausgerechnet dann, wenn es wirklich darauf ankäme, stehen gerade jene Freiheiten nicht zur Verfügung, die den ganzen Stolz und das Selbstbewußtsein des modernen Menschen ausmachen. — Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach Freiheit und Unfreiheit anders, als sie in den üblichen Debatten thematisiert wird: Wir lassen uns bewegen, wir werden aber auch be-

wegt. Wir lassen uns berühren, können aber auch berührt werden, auch ohne es zu wollen. Wir können sogar gegen unseren Willen solchen Einflüssen ausgeliefert sein, die wie ein fremder Geist, wie ein Dämon von uns Besitz ergreifen, um uns zu bewegen. Die Sprache ist voll von Konnotationen, die davon zu berichten versuchen, wie es ist, von etwas ›eingenommen‹ zu werden, vielleicht auch ›voreingenommen‹ zu sein.

Narziss entdeckt seine Innenwelt

Um sich vor Augen zu führen, was NARZISS tatsächlich tut, wenn er sich im Wasser spiegelt, läßt sich annehmen, er würde angesichts der spiegelnden Wasseroberfläche mit einem ganz besonderen Geist in tiefer Zwiesprache stehen. Als Allegorie für die unendlichen Weiten innerer Welten läßt sich PROTEUS anführen, ein mutmaßlicher Sohn des POSEIDON mit der selbst unter den Göttern seltenen Fähigkeit, spontan die eigene Gestalt zu verändern. Zudem hat er die Gabe der Prophetie und darauf kommt es an. Er weiß wirklich alles, ist aber abgeneigt, sein Wissen zu offenbaren.

Wer es also wirklich wissen will, wird sich also etwas einfallen lassen müssen, denn PROTEUS entzieht sich denen, die ihn zur Rede stellen wollen durch ständigen Wechsel seiner Gestalt. Damit haben wir eine höchst bemerkenswerte Allegorie auf das Erkenntnisproblem, weil eben in der Tat ein Betrachter zu dem werden muß, was er betrachtet. WALTER BENJAMIN hat dieses Vermögen als *Eingedenken* beschrieben. — Die Kunst den Proteus zu befragen, besteht demnach darin, im kann jede beliebige Gestalt annehmen, selbst die des Wassers, des Feuers oder auch die eines wilden Tieres. Wer also etwas von ihm wissen will, wird ihn überlisten müssen und das gelingt wiederum nur, wenn man beim Gestaltwechsel nicht nur mitwirkt sondern sogar die Oberhand behält.

Auf der Rückkehr von Troja nähert sich MENELAOS — als Robbe, um den schlafenden PROTEUS überwinden, fesseln und nach dem richtigen Weg zu befragen. Aber PROTEUS verwandelt sich nacheinander in einen Löwen, eine Schlange, einen Leopard, einen Eber, sogar in Wasser und in einen Baum. Da aber alle seine Fluchtversuche erfolglos sind, nimmt er schließlich wieder seine eigentliche Gestalt an.

Wir haben damit eine instruktive Allegorie, nicht nur was die Methodologie des *Perspektivismus* anbelangt, sondern auch die Lösung des Rätsels, wen oder was NARZISS gesehen haben könnte: Er war und ist vertieft im Gestaltwechsel mit PROTEUS und nicht anders als beim SISYPHOS ist es eine ewige, stets

Leib, Seele und Psyche

wiederkehrende, immer wieder neue Arbeit. — ALBERT CAMUS hat geltend gemacht, daß SISYPHOS ein glücklicher Mensch ist, wohl doch, weil er diese, seine Aufgabe gefunden hat, eine ewige Aufgabe. Nicht anders verhält es sich mit NARZISS, auch er ist unentwegt auf die Projektionen der spiegelnden Wasseroberfläche konzentriert und vertieft sich dabei im Gestaltwandel-Gespräch mit PROTEUS, der alles weiß aber nichts preisgibt, solange nicht der Beobachter selbst zu dem wird, was er beobachten will. Dazu aber bedarf es einer Erweiterung der Perspektiven, dazu ist *Empathie* vonnöten, aber eben eine solche, die methodisch eingebunden ist.

Dem Gestaltwandel des PROTEUS zu folgen bedeutet, sich auf jede Form, auf jede Perspektive einlassen zu können. Wir sollten uns dessen gewiß sein, daß die herrschende Sicht der Dinge stets dürftig, beliebig und nicht selten unangebracht ist. Vor allem eines wird dabei fast schon körperlich in Erfahrung gebracht, daß wir uns neue Perspektiven erst erschließen müssen, was bedeutet, beweglich zu werden und auch zu bleiben, geistig beweglich. — Dagegen hat sich das zumeist agonale Dialog- und Diskursverhalten verschworen, nur zu gern wird jemandem vorgeworfen, nun widerspräche er oder sie sich aber selbst, als ob es darauf ankäme, nur keine Fortschritte zu machen im Denken, nur keinen Standpunktwechsel zu vollführen, weil sich dann ja Widersprüche auftun und der Andere in die Unannehmlichkeiten des Selberdenkens versetzt werden könnte.

Wir haben selbst etwas Proteushaftes in uns, in unserem eigenen Inneren, in der Phantasie, im Einfühlungsvermögen, aber auch in der eigenen Psyche, weil Stimmungen uns einfach überkommen können, so daß wir notgedrungen die Gestalt verändern. Unser Inneres ist selbst nichts Festes, es ist nicht fixiert. Wir sind anfällig für alle erdenklichen Anmutungen, wie sie zu anderen Zeiten noch auf den Einfluß von Dämonen, Geistern und Götter zurückgeführt worden sind. — Tatsächlich ist es hilfreich anzunehmen, alle diese Anwandlungen kämen von außen, um uns dann zu ergreifen, ganz gleich, ob wir nun wollen oder nicht. — Tatsächlich kommen aber alle diese Beeinflussungen aus unserem eigenen Inneren. Nur sind die Verhältnisse in unserem inneren *Pantheon* äußerst komplex, so daß es einfacher erscheint, die Mythen zu bemühen.

Die Idealfiguren im Mythos eignen sich vorzüglich, sie als mehr oder minder berechenbare Akteure auftreten zu lassen, um damit dann *Psychologie* zu betreiben. Dementsprechend läßt sich die *Psyche* als Welt auffassen, mit Ländern, Kulturen, mit einer großen Vielfalt und auch mit allen erdenklichen Gegensätzen, wie wir sie auch in der realen Außenwelt vorfinden. Und so entspricht dann die spiegelnde Wasseroberfläche dem Wesen des PROTEUS als einem, der

genau das vollbringt, worauf es ankommt beim Denken, beim Empfinden und nicht zuletzt auch in der EMPATHIE: Sich versetzen können, sich spiegeln, reflektieren, sich selbst verändern zu können, einfach indem immer wieder die Positionen gewechselt werden.

Standpunkte einnehmen aber auch wieder aufgeben zu können, Perspektiven wahrnehmen und dann auch wieder verlassen zu können, nachdem entscheidende Erfahrungen gemacht und Einsichten gewonnen worden sind, das ist es offenbar, was die *Seele* ausmacht. Es ist daher nicht gerade hilfreich von *Psyche* zu sprechen, wenn damit der Eindruck erweckt wird, sie sei ein Organ wie Herz, Leber und Nieren. Gerade mit unserem seelischen Empfinden ist es jedoch weitaus komplizierter: Wir *haben* nicht nur einen Körper, wir *sind* dieser Körper auch. Wir brauchen ihn sogar als Medium, als Zeugen, mitunter als Geisel, als Faustpfand oder auch als Objekt. Und das dunkle Geheimnis, das eben dieser Körper seinerseits ›beseelt‹, also ›bewegt‹ ist, macht ihn und damit wiederum uns selbst zu etwas ganz Besonderem.

Es ist keine leichte Sache, vom uneigentlichen ins eigentliche Leben zu gelangen. Was als Selbsterfahrung, als authentischer Ausdruck, als empathisches Vermögen oder neuerdings auch als Aufmerksamkeit thematisiert wird, ist sehr oft nichts weiter als ein zusätzlicher Ansporn, noch mehr schlechtes Theater zu spielen als pure Inszenierung der gerade angesagten Attitüden. — Es käme darauf an, sich tatsächlich anzuverwandeln, sich wirklich einzulassen auf die verschiedensten Möglichkeiten, sich selbst und auch andere in ihrer ganzen Vielfalt zu betrachten. Entscheidend sind dabei alle jene Beweggründe, die im Hintergrund stehen aber nicht eigens zur Sprache gebracht werden.

Ein hervorragendes Material, die verschiedensten Motive zu bündeln und zu personalisieren, bieten die Allegorien mythischer Figuren und Geschichten. Gerade dabei ist es angebracht, nicht nur rein äußerlich damit umzugehen, als wären es Märchen aus uralten Zeiten. Es ist eine Frage der Interpretationskunst, sie tatsächlich zum Leben zu erwecken, so daß sie wieder zu sprechen beginnen. — Genau das hat ALBERT CAMUS dann auch in seinem Essay über den Mythos von SISYPHOS gezeigt, daß es an uns liegt:

*Die Mythen leben nicht aus sich selber. Sie warten darauf, daß wir sie verkörpern.*¹

Und mit seiner empathischen Ironie hat HEINRICH HEINE zum Ausdruck gebracht, daß es rein äußerlich zwar immer dieselben Geschichten sein mögen,

¹Albert Camus: Literarische Essays. Reinbek 1959. S. 159.

Leib, Seele und Psyche

daß sie aber innerlich stets wieder aufs Neue erlebt und erlitten werden.

*Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.*

*Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.*

*Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiert,
Dem bricht das Herz entzwei.¹*

Da ist zum einen das Spielerische, es scheint durch, wie willkürlich, zufällig, wie absichtslos oder unbeabsichtigt gerade auch die dramatischen Liebeshändel eigentlich sind. Zufällig erscheinen die Entscheidungen, bar jeder Absicht, eher wie ein Schicksalsgebot, dem wie selbstverständlich widerspruchslos Folge geleistet wird. — Geradezu erleichternd wirkt die Banalisierung der Begebenheit, solange sie mustergültig einfach nur immer wieder kehrt. Das Besondere ergibt sich erst in der Differenz zwischen der Außensicht und der Innenperspektive, wenn schlußendlich erst der Liebesschmerz selbst authentifiziert wird.

Ja, es ist eine alte Geschichte, so wie jeder Mythos auch. Es ist eigentlich nichts Neues, sondern etwas, das immer wieder geschieht. Genau das wird hier banalisiert, weil die Außenperspektive auch nur diese Banalität vor Augen bekommt. Dann aber, wenn auf die Binnenperspektive, auf die Selbsterfahrung, auf den Liebeskummer umgeschaltet wird, dann kommt es zu einer Poetisierung dieser Erfahrung:

*Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiert,*

¹Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann, 2. Aufl., Berlin und Weimar 1972. Bd. 1, S. 88f.

*Dem bricht das Herz entzwei.*¹

Die Frage nach der Empathie

Wie Pflanzen einander beistehen

Die Frage nach dem, was *Empathie* eigentlich ausmacht, wozu denn dieses außerordentlich Vermögen überhaupt entwickelt worden ist, warum es womöglich entwickelt werden mußte, läßt sich noch am ehesten angehen, wenn wir uns vor Augen führen, daß ein gewisser Grad der Geselligkeit bei Lebewesen derselben Art ganz offenbar erforderlich ist. Es findet offenbar weit mehr an Abstimmung statt, als rein äußerlich besehen, wahrgenommen werden kann.

Sich in den Zustand des oder auch der Anderen hineinversetzen zu können, zwischen Binnenperspektive und Außenperspektive und zwischen Selbstsicht und Fremdwahrnehmung unterscheiden und wechseln zu können, ist eine Fähigkeit, die ganz offenbar bereits im Tierleben und zumindest in rudimentären Aspekte bereits im Pflanzenleben von konstitutiver Bedeutung ist, denn so wehrlos, wie uns Pflanzen gemeinhin erscheinen, sind sie ganz gewiß nicht.

Die Vergesellschaftung von Pflanzen ist weit komplexer, als gemeinhin gedacht. Auch in Pflanzengemeinschaften herrschen bereits besondere Kommunikationsverhältnisse, in denen eine Pflanze, die soeben von einem Freßfeind verletzt wird, die anderen Pflanzen durch ausströmende Duftstoffe in einen Alarmzustand versetzt, so daß diese, wie inzwischen nachgewiesen werden konnte, eigens Gifte gegen die Angreifer entwickeln oder auch Duftstoffe, mit denen die Feinde der Feinde spontan angelockt werden.

Die Immobilität von Pflanzen ist von Vorteil, aber die Nachteile, die mit dieser Lebensweise einhergehen, müssen kompensiert werden. Neben den unabdingbaren Befruchtungsdiensten der Insekten, die dafür zumeist durch die Gaben von Nektar honoriert werden, ist die Unfähigkeit von besonderer Bedeutung, vor Freßfeinden nicht einfach die Flucht ergreifen zu können. Erst neue Techniken aus der Akustik, der Sensorik, der chemischen Analyse und auch der Erfindungsgeist von Forschern, stellen das in unserer Augen so solitäre Leben von Pflanzen ganz allmählich in ein völlig anderes Licht. Sie sind weder wehrlos noch stumm.

¹Ebd.

Leib, Seele und Psyche

So produziert die Tabakpflanze in Form von *Nikotin* ein starkes Nervengift, um Freßfeinde wie Raupen abzuschrecken:

Die Raupen werden gelähmt — oder sie beißen erst gar nicht zu, denn Nikotin ›stinkt‹. Dummerweise gibt es aber auch Raupen, denen Nikotin nichts ausmacht. Das ist der Nachwuchs des Tabakschwärmers.

Doch Nicotiana attenuata ist clever: Sie kann am Kaurhythmus und am Speichel der Raupen erkennen, ob eine Tabakschwärmer-Raupe an der Arbeit ist. Dann wechselt sie unverzüglich ihre Verteidigungsstrategie und beginnt zu schreien. (...) Ihre Sprache beruht allerdings nicht auf Lauten — sie besteht aus flüchtigen Enzymen. Diese locken Raubwanzen und Wespen an, die Feinde ihrer Feinde. Die Wespen legen ihre Eier in die Raupen, die Wanzen saugen die Raupen aus.

Gezielt bestimmte Spezies anzulocken ist schon eine denkwürdige Leistung der Tabakpflanze. So etwas hätte man allenfalls Tieren zugetraut. Doch die erstaunlichen manipulativen Möglichkeiten des Tabaks sind mit dem chemischen Herbeirufen der Feindesfeinde bei Weitem nicht erschöpft. Wird ihm die Sache mit den Tabakschwärmer-Raupen zu arg, öffnet das Nachtschattengewächs — statt wie üblich nachts, wenn die Motten unterwegs sind — tagsüber seine Blüten. Damit lockt es Kolibris an, die das Pollenverteilen übernehmen. Und als wären es nicht genug der Subtilitäten, steuert der Tabak auch noch die Vögel. Kolibris sind nämlich Faulpelze. Sie sammeln Nektar am liebsten in Nestnähe. Das aber mag Nicotiana attenuata überhaupt nicht. Damit das Erbgut der Tabakpflanze möglichst weit verbreitet wird, arbeitet die Pflanze mit einem Trick, der an russisches Roulette erinnert: Sie mischt in zufälliger Verteilung Nikotin in den Blütennektar. Die Kolibris spucken, wenn sie an eine vergiftete Blüte geraten, den stinkenden Saft aus und flattern fort, um anderswo unverdorbenen Nektar zu suchen — und tragen dabei die Pollen weit herum.¹

¹Burkhard Straßmann: Das Flüstern der Föhren. Biologen hören, worüber im Wald gesprochen wird. Pflanzen holen Hilfe, teilen Nährstoffe und tauschen sich übers Wetter aus. In: Die Zeit. Nr. 24/2014, 5. Juni 2014.

Die von uns so genannten ›Heilpflanzen‹ haben selbstverständlich ihre Inhaltsstoffe nicht entwickelt, um kranken Menschen hilfreich, heilsam und dienstbar gefällig zu sein. Sie entwickeln ihre Gifte nicht selten gezielt, um sich vor Freßfeinden zu schützen. Aber daß sich gerade die Gifte als Heilmittel eignen, umschreibt die vielzitierte Passage eines legendären Medizinrebellen aus dem 15. Jahrhundert PHILIPPUS THEOPHRASTUS AUREOLUS BOMBASTUS VON HOHENHEIM (1493–1541), genannt PARACELSUS, — Arzt, Alchemist, Astrologe, Mystiker und Philosoph.

*Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift; allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift sei.*¹

Dabei hat der Kontext, indem diese vielzitierten Worte fallen, seinen eigenen Reiz, weil sich dann zeigt, wie es um das Umweltverhalten, das Umweltverhältnis und das Nutzungsverhalten des mittelalterlichen Menschen tatsächlich steht, sobald dieser Pragmatismus an den Tag gelegt wird. Es kommt eben immer auf das Syndrom, die Erkrankung, die Symptomatik an, ob sich ein Gift als Gift oder als Heilmittel auswirkt. Damit läßt PARACELSUS die naive Bigotterie seiner Epoche weit hinter sich, es ist mehr als ein medizinischer Multiperspektivismus, der hier an den Tag gelegt wird, es ist eine völlig revolutionäre Naturphilosophie.

Wäre er als Heiler und Arzt nicht so erfolgreich gewesen, *Paracelsus* wäre ganz gewiß als Ketzer verfolgt und verurteilt worden. Seine Philosophie ist eine Abkehr von der Einfältigkeit obligater mittelalterlicher Vorstellungen über den Schöpfer, über die Natur und die Schöpfung, über das geozentrische, anthropozentrische und vor allem über das theozentrische Weltbild. Zwar argumentiert auch PARACELSUS noch aus dem Inneren bigotter Diskurse aber er läßt die naive Sicht auf die Welt, die Moralisierung von allem, auch die der Natur, das Schwarz–Weiß–Denken und der Aberglaube, der bis zur Massenpsychose reicht, weit hinter sich. — Wenn der Schöpfergott in seiner unendlichen Weisheit alles wohl eingerichtet hat, dann muß es auch für das, was in den Augen der Zeitgenossen nicht würdig und gut erscheint, auch seinen ganz eigenen Sinn, Zweck, eben zumindest eine Heilwirkung haben.

¹Paracelsus: Das Buch Paragranum. Die dritte Defension wegen des Schreibens der neuen Recepte. In: Septem Defensiones 1538. Werke Bd. 2, Darmstadt 1965. S. 510.

Leib, Seele und Psyche

Und so verwahrt sich PARACELSUS gegen Anwürfe, er würde in seinen Rezepten auf Gifte zurückgreifen. Dabei ist der Übergang von der ›Giftigkeit‹ zur ›Bosheit‹ von besonderer Bedeutung, weil sich daran eben auch zeigt, wie seinerzeit empfunden und gedacht wurde. Das Giftige an der Giftigkeit ist eben selbst von schlechter Natur, es ist Wut, Zorn, Grimm. — Solche Anthropomorphismen sind schlechte Metaphern, weil sie dem Empathievermögen die falschen Hilfsmittel an die Hand geben, sich zu formieren und zu formulieren, was womöglich der Fall ist. Womit sich allerdings auch zeigt, daß unser Empathievermögen hilfreich sein kann, aber nur, wenn auch die richtigen Modellvorstellungen im Hintergrund stehen.

PARACELSUS entwickelt seine Gedanken über die Natur der Gifte und die Möglichkeiten der Therapie in heftiger Auseinandersetzung mit denen, die ihn anfeinden, zumal er mit der jahrhundertelangen Medizintradition nach GALEN bricht und nicht mehr nur Humoralpathologie im Sinne der Säftelehre betreibt.

Aber über das ... Gemeldete hinaus ist das Geschrei noch größer unter den unverständigen angeblichen und erdichteten Ärzten entstanden, die da sagen, daß meine Rezepte, die ich schreibe, ein Gift, corrosiv, das ist Ätzendes, und Extraction aller Bosheit und Giftigkeit der Natur seien. Auf solches Vorgeben und Ausschreien hin wäre meine erste Frage, so sie darauf zu antworten tüchtig wären, ob sie denn wüßten, was Gift oder nit Gift sei? Oder aber, ob im Gift kein Mysterium der Natur sei? Denn im selbigen Punkt sind sie unverständlich und unwissend in den natürlichen Kräften. Denn was, das Gott erschaffen hat, ist, das nit mit einer großen Gabe, dem Menschen zu Gutem, begnadet sei? Warum soll denn Gift verworfen und verachtet werden, so doch nicht das Gift, sondern die Natur gesucht wird? (...) Wer ist, der da das Rezept der Natur komponiert hat? Hat es nicht Gott getan? Warum sollte ich ihm sein compositum verachten, ob er gleich zusammensetzte, was mich nicht genug zu sein dünkt?! (...) Ein jegliches Ding soll gebraucht werden, dahin es verordnet ist, und wir sollen weiter keine Scheu vor demselben haben, denn Gott ist der rechte Arzt und die Arznei selbst. (...)

Nun merkt auf den Punkt, was dieses sei: es ist ein >nicht zu viel< noch ein >nicht zu wenig<. Der das Mittel trifft, der empfängt kein

Gift. (...) Wenn ihr jedes Gift recht auslegen wollt, was ist, das nit Gift ist? Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift; allein die dosis machts, daß ein Ding kein Gift sei. (...) Ich gebe auch zu, daß Gift Gift sei; daß es aber darum verworfen werden solle, das darf nicht sein. Weil nun nichts ist, das nit Gift sei, warum corrigiert ihr? Allein darum, daß das Gift keinen Schaden tue. (...)

Ist es möglich, aus Gutem bös zu machen, so ist auch möglich, aus Bösem Gutes zu machen. (...) Das aber sollt ihr verstehen, daß das kein Gift ist, das dem Menschen zu Gutem gedeiht. Das ist allein Gift, das dem Menschen zu Argem ersprießt, das ihm nit dienstlich, sondern schädlich ist...¹

Der Hintergrund der *Phytotherapie* ist in der Tat höchst berechnend. Pflanzen produzieren zwar Gifte, um Fressfeinden den Genuß zu verderben, ja vielleicht sogar, um sie zu töten. Hautausschläge, Schwindel, Herzrasen, Nervenschädigungen, Lähmungen, Verdauungsbeschwerden, Atemnot bis hin zum Kollaps, alles Erdenkliche können solche Gifte bewirken. Bei einer gerade noch verträglichen Dosis führen aber viele dazu, daß ganz bestimmte Organe, wie etwa Nieren, Galle, Leber oder auch die Haut ganz besonders angestachelt werden, um eben das jeweilige Gift möglichst schnell wieder abzubauen. — Genau das aber, dieser Impuls, dieser Reiz, diese besondere Herausforderung für eines der Organe kann beabsichtigt sein und in der Tat eine mit Hintersinn herbeigeführte Heilwirkung hervorrufen.

Nichts ist unheimlicher als der Mensch

Das Seltsame am Menschen ist diese besondere Fähigkeit, von sich absehen zu können, um die Umwelt an und für sich zu beobachten, um zu deuten und zu lernen, um schließlich Stärken in Schwächen und Schwächen in Stärken verwandeln zu können. So wird dann auch aus einem Pflanzengift ein Heilmittel und so kann ein Heilmittel wiederum zum Gift werden, es kommt immer darauf an, was gerade im Schilde geführt wird. — Das ist dann auch das Unheimliche am Menschen, wie es der Chor in der *Antigone* des SOPHOKLES mit Widerwillen konstatiert:

¹Paracelsus: Das Buch Paragranum. Ebd. S. 508–512. Text via zeno.org.

Leib, Seele und Psyche

»Es gibt viel Unheimliches und doch ist nichts unheimlicher als der Mensch.«¹

Darauf werden alle erdenklichen Ungeheuerlichkeiten gelistet, wenn der Chor konstatiert, was es mit der Unheimlichkeit des Menschen auf sich hat, wie sehr die Sonderstellung des Menschen im Kosmos, betrachtet mit den vermeintlichen Augen anderer Erdenbewohner oder auch mit den Augen der Götter, doch erscheinen muß. Da ist einerseits Bewunderung im Spiel, die Unvorstellbarkeit, das Gewaltige des Muts, der Herausforderungen, die schiere Macht, auch das schier Unmögliche noch zu bewältigen. Andererseits ist es zu viel des Guten, mehr als pures Heldentum, weit mehr als das, was noch akzeptabel sein kann. Und tatsächlich wird zu guter Letzt so etwas wie Abscheu zum Ausdruck gebracht. — Die Frage ist nur, aus welcher Perspektive da dieses Urteil gesprochen wird, tatsächlich aus der anderer Epochen, anderer Lebewesen, anderer Götter? Jedenfalls werden die Errungenschaften der Zivilisation nicht gerade gefeiert, wenn so höchst distanziert aufgezählt wird, was der Mensch in seiner Unheimlichkeit so alles zu Wege bringt.

*Er überquert das schäumende Meer
im Winter sogar, wenn der Südsturm tobt,
durchdringt die Wogen, die rings ihn umtürmen.
Sogar die erhabenste Gottheit,
die ewige, niemals ermattete Erde,
quält er um seines Nutzens willen,
läßt alljährlich die Pflugschare hinter
Rossegespannen die Furchen ziehen,
hin wie her.*

*Die flatterhaft munteren Vögel fängt er,
umgarnt sie mit Netzen,
die Tiere der Wildnis zugleich.
Die Geschöpfe auch, die in den Salzfluten wimmeln,
fischt er heraus in gesponnenen Maschen,
verständlich und klug, wie er ist,
erringt mit listigen Mitteln die Macht
über die Tiere des Feldes wie ragender*

¹Sophokles: Antigone, 332 / Chor.

Leib, Seele und Psyche

*Höhen, gewöhnt an das lastende Joch
die mähenumflatterten Pferde, den niemals
erschlauffenden Stier des Gebirges.*

*Und Sprache und windschnelles Denken,
Verständnis für staatliche Ordnung auch
brachte er selber sich bei, schuf Zuflucht
sich auch vor dem klirrenden Frost
wie dem peitschenden Regen, den Plagen des Himmels.
Weiß er für jedes doch Rat, bleibt niemals
hilflos bei allem, was eintritt.
Dem Hades allein wird nie er entrinnen,
hat freilich Arzneien sich ausgedacht schon
für einstmals unheilbare Krankheiten.
Niemand erwartete Künste beherrscht er,
Ausdruck vernünftigen Denkens, und nutzt sie
manchmal zum Bösen und manchmal zum Guten.
Achtet er Recht und Gesetz und bewahrt
die bei Göttern beschworenen Eide,
so ragt sein Staat in die Höhe.
Neigt überheblich dem Bösen er zu,
so richtet den Staat er zugrunde.
Nie sitze mit mir zusammen am Herde,
nie sei mein Gesinnungsgenosse
einer, der solches verübt!¹*

Unmittelbar darauf wird ANTIGONE von einem Wächter herangeführt, in flagranti ertappt und überführt, dem Gesetz des Bruders und Königs nicht entsprochen, sondern stattdessen nach einem älteren Rechtsverständnis gehandelt zu haben. Gegen den ausdrücklichen Willen des KREON, König von Theben, hat sie soeben verbotenerweise ihren Bruder POLYNEIKES bestattet, der Krieg gegen Theben geführt hat.

ANTIGONE hält sich aber an das ältere Gesetz, den Clangeist und die Ehre der Toten. Sie übertritt das Verbot ganz bewußt und wird zur Strafe von KREON lebendig eingemauert. Das wiederum löst eine Kette von Suiziden aus: Zunächst

¹Sophokles: Antigone. In: Werke in zwei Bänden. A. d. Griech. übertr. u. hrsg. von Dietrich Ebener. Berlin 1995. Bd. 1, S. 223.

Leib, Seele und Psyche

bringt ANTIGONE sich um, worauf ihr Verlobter HAIMON den KREON tötet. Darauf nimmt sich EURYDIKE, die nunmehr zur Witwe gewordene Ehefrau von KREON das Leben.

Diese Tragödie wurde vermutlich im Jahr 442 v. u. Z. in Athen uraufgeführt. Von großer Bedeutung ist dabei der Konflikt und auch das Dilemma zwischen Staat und Familie, Individualismus und Gemeinschaftsgeist, aber eben auch der Widerspruch zwischen Natur und Zivilisation. Schließlich kommt es erst damit zu einem *Individualismus* mit jenen ungeheuerlichen Potentialen, sich wirklich über alles hinwegsetzen zu können, was zuvor noch heilig, unberührbar oder auch unerreichbar schien.

Auf bemerkenswerte Weise werden alle diese Potentiale sehr distanziert betrachtet und erscheinen dann als Ungeheuerlichkeiten. Als wolle der Chor bewußt ganz außerhalb Stellung nehmen, sich möglichst weit absetzen vom Untier Mensch. Es scheint, als spräche er aus der Perspektive längst vergangener Zeiten eines schon lange überwundenen Lebens in und mit der Natur. — So zeigt dann die ANTIGONE vor allem eines, daß es sich beim *Staat* um einen Artefakt handelt, der mit dem vormaligen Gefühl für den eigenen Clan, für die Ehre der Lebenden und die Würde der Toten, für die Liebe unter Geschwistern und für die Verbundenheit unter Stammesgenossen nichts mehr zu tun hat und auch nichts mehr zu tun haben will. In der Tat beruht alles, was hier fast schon mit Abscheu und Widerwillen in dunkler Rede als ungeheuerliche Hybris gewürdigt wird, auf Errungenschaften der Zivilisation.

Die dunkle Seite der Empathie

ANTIGONE UND KREON, FAMILIENSINN VERSUS STAATSRÄSON — DAS SCHICKSAL DER TRAGISCHEN HELDEN — AUSSICHT AUF EINE THEORIE DER EMOTIONEN — DER BLINDE FLECK DER EMPATHIE — URQUELL FÜR MITLEID UND GRAUSAMKEIT — TRAGISCHE HELDEN STEHEN ZWISCHEN DEN ZEITEN — DIE ANTIGONE BEI HEGEL — DER MENSCH IST EIN WESEN, DAS EINEN ANFANG MACHEN KANN — ANTIGONE HANDELT AUTONOM ABER NICHT AUS EIGENEM ANTRIEB — HOMERISCHE HELDEN ALS ›GANZE MENSCHEN‹ BEI HEGEL — AUCH TIERE VERFÜGEN ÜBER MITEMPFINDEN — DIE SPIEGEL–METAPHER — WENN DIE WORTE FEHLEN — LAUTMALE-REI, MIMIK, GESTEN UND TÄNZE — HYBRIS ALS GRENZÜBERSCHREITUNG — PYGMALION, PINOCCHIO, DORIAN GRAY

Mitgefühl und Grausamkeit	20
Antigone: Tradition oder Empathie?	20
Helden, Menschenopfer, Sündenböcke	25
Einen–Anfang–machen–Können	32
Die Entdeckung der Spiegelneuronen	35
Motorische Intelligenz als soziale Kompetenz	35
Metaphern, Modelle, Medien	39
Wenn seelenlose Sachen zum Leben erwachen	43

Mitgefühl und Grausamkeit

Antigone: Tradition oder Empathie?

Von außen betrachtet mag es erscheinen, als habe ANTIGONE aus Gründen der *Empathie* gehandelt. Das läßt sich aber auch bezweifeln, weil sie einfach nur tut,

Die dunkle Seite der Empathie

was sie tun muß. Ihr eigentlicher Beweggrund ist Tradition, Verbundenheit mit der Familie, dem Clan, vor allem eben auch mit dem Bruder. Die Auffassung über das Seelenheil und die Würde der Toten läßt ihr gar keine andere Wahl. Also mit oder ohne *Empathie*, sie hat getan, was sie tun müssen.

Im Hintergrund ist die Aussicht auf eine Theorie der Gefühle sehr verlockend. Schließlich sind E-Motionen dem Wortsinn nach bereits etwas, das uns bewegt. Dabei spielt vor allem das eine Rolle, was vor Zeiten in den Mythen so selbstverständlich schien, daß Götter sich der Menschen wie Werkzeuge bedienten, daß sie eingriffen ins Seelenleben, daß sie die Emotionen erst gesetzt haben, denen dann Folge zu leisten den Helden gar nichts anderes blieb.

Es ist ein immenser Fatalismus am Werk, betrachtet man die Schicksale der mythischen und tragischen Helden und ihre Teilnahmslosigkeit. Sie beklagen sich kaum, handeln wie selbstverständlich, selbst wenn sie fremdbestimmt sind. Sie sterben so leicht, selbst wenn alles ungerecht ist und auch dann noch, wenn längst entzaubert wurde, wie sich Sammler und Jäger über Jahrmillionen das Leben nach dem Tode vorgestellt haben, daß es danach einfach immer so weiter geht wie bisher. — Die Frage ist, ob wir uns so sehr von ihnen unterscheiden als verwöhnte, vielleicht auch verweichlichte Kinder des PROMETHEUS, als Passagiere im brausenden *Prozeß der Zivilisation*, der uns längst das Heft aus der Hand genommen hat.

Wo zuvor alles auf das unerfindliche Walten der Götter zurückgeführt wurde, so daß Mythagogen, Dichter und Denker ausdeuten mußten, was wohl die Beweggründe der Götter gewesen sein mögen, wenn sie wieder einmal in den Lauf der Geschichte eingriffen und Einzelne zu ihrem Werkzeug machten, dort herrscht inzwischen die Auffassung, wir seien des eigenen Glückes Schmied. Aber noch immer sind da noch ganze Klassen von Emotionen, von denen wir uns bewegen lassen. Daher ist es philosophisch so reizvoll, die verschiedenen Emotionen, von denen wir bewegt werden können, systematisch auf einzelne Götter zurückzuführen, die oft miteinander im Hader liegen.

Im Lichte einer solchen *Theorie der Emotionen* dürfte allerdings manches ganz anders erscheinen, was dem stolzen Selbstverständnis moderner Lebensweisen so gar nicht behagt. — Vielleicht sind wir gar nicht so frei, wie wir uns wähnen? Vielleicht sind wir vor allem dann nicht wirklich frei, sobald wir von Emotionen ergriffen werden? Vielleicht folgen wir diesen Motivationen nicht anders, wie auch die tragischen und mythischen Helden zu ihrer Zeit, als sie ihrem Schicksal scheinbar so widerstandslos folgten.

Nun ist spätestens mit der *Moderne* der Glaube an mächtige metaphysische Instanzen, die hinter allem stehen, in sich zerfallen. Aber die Auskunft, alles

Die dunkle Seite der Empathie

sei offen und schlußendlich sei jeder des eigenen Glückes Schmied, ist längst keine frohe Botschaft mehr. Der *Neoliberalismus* hat zu einer weiteren Dynamisierung der Moderne geführt, alles ist noch schneller geworden und so zeigt sich der *Nihilismus* inzwischen noch sehr viel radikaler, als ihn NIETZSCHE sich vorgestellt hat. Es gehört zum guten Ton, nichts aber auch gar nichts mehr zu glauben, tatsächlich aber wird alles erdenkliche unhinterfragt und völlig unkritisch einfach akzeptiert.

Interessant wäre es, die Welt wieder neu in die alten Geschichten einzuspinnen. Wir sollten neue Netze der Sinnggebung weben, und über die Welt zu werfen, um über überhaupt noch irgendetwas zu verstehen. Das geschieht aber nicht von sich aus, vielmehr müssen die Mythen selbst erst immer wieder neu animiert werden. Es gilt, nicht anders als einer dieser Helden im Märchen, sich auf Unbekanntes einzulassen, die Abenteuer neu zu bestehen. Hinter den alten Geschichten zeigen sich Herausforderungen, auf die es ankommt. In ihnen zeigen sich entscheidende Herausforderungen, gelungene Anlässe zu wachsen, sich zu entfalten, sich ganz neu von ganz anderen Seiten selbst zu entdecken.

Märchenhelden haben allerdings nicht die Schwere jener tragischer Figuren, denen vorherbestimmt ist, untergehen zu müssen. Der Märchenheld ist nicht selten ein Luftikus, der mehr Glück hat als Verstand. Zumeist mit Geistern im Bunde, die sich aus irgendwelchen Gründen zum Wohlwollen, ja sogar in Dankbarkeit verbunden fühlen, verhält es sich anders mit den Helden in den Mythen und vor allem mit denen in der Tragödie. — Der Plot bringt die tragischen Helden in eine heillose Konflikte, aus denen es, anders als im Märchen, gar kein Entkommen geben kann.

So wie der Märchenheld in der Regel schlußendlich gewinnt, so notorisch verlieren die tragischen Helden schließlich alles, außer sich selbst. Sie tun, was getan werden muß, weil sie sind, was und wie sie sind aber auch, weil sie gar nicht anders können. Alle tragischen Helden haben eines gemeinsam, sie verfügen nicht über die Freiheit, anders sein und auch anders handeln zu können. — Mitunter ergreifen sie sogar Vorkehrungen gegen sich selbst, um dem längst prophezeiten Schicksal doch noch zu entgehen. So läßt ÖDIPUS ganz bewußt das Vaterland hinter sich, um der bösen Prophezeiung zu entgehen, er würde seinen Vater erschlagen und seine Mutter ehelichen. Aber auch das wird nicht heraushelfen aus dem mitreißenden Strudel der Entwicklungen.

Diese Figuren entgehen ihrem Schicksal nicht. Dabei mag es sein, daß sich alles aufgrund eiskalter Notwendigkeiten entwickelt. Aber es ist ein unverdientes Schicksal und sogar ungerecht, jedenfalls nach unserem Empfinden. Nicht anders erging es dem Publikum im alten Athen. Die Mitleidsbekundungen

Die dunkle Seite der Empathie

müssen bestürzend gewesen sein, so daß sich das Theater als moralische Besserungsanstalt erweist, weil hier Sensibilitäten erst geschaffen wurden, die zuvor vorhanden aber noch gar nicht entwickelt worden waren. — Gerade die tragischen Helden appellieren auf unheimliche Weise an unser Mitgefühl, aber ganz wohl ist einem dabei nicht, schließlich geht Unheil mit ihnen einher. Sie haben daher ein Anrecht auf unser Mitgefühl, aber sie bleiben uns fremd in ihrer Eigenart, denn sie sind *Sündenböcke*, schlimmer noch, sie sind wie *Menschenopfer*, weil sie, wenn sie gestorben sind, endlich den Weg frei machen für die neuen Verhältnisse.

Figuren wie KASSANDRA, MEDEA oder auch ACHILL, sind hochmögende Allegorien, Herausforderungen für eine *Empathie*, die gleichwohl ins Leere läuft, denn schlußendlich werden sie alle von der vollen Härte der Gesetze und des Schicksals getroffen. Ganz besonders heldenhaft ist dabei, wie sie mit ihrem ausweglosen Schicksal umgehen: Sie nehmen es an, sie nehmen es zu sich, sie identifizieren sich mit ihren Taten... — Und das Publikum sitzt fasziniert, gebannt, voller Mitgefühl auf den Rängen und bleibt doch außen vor, das Mysterium wirklich zu verstehen.

Die Szenerie der kathartischen Zuschauer, unter denen es hochemotional zugegangen sein soll, läßt sich durchaus vergleichen mit den bestialischen Folterprozeduren im Mittelalter, von denen MICHEL FOUCAULT so minutiös berichtet hat. Hier wie dort nimmt das Schicksal seinen unerbittlichen Lauf, auf der Theaterbühne wie auch auf den mittelalterlichen Marktplätzen im Zeitalter der Massenpsychosen. Die Delinquenten wußten offenbar sehr genau, was sie als Hauptdarsteller dem hochverehrten Publikum schuldig waren. Dementsprechend sind manche aufgetreten wie Künstler und haben sich zu Beginn auch noch verneigt. — Sowohl die Folterszenarien als auch das Geschick der Tragödien-Helden läßt daher an *Menschenopfer* denken, an uralte Rituale sozialer Selbstheilung, bei denen Körper aus Fleisch und Blut gezwungen wurden, eine Gewißheit zu schaffen, wie sie sich ohne tatsächliches Empfinden nicht wirklich einstellen kann.

Wir sollten es uns daher nicht allzu einfach machen mit der Deutung solcher unheimlichen Grausamkeiten. Auch die bequeme Art moderner Attitüden, alles was man nicht versteht, als Anzeichen des Aberglaubens zu betrachten, sich selbst aber behaglich zu suhlen in einer angeblichen Modernität, die gerade ihrerseits auch solche dunklen Seiten hat, ist wohlfeil und billig. — Auch die Zeitgenossen anderer Epochen waren nicht so dumm und so einfältig. Auch sie wußten oder ahnten zumindest, daß es beim Opfern nur rein vordergründig darum geht, irgendwelche Götter, Geister oder Dämonen mit irgendetwas ab-

zufinden. Das ist nur ein Aspekt, das ist nur vordergründig. Tatsächlich geht es um eine Familie, eine menschliche Gemeinschaft, um den Staat oder um die Gesellschaft als solche. Und da zielen Rituale stets darauf ab, etwas zu verbürgen, das schwer faßbar und schon gar nicht festzumachen ist, das Gefühl von Sicherheit zu schaffen, wo eigentlich keine ist.

Sich von Auguren versichern zu lassen, was angeblich der Fall ist, ob die Götter entspannt sind, ob sie zürnen oder gar bereits auf Rache sinnen, ist nur der Anfang. Es kommt darauf an, damit adäquat umzugehen, etwas zu tun, eine heilige Handlung zu vollführen, bei der die Gewißheit, um die es geht, erst hergestellt werden muß und bewahrheitet werden kann. Dazu dient das Opfern von Pflanzen, Tieren, von Kostbarkeiten wie Schmuck oder Waffen oder Geld, vielleicht aber auch das Opfern von Menschen. — Wenn und wo es aber wirklich darauf ankommt, dann und dort kann nur der leibhaftige Körper das alles entscheidende Zeugnis ablegen, daß mit dem Opfern spürbar etwas bewirkt und verändert werden kann, von dem alles weitere abhängig ist. Entscheidend ist nicht nur die Auskunft, daß alles gut sei, sondern die Erfahrung jener vermeintlichen Gewißheit, daß nach dem Opfer tatsächlich alles wieder im Lot ist.

Gewißheiten des Glaubens, des Vertrauens und der Zuversicht sind alles andere als selbstverständlich. *Rituale* sind dazu da, miterleben zu können, daß sich tatsächlich etwas ereignet. Da es sich bei alledem aber in der Regel um hoch abstrakte Angelegenheiten handelt, kann niemand spüren, ob es nun auch wirklich ›gut‹ ist. Das ist dann wohl auch der Grund, warum so oft Blut fließen soll, warum vielen Geistern nachgesagt wird, daß sie für Blut alles täten.

Mit der Verletzung der Haut geschieht etwas, das in der Tat nachvollziehbar ist, auch wenn die Schmerzen bei den Zuschauern zwar vorstellbar aber nicht spürbar sind. Es gilt, Sicherheiten zu schaffen, Vertrauen, Zeugenschaft, Zuversicht. Genau das geschieht dann beim Opfern, denn wer dabei ist, daß wirklich etwas getan wird, kann eben bezeugen, daß wirklich Blut geflossen ist oder mehr noch. — Das Urprinzip einer jeden Opferhandlung ist ein Tauschhandel mit unsichtbaren Instanzen, die nur schwer faßbar sind. Wir vermuten sie im Äußeren, dabei sind es einfach nur die Manifestationen von Vorstellungen über das, was wichtig ist, worauf es eben ankommt.

Mit diesen Instanzen wird dann ein Tauschhandel versucht. Also wird etwas weggegeben, um sich dann im selben Akt selbst als befreit zu empfinden, befreit von alledem, was zuvor als große Belastung, vielleicht auch als Schande, als himmelschreiendes Unrecht oder auch als übles Verbrechen empfunden worden ist. Die Rückkehr zur Normalität, das Ausgleichen von Unausgewogenheiten

Die dunkle Seite der Empathie

ist daher das, worauf es ankommt.

Die Dynamik, daß sich aus Üblem weiteres Übel entwickelt, ist ganz offenbar in Vergessenheit geraten dieser Tage, in der man sich naserümpfend erhaben fühlt über alles das, was anderen Zeiten ganz große Sorgen bereitet hat. — Mit dem Akt des Opfern wird der Versuch unternommen, von allem loszukommen, was dem Leben, dem Glück und dem Frohsinn im Wege steht. Die unbeschwereten Verhältnisse vergangener Zeiten sollen endlich wieder einkehren, also wird das Ganze durch *Rituale* erneuert.

Hier übrigens hat der Begriff von der *Revolution* seinen ursprünglichen Sinn, denn es handelt sich dabei nicht etwa um etwas gänzlich Neues, eben nie zuvor Dagewesenes. Das Gegenteil ist der Fall, die ›Revolution‹ ist der Wiederbeginn einer Umkreisung. Es ist genau jener Moment, in dem ein Planet nach einer Abweichung von seiner Idealbahn wieder seine altbekannten Kreise zieht. — Das Ganze hat einen hintergründigen Sinn, denn, wenn man Himmelsbeobachtungen betreibt und dabei ein geozentrisches Weltbild unterstellt, dann vollführen Planeten regelmäßig gewisse Kapriolen, bis sie dann nach einer ›Revolution‹ wieder zurück sind auf ihrer alten Bahn.

Genau das entspricht auch dem Prinzip, das beim Opfern im Hintergrund steht. Man möchte die alten Verhältnisse wieder herstellen, alles ausgeglichen sehen und unbeschwert von vorn wieder anfangen können. Daher sind Opfer öffentlich, sie können gar nicht im Verborgenen stattfinden, sie müssen erlebt, erfahren und mitvollzogen werden.

Helden, Menschenopfer, Sündenböcke

Eine entscheidende Klasse des Opfern ist die, einen *Sündenbock* auszuwählen, der dann, beladen mit allem was als Belastung empfunden wird, im wahrsten Sinne des Wortes in die Wüste geschickt wird. Gerade *Menschenopfer* dürften dieser Vorstellung entsprechen, daß es möglich ist, Schuld zu übertragen und auch abtragen zu lassen. Im Hintergrund steht die *dunkle Seite der Empathie*.

Dieser Glaube, einige wenige, vielleicht sogar Auserwählte stellvertretend büßen zu lassen, auf daß dann alle erdenklichen Schuldgefühle getilgt sein sollen, hat es schließlich im *Christentum* so weit gebracht, daß man auf die eigentümliche Idee kam, ein Menschen-Gott habe sich als Sündenbock für alles ganz bewußt selbst geopfert. Diese Freiwilligkeit scheint schwer vorstellbar, allerdings lassen sich inzwischen manche archäologischen Befunde anführen, die den Verdacht erhärten, daß viele dieser Menschenopfer womöglich freiwillig gewesen sein könnten, was immer der Terminus ›freiwillig‹ dann noch besagt.

Die dunkle Seite der Empathie

Wir haben es daher ganz offenbar mit einem Atavismus zu tun. Menschen sind gern möglichst nahe dabei und wünschen sich, sehen zu können ohne selbst gesehen zu werden. Die *dunkle Seite der Empathie* wird ganz offenbar übergangen, denn es geht etwas dabei nicht auf. — Wer miterleben und mitfühlen kann, wird auch selbst etwas spüren wollen oder aber, man wird dann wenigstens möglichst authentisch miterleben wollen, wie andere leiden und daß sie es tatsächlich auch tun.

Das ist der blinde Fleck der Empathie, tatsächlich bleibt das eigene Schmerzempfinden angesichts von Leiden, das anderen zugefügt wird, eigentümlich unberührt. Die Schmerzrezeptoren werden ganz offenbar nicht angeregt, auch ein Gefühl für die Schmerzen wenigstens zu halluzinieren. Diese Wahrnehmungen bleiben aus, so daß die Empathie nur das Gefühl von Gefühlen, nur die Vorstellung von Schmerzen vermittelt, aber eben nicht den Schmerz selbst. Und so könnten jene, die das *Mitleid* so hoch ansetzen, um darin den Urquell höherer Gefühle und tatsächlicher Moralität zu sehen, sich im Irrtum über die menschliche Natur befinden. — Gerade das sensorische Defizit der *Empathie* dürfte gleichermaßen auch ein Quell der *Grausamkeit* sein, mit Wonne dabei zu sehen, wie einem menschlichen Objekt die ›erlesensten Qualen‹ zugefügt werden, um ganz bewußt auf die Schriften des MARQUIS DE SADE anzuspielen.

Und die Delmouse zog Justine trotz ihres Sträubens in ihre Zimmer. Es gab nun nichts, was die Verführerin nicht anwendete, um das junge Mädchen von ihrer Tugend abzubringen. Geschenke, Versprechungen, Schmeicheleien, alles wurde in Bewegung gesetzt. Aber vergeblich. Die Delmouse mußte einsehen, daß nichts fähig war, Justines Tugend umzustossen. Von diesem Augenblick an, wandelte sich aber, wie bei allen Personen ihres Schlages, die Wollust in Wut.¹

Dazu gibt DE SADE dann eine Erläuterung in Fußnote Nr. 4., wobei wieder deutlich wird, wie verhaßt ihm jeder Tugendterror gewesen sein muß. Ähnlich wie später auch NIETZSCHE kann und will sich auch DE SADE nicht damit abfinden, daß gerade hinter solcher Tugendhaftigkeit nicht selten ganz andere Kräfte stehen, die nur kaschiert werden:

Bei allen ist die Grausamkeit entweder die Ergänzung oder das Mittel, zur Wollust. Es gibt keinen einzigen grausamen Mann, der

¹Marquis de Sade: Die Geschichte der Justine oder die Nachteile der Tugend. A. d. Franz. von M. Isenbiel, Privatdruck, 1906. S. 21.

Die dunkle Seite der Empathie

nicht auch zugleich Lüstling gewesen ist; und umgekehrt keinen ausschweifenden Menschen, der nicht grausam wird. Im Übrigen ist die Grausamkeit so wie der Schmerz nur ein Seelenzustand, der durchaus von uns unabhängig ist. Und wir sollten weder über den einen erröten, noch den anderen verherrlichen. Der Mensch strebt mit verschiedenen Mitteln nach der Glückseligkeit. Nero fand ebenso viel Lust darin, seine Opfer zu erwürgen, wie Titus darin, keinen Tag vergehen zu sehen, an dem er nicht Gutes getan hätte.¹

Nicht anders als in der Tragödie werden die Zuschauer auch bei derlei Darbietungen eher entrückt, weil das Vermögen zur *Empathie* eigentlich eher verwirrt: Einerseits ist da dieses intensive Mitfühlen, andererseits ist und bleibt es abstrakt. Einerseits ist da ein *Mitleid*, andererseits aber auch ein Faszinosum, weil eben das empfindungslose Mitempfinden selbst eine Seltsamkeit ist. — Gerade die *Grausamkeit* bewegt sich an dieser Schwelle, nicht zu verstehen, warum das Mitfühlen eben doch außen vor bleibt, warum nicht zugleich dann auch wirklich etwas am eigenen Leib zu spüren ist, wenn das Mitgefühl doch so intensiv ist. So bleibt nur ein abstraktes Gefühl des Fühlens. Das aber ist unbefriedigend, weil der Körper dabei nicht leisten kann, worauf es ankommt, zu *bezeugen*, daß etwas wirklich wirklich ist.

Die *Empathie* kann uns das Gefühl für den Anderen nicht wirklich vermitteln. Auch ist sie als solche womöglich gar nicht so hochsensibel, wie sie gemeinhin betrachtet wird. Vielleicht liegt sie nicht selten mit sich selbst im Hader, denn es ist seltsam, daß wir andauernd vorgegaukelt bekommen, etwas körperlich zu spüren, was den eigenen Körper gar nicht betrifft. — Es könnte sein, daß wir einfach nur naiv sind, wenn wir glauben, man sei entweder mitfühlend oder herzlos, entweder zart oder hart, tertium non datur.

Vielleicht verhält es sich so, daß es das eine ohne das andere nicht geben kann, wie stets, wo die Phänomene in der Regel ohnehin immer nur durchs gerade Gegenteil in Erscheinung treten. *Mitleid* und *Grausamkeit* wären dann zwei Seiten einer Medaille, die vorschnell in und mit der *Empathie* gefeiert wird. Sie ist aber nicht nur der Urquell von *Mitgefühl im Guten*, sie kann auch der Urquell von *Grausamkeit als Mitgefühl im Bösen* sein.

Tragödien-Helden sind also Sündenböcke, Menschenopfer. Sie können gar nicht anders, haben keine noch so aberwitzige Alternative, anders zu handeln.

¹Ebd.

Die dunkle Seite der Empathie

Sie fallen ihrem Schicksal anheim, müssen Strafen erdulden oder strafen sich selbst, obwohl sie doch, jedenfalls nach modernem Ermessen, gar nicht schuldhaft gehandelt haben können, eben weil sie nicht anders konnten. — Hinter diesen Figuren lassen sich zweifelsohne noch die Idealtypen von Menschen der vormaligen Epochen erkennen, als die Welt noch nicht zivilisiert war.

Es ist die Frage, wie es im Inneren dieser Helden aussieht. Was empfinden sie, empfinden sie sich? Träumen sie? Haben sie Fallträume, also solche, die ausgelöst werden durch Ängste um die eigene Individualität? Und wenn diese Helden noch so heldenhaft agieren, wie etwa der ACHILL: Manches spricht dafür, daß es womöglich noch kein *Individualismus* ist, der da an den Tag gelegt wird. Zumindest sind diese Helden anders als wir, sie leben, agieren und sterben so selbstverständlich. Sie nehmen so ganz ohne Hadern ihr schweres Los auf sich. — Sie stammen allerdings aus einer Zeit, in der die Götter noch unter den Menschen weilten, nicht selten, um direkt einzugreifen, wie etwa in jener Szene im Heerlager der Griechen beim Kampf um Troja.

Das erste Wort der *Ilias* ist *Zorn*, und das ist dann auch das Thema des Epos. ACHILL ist im Begriff, AGAMEMNON zu töten, der von ihm die Herausgabe der schönen BRISEIS verlangt, aber ATHENE hält ihn zurück. — Das sind noch andere Zeiten: Die Götter greifen direkt ein ins Geschehen. Auch jener Pfeil, der auf ACHILL abgefeuert wird, wurde gelenkt von APOLLON, so daß die verwundbare Stelle auch tatsächlich getroffen werden konnte.

Mit dem *Zorn* des ACHILL setzt die *Ilias* ein. Die Pest hat das Lager der Griechen befallen. Der Seher KALCHAS hat offenbart, daß APOLLON das Unheil gesandt hat, weil AGAMEMNON die im Krieg geraubte und ihm ehrenhalber zugesprochene Tochter des Priesters CHRYSSES nicht zurückgegeben hat. Nun sieht sich dieser aber zum Einlenken gezwungen und verlangt im Gegenzug von ACHILL die Herausgabe der ihm zugesprochenen Kriegsbeute, die gleichfalls geraubte BRISEIS.

ACHILL ist darauf im Begriff, wegen dieser Schmähung den AGAMEMNON auf der Stelle zu töten, aber ATHENE greift ein und hält den Helden zurück. Darauf beschließt ACHILL, den Kampfhandlungen fortan fern zu bleiben. Er schwört bei ZEUS, unter AGAMEMNON nicht wieder an den Kampfhandlungen teilzunehmen, worauf die Griechen eine Niederlage nach der anderen einstecken.



Abb. 2: ATHENE

hindert ACHILLEUS gegen AGAMEMNON und dessen Beleidigung vorzugehen. MICHEL MARTIN DROLLING *Der Zorn des Achilles*. — Quelle: Public domain via [Wikimedia](#).

Der Bericht der *Ilias* setzt genau in diesem Moment ein, wenn ACHILL und AGAMEMNON auf der Heerversammlung in Streit geraten und ACHILL, anstatt ihn auf der Stelle zu töten, sich grollend zurückzieht:

*Göttin, besinge die tödliche Wut des Peliden Achilleus,
die den Achaiern tausendfältige Leiden bescherte,
zahlreiche tapfere Heldenseelen zum Hades entsandte
und die Leiber zur Beute den Hunden, zum Fraße den Vögeln
vorwarf — derart mußte der Wille des Zeus sich erfüllen —,
seit einmal der Atride, der oberste Feldherr des Heeres,
sich überworfen hatte im Streit mit dem edlen Achilleus.
Wer von den Göttern verfeindete sie?¹*

Diese Rückfrage ist schon bemerkenswert: *Wer von den Göttern verfeindete sie?* — Menschen und allen voran tragische Helden sind ganz offenbar nur

¹Homer: *Ilias*. In: *Werke in zwei Bänden*. A. d. Griech. übers. von Dietrich Ebener. 2. Aufl., Berlin, Weimar 1976. Bd. 1, S. 3.

Die dunkle Seite der Empathie

wie Werkzeuge der Götter, je heldenhafter umso mehr. Da muß schon ein Trickster wie ODYSSEUS daherkommen, um einen *Individualismus* an den Tag zu legen, der bis dato schier unvorstellbar schien, eben einer, der sich nicht nur funktionalisieren läßt, sondern der die Götter selbst gegeneinander ausspielt. Allerdings ließe sich einwenden, daß es doch der Zorn des ACHILL ist, um den sich eigentlich alles dreht ...

Helden der griechischen Tragödie wie ACHILL, *Antigone* oder auch *Ödipus* verkörpern, durchleben und durchleiden nicht selten jene Konflikte, die zwischen einer alten und einer neuen Zeit aufkommen. Obwohl sie als Figuren so schillernd sind, ist doch kein *Individualismus* im Spiele, keine Freiheit, auch anders zu können, wenn sie nur wollten und für uns — eigentlich auch keine Möglichkeit, sie wirklich zur Verantwortung zu ziehen.

Die Ausweglosigkeit, nachdem das ihnen vorherbestimmte Schicksal nun einmal seinen Lauf genommen hat, ist unerbittlich. Die Kaltblütigkeit, mit der Prophezeiungen wahr werden, ohne die geringste Chance, sie in ihrem Lauf zu verändern, hat etwas Monumentales. Dagegen steht dann die hilflose *Empathie* auf Seiten des Publikums angesichts der schieren Unverhältnismäßigkeit im unverdienten Unglück. Schlußendlich kommt dann aber die Läuterung beim Zuschauer durch die Erfahrung, sie einfach nur tränenüberströmt zu beweinen.

Zwar wird die ANTIGONE bei HEGEL in seiner *Phänomenologie des Geistes* nur an zwei Stellen namentlich genannt, aber der Geist ihrer Tragödie durchzieht das ganze Werk. Für den *Phänomenologen* ist der Plot geradezu mustergültig, denn es liegen die beiden alles entscheidenden Formen der Sittlichkeit zugleich vor. Diese tun dann auch das Übliche und liegen unversöhnlich miteinander im Hader. Da ist auf der einen Seite die unmittelbare Identifikation mit der Gemeinschaft, dem Clan und der Familie ohne jeden reflektierenden Abstand, verkörpert durch ANTIGONE. Und demgegenüber steht die alles übergreifende Staatsräson, verkörpert durch KREON auf der anderen Seite, der fast schon wie ein Kantianer die Einhaltung der Gesetze verlangt, eben weil sie Gesetze sind.

HEGEL zufolge ist es gerade *dieser* Grundkonflikt, auf den es ankommt und der bis auf den heutigen Tag noch immer von größter Bedeutung ist. Die Konfliktlinien verlaufen nicht nur zwischen Familie und Staat sondern eben auch zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Das macht diesen Stoff so

Die dunkle Seite der Empathie

fruchtbar, denn mithilfe der beiden Figuren lassen sich zwei einander unver-söhnlich gegenüberstehende Gegensätze identifizieren. Zugleich zeigt sich, daß beide Seiten sich legitimiert sehen können, eine jede Seite auf ihre Weise. — Nicht von ungefähr feiert HEGEL daher dieses Werk in den höchsten Tönen, weil es diesen Urkonflikt so systematisch zur Darstellung bringt. Die *Antigone* des SOPHOKLES, so HEGEL, sei eines der allererhabensten, in jeder Rücksicht vortrefflichsten Kunstwerke aller Zeiten.

*Alles in dieser Tragödie ist konsequent; das öffentliche Gesetz des Staats und die innere Familienliebe und Pflicht gegen den Bruder stehen einander streitend gegenüber, das Familieninteresse hat das Weib, ANTIGONE, die Wohlfahrt des Gemeinwesens KREON, der Mann, zum Pathos. POLYNEIKES, die eigene Vaterstadt bekämpfend, war vor Thebens Toren gefallen, und KREON, der Herrscher, durch ein öffentlich verkündetes Gesetz droht jedem den Tod, der jenem Feinde der Stadt die Ehre des Begräbnisses zuteil werden ließe. Diesen Befehl aber, der nur das öffentliche Wohl des Staats betrifft, läßt sich Antigone nichts angehen, sie vollbringt als Schwester die heilige Pflicht der Bestattung, nach der Pietät ihrer Liebe zum Bruder. Dabei beruft sie sich auf das Gesetz der Götter; die Götter aber, die sie verehrt, sind die unteren Götter des Hades (Sophokles, *Antigone*, v. 451, »Hier im Haus das Recht der Todesgötter«), die inneren der Empfindung, der Liebe, des Blutes, nicht die Tagesgötter des freien, selbstbewußten Volks- und Staatslebens.¹*

Man möchten nun glauben, ANTIGONE hätte doch wohl aus Gründen der *Empathie* gehandelt, als sie die Würde des toten Bruders hatte wahren wollen. Aber das könnte ein vorschnelles Urteil sein, denn wir wissen nicht wirklich, was sie im Innersten bewegt. Vielleicht handelt sie ganz einfach aus Gründen der Konvention und ihr Empathievermögen bestärkt sie genau darin, sich nicht darum zu scheren, was der Staat nun glaubt verlangen oder verbieten zu dürfen.

¹Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. In: Werke. Vollst. Ausg. durch einen Verein von Freunden des 18 Bde. Berlin 1832–1845. Bd. 10. S. 524f.

Einen–Anfang–machen–Können

Die Antwort auf diese Frage, ob *Empathie* so etwas ist wie ein Gefühl, das uns förmlich vor sich hertreibt oder aber, ob es sich dabei um eine autonome Motivation handelt, ist ganz und gar nicht banal. Also in wie weit handeln wir tatsächlich selbst? — Im Hintergrund steht ein bedeutendes philosophisches Motiv: Wir können in der Tat *einen Anfang machen*, wir können intervenieren, eine *Initiative* ergreifen um einen Anfang zu machen oder wir können auch einen Anfang mit dem Ende von irgendetwas machen. Auch das wäre eine Initiative, ein Neuanfang, mit etwas aufzuhören, daß sich ansonsten wie selbstverständlich weiter fortpflanzen würde.

Erlittene Verletzungen, Demütigungen, Unrecht oder auch Schamverletzung können traumatisierend wirken, was bedeutet, daß die Betroffenen zu Zwangshandlungen neigen. Manche wirken wie fremdbestimmt und unterliegen einem äußersten Zwang, gar nicht anders zu können. Es scheint, als müsse das erlittene Unrecht mit anderen geteilt, also weitergegeben werden, wodurch die Unheilsgeschichte immer weiter fortgesetzt wird. — Bis dann die Reihe an Jemanden kommt, der von sich aus einfach nicht mehr so weitermachen wird wie bisher ...

In diesem Sinne sind die Momente, in denen etwas begonnen wird, von ebenso großer Bedeutung wie solche, in denen mit etwas abgeschlossen und eben Schluß gemacht wird. Beides ist ganz entscheidend schicksalhaft, weil alles weitere davon abhängig ist. — Aber wir unterstellen stets dabei, daß Freiheit im Spiele ist. Dem steht entgegen, daß ANTIGONE womöglich gar nicht frei war in ihrer Motivation, sie mußte tun, was sie tat. Wäre dem so, die *Empathie* der ANTIGONE würde fußen auf einer Tradition, die so oder so, ob nun mit Gefühl oder nicht, Folgeleistung erwartet.

Also was ist es, das die *Empathie* ausmacht? Rein phänomenal handelt es sich dabei um ein uraltes Vermögen, über das auch Tiere bereits verfügen, weil es aus Gründen der Kommunikation und der Koordination und des Sozialverhaltens ganz offenbar unabdingbar ist, sich emotional an die Stelle der Anderen versetzen zu können. Aber wenn und wo von *Empathie* die Rede ist, dann erwarten wir eigentlich mehr. Wo und wenn dieser Begriff fällt, so wird *Mitgefühl*, *Mitleid*, vielleicht so etwas wie spontanes *Verstehen* und nicht zuletzt etwas *Humanes*, eben mitmenschliches Mitgefühl erwartet, also ein bereits sehr hohes Niveau

Die dunkle Seite der Empathie

von *Empathie*, also selbst wieder so etwas wie ein kultiviertes Fühlen, vielleicht so etwas wie eine Kultur der Empathie.

ANTIGONE handelt zwar autonom aber nicht wirklich aus eigenem Antrieb, sie zeigt sich einfach nur den alten Sitten und Gebräuchen gegenüber verbunden, sie wahrt eben die Tradition. — Wir erwarten dagegen ganz offenbar weit mehr vom Phänomen *Empathie* als das, was wir auch mit den Tieren gemeinsam haben, eben etwas, das weit über die Tierheit hinausreicht. Die Vorstellung selbst hätte allerdings etwas hoffnungsvolles, wäre da tatsächlich so etwas wie eine Sensibilität für Höheres, Letztes, Ultimatives.

Von Empathie in ihrer reinsten Form wäre demnach zu erwarten, daß ihre Impulse gleichsam wie aus dem Nichts kommen. Gerade die *Mystik* ist das Feld solcher seltsamen Begebenheiten, in denen Neu-Anfänge gemacht werden. Daher dürfte auch das Interesse herrühren, das gemeinhin diesem Begriff entgegen gebracht wird. Erwünscht und vielleicht sogar erwartet wird etwas, das uns in unserer Inneren ergreifen kann. — Allerdings stellt sich dann die Frage, ob *Empathie* in dieser Weise den Helden der Antike nicht abgehen muß, weil Individualität dazu erforderlich wäre, eben eine gewissen Unabhängigkeit, also Entscheidungs- und Willkürfreiheit.

HEGEL sieht jedoch gerade in den homerischen Helden und vor allem im ACHILL einen ›ganze‹ Menschen, so daß sich unsere Hypothese ins Gegenteil verkehrt. Waren etwa die alten homerischen Menschen eventuell noch ›ganz‹ und sind wir womöglich nur noch Fragmente davon? Verwundern sollte es nicht, denn wir tragen zwar noch immer alle Götter in uns, sind aber über eine lange Phase der religiösen Umerziehung dahin gebracht worden, nicht mehr damit umgehen zu können.

In seinen *Vorlesungen zur Ästhetik* macht HEGEL weitere Ausführung zur Psychologie, die für uns von besonderem Interesse sind, weil dabei die einzelnen Götter mit den unterschiedlichsten Charakterzügen ins Verhältnis gesetzt werden und weil HEGEL dann schlußendlich darauf besteht, daß bei aller Vielfalt gleichwohl ein Ganzes, eine ganze *Identität* daraufhin zustande gebracht werden muß. Vielseitigkeit allein gebe dem Charakter noch kein lebendiges Interesse, zugleich müsse die Fülle zu einem Subjekt zusammengebracht werden.¹

Das Pathos, indem es sich innerhalb einer vollen Individualität ent-

¹Ebd., vgl. S. 273.

Die dunkle Seite der Empathie

faltet, erscheint dadurch in seiner Bestimmtheit nicht mehr als das ganze und alleinige Interesse der Darstellung, sondern wird selbst nur eine, wenn auch eine Hauptseite des handelnden Charakters. Denn der Mensch trägt nicht etwa nur einen Gott als sein Pathos in sich, sondern das Gemüt des Menschen ist groß und weit. Zu einem wahrhaften Menschen gehören viele Götter, und er verschließt in seinem Herzen alle die Mächte, welche in dem Kreis der Götter auseinandergeworfen sind; der ganze Olymp ist versammelt in seiner Brust. In diesem Sinne sagte ein Alter: ›Aus deinen Leidenschaften hast du dir die Götter gemacht, o Mensch!‹ Und in der Tat, je gebildeter die Griechen wurden, desto mehr Götter hatten sie, und ihre früheren Götter waren stumpfere, nicht zur Individualität und Bestimmtheit herausgestaltete Götter.

In diesem Reichtum muß sich deshalb der Charakter auch zeigen. Das gerade macht das Interesse aus, welches wir an einem Charakter nehmen, daß eine solche Totalität sich an ihm hervortut und er in dieser Fülle dennoch er selbst, ein in sich abgeschlossenes Subjekt bleibt. Ist der Charakter nicht in dieser Abrundung und Subjektivität geschildert und abstrakt nur einer Leidenschaft preisgegeben, so erscheint er außer sich oder verrückt, schwach und kraftlos. (...) Im Homer z. B. ist jeder Held ein ganzer lebendigvoller Umfang von Eigenschaften und Charakterzügen. Achill ist der jugendlichste Held, aber seiner jugendlichen Kraft fehlen die übrigen echt menschlichen Qualitäten nicht, und Homer enthüllt uns diese Mannigfaltigkeit in den verschiedensten Situationen. Achill liebt seine Mutter, die Thetis, er weint um die Briseis, da sie ihm entrissen ist, und seine gekränkte Ehre treibt ihn zu dem Streite mit Agamemnon, der den Ausgangspunkt aller ferneren Begebenheiten in der Ilias ausmacht. Dabei ist er der treueste Freund des Patroklos und Antilochos, zugleich der blühendste, feurigste Jüngling, schnellfüßig, tapfer, aber voll Ehrfurcht vor dem Alter; der treue Phönix, der vertraute Diener, liegt zu seinen Füßen, und bei der Leichenfeier des Patroklos erweist er dem greisen Nestor die höchste Achtung und Ehre. Ebenso zeigt sich aber Achill auch als reizbar, aufbrausend, rachsüchtig und voll härtester Grausamkeit gegen den Feind, als er den erschlagenen Hektor an seinen Wagen bindet und so den Leichnam, dreimal um Trojas Mauern jagend, nachschleppt; und dennoch erweicht

Die dunkle Seite der Empathie

er sich, als der alte Priamos zu ihm ins Zelt kommt; er gedenkt daheim des eigenen alten Vaters und reicht dem weinenden König die Hand, welche den Sohn ihm getötet hat. Bei Achill kann man sagen: Das ist ein Mensch! — Die Vielseitigkeit der edlen menschlichen Natur entwickelt ihren ganzen Reichtum an diesem einen Individuum. Und so ist es auch mit den übrigen Homerischen Charakteren: Odysseus, Diomedes, Ajax, Agamemnon, Hektor, Andromache; jeder ist ein Ganzes, eine Welt für sich, jeder ein voller, lebendiger Mensch und nicht etwa nur die allegorische Abstraktion irgendeines vereinzelt Charakterzuges. Welch kahle, fahle, wenn auch kräftige Individualitäten sind dagegen der hörnene Siegfried, der Hagen von Tronje und selbst Volker, der Spielmann.

Eine solche Vielseitigkeit allein gibt dem Charakter das lebendige Interesse. Zugleich muss diese Fülle als zu einem Subjekt zusammengeschlossen erscheinen ...¹

Die Entdeckung der Spiegelneuronen

Motorische Intelligenz als soziale Kompetenz

Tatsächlich ist das Vermögen, empathisch zu empfinden keineswegs ein menschliches Privileg. Auch Tiere verfügen über die Fähigkeit, sich an die Stelle des Anderen zu versetzen, was ganz offenbar aus biologischen Gründen notwendig ist. Die Frage bleibt daher offen, ist *Empathie* ein hohes, ein spätes Gefühl, eine ganz besondere Gabe des Einfühlungsvermögens oder handelt es sich dabei eher um basale Wahrnehmungen, die nicht sehr viel Intellekt, dafür umso mehr Mitgefühl verlangen?

Anfang der 90er Jahre untersuchte eine Gruppe von Neurophysiologen der Abteilung für Neurowissenschaften der *Universität Parma* um die Forscher GIACOMO RIZZOLATTI, VITTORIO GALLESE und LEONARDO FOGASSI das Hirnareal F5 im unteren Teil des prämotorischen Cortex. In diesem Bereich der Großhirnrinde werden Handlungen geplant und angestoßen. — Einem Makakenäffchen waren Elektroden implantiert worden, um die Aktivitäten einzelner Nervenzellen zu messen, während der Affe nach verschiedenen Objekten griff.

¹Ebd. S. 271ff.

Die dunkle Seite der Empathie

Kurz vor einer weiteren Messung langte dann der Experimentator LEONARDO FOGASSI selbst nach einer Rosine, was wiederum von dem verkabelten Äffchen beobachtet worden sein muß, denn zum Erstaunen von FOGASSI sprachen darauf die Meßgeräte an, was bedeutete, daß die untersuchten Neuronen auch reagierten, obschon die Aktion doch nur beobachtet aber nicht selbst ausgeführt worden war.¹

Zunächst wurden üblicherweise Fehlerquellen vermutet, dann entwarfen die Forscher gezielt Versuche, die alle möglichen Faktoren ungewollter Einflüsse gezielt ausschließen sollten. Schließlich wurde die Hypothese zur Gewißheit, es mußte sich um die echte Repräsentation einer nur beobachteten Bewegung gehandelt haben, demnach müßten die entsprechenden Neurone die Bewegung ›gespiegelt‹ haben.

Die Forschergruppe ging sodann einen Schritt weiter und konnte nachweisen, daß viele der F5-Spiegelzellen, die bereits beim Zusehen gefeuert hatten, auch beim reinen Geräusch derselben Handlung reagierten. Als nächstes wurde mit Sichtblenden gearbeitet, so daß die eigentliche Handlung in Teilen verborgen war, sich aber dennoch erschließen ließ, und die *Spiegelneuronen* feuerten auch dann. — Schließlich wurde vermutet, die *Spiegelneuronen* dienten dem Begreifen von Verhalten mit der Aufgabe, Vorhersagen über Handlungsziele und Intentionen bei Beobachtungen machen zu können.²

Es scheint, so wird unter bewußter Anspielung an die Terminologie der *Phänomenologie* erläutert,

*einen neuronalen Mechanismus zu geben, der beiden Standpunkten gemeinsam ist, der Beobachteten und Beobachter verbindet. Deswegen erlebt der Beobachter die Situation des anderen unmittelbar mit.*³

In einem Interview schildert GIACOMO RIZZOLATTI die Umstände dieser Entdeckung:

¹Katja Gaschler: Spiegelneurone. Die Entdeckung des Anderen. In: Gehirn & Geist, 10/2006. S. 26–33. Vgl. S. 28.

²Giacomo Rizzolatti, Leonardo Fogassi, Vittorio Gallese: Spiegel im Gehirn. In: Spektrum der Wissenschaft, März 2007. S. 49–55. Zit. v. Vgl. S. 50.

³Ebd. S. 54.

Die dunkle Seite der Empathie

An der Entdeckung waren Fogassi, di Pellegrino und Gallese beteiligt. Sie kamen zu mir und sagten, da ist eine Entladung im Gehirn, die wir nicht zuordnen können, wahrscheinlich eine Art Artefakt. Der Affe imitiert etwas, was wir tun. Fogassi war der erste, der die Spiegelneuronen entdeckt hat, aber wir entschieden, daß in der Öffentlichkeit die ganze Gruppe als Entdecker angegeben wird. Das war 1992.¹

Bis zu diesem Zeitpunkt war man allgemein der Auffassung, im untersuchten Sektor, dem motorischen Kortex und in den prämotorischen Gebieten, also den Zonen höherer Gehirnfunktionen, würden ausschließlich bestimmte Bewegungen codiert und exakte Bewegungen vorbereitet aber eben nichts darüber hinaus. Doch die Gruppe hatte nach eigenem Bekunden bereits im Jahr 1988 entdeckt, das im prämotorischen Kortex viele, um nicht zu sagen, viel zu viele Neuronen beteiligt sind. — Nun zeigte sich anhand der Zufallsbeobachtung, die sich alsbald bestätigen ließ, es feuerten stets dieselben Neuronen, ob der Affe nun mit seiner rechten oder seiner linken Hand zugriff, ja selbst wenn er mit seinem Mund »griff«. Stets reagierten die Neuronen darauf, so daß die Gruppe diese Zellen mit einer starken Metapher belegte: »Spiegel«neuronen.

Was der italienischen Gruppe wohl zugutegekommen sein dürfte, die Entdeckung zu machen, war die seinerzeit noch vorherrschende Auffassung, das Motorische System würde über keine kognitiven Funktionen verfügen. Man hatte gemeinhin wohl eher eine andere Vorstellung, nicht die, daß sich Kognition ausgerechnet im motorischen System zeigen sollte und dann auch noch ohne Trennung zwischen Sensorik und Motorik. — Aber in der Philosophie, den Kulturwissenschaften und insbesondere in der Ethnologie lassen sich manche Konzepte anführen, die das Prinzip der Seele hervorheben. Seele ist demnach Bewegung und Leben ist in diesem Sinne Beweglichkeit, Bewegtheit und Bewegbarkeit. Daher ist es eigentlich gar nicht verwunderlich, daß ausgerechnet in einem Hirnareal, das für Bewegung zuständig ist, tatsächlich auch das repräsentiert wird, was das Bewegtwerden–Können überhaupt erst möglich macht.

Wir denken oftmals in Mustern der Bewegung und erfahren uns selbst als bewegt. Die Muster, mit denen Situationen vorgestellt werden, in denen es um Einstellungen, Entscheidungen und auch um Konflikte geht, werden selbst

¹<http://www.infonautik.de/rizzolatti.htm>, Sunday, 22.04.07; 23:06.

wiederum so aufgefaßt, als ginge es dabei um Positionen, vielleicht auch um Angriffe auf Positionen, eben um Bewegungen, die aus der jeweiligen Position heraus vollführt werden. Es ist daher gar nicht verwunderlich, daß gerade beim Erörtern der eigenen Vorstellungen und Möglichkeiten sehr oft ausgerechnet auf Metaphern der Position, der Stellungnahme und der Bewegung zurückgegriffen wird.

Kognition, so faßt RIZZOLATTI seine Schlußfolgerungen über die Funktion der *Spiegelneuronen* zusammen, Kognition bestehe aus dem *Mappen* des sensorischen Systems in Aktion.¹ Das bedeutet ganz offenbar, daß wir uns Vorstellungen der Bewegung zu Nutze machen, um uns selbst zu verstehen:

*Wir brauchen also keine großen Gebiete für Assoziation. Das läßt sich viel ökonomischer lösen, indem man Informationen einfach auf das motorische System legt! Das ist die Basis. Sicherlich können in höheren Regelkreisen kompliziertere Mechanismen hinzukommen. Im Prinzip fallen jedoch Wahrnehmung, motorische Aktion und Kognition als identische Neuronenverbände in einem Punkt zusammen. Eins geht hier aus dem anderen hervor.*²

Es sei, so RIZZOLATTI, *Motorische Intelligenz* im Spiel bei dieser doch auch außerordentlichen Fähigkeit zu begreifen, was die anderen tun. Hierzu müsse man sich in den Anderen hineinversetzen, sich auf ihn einlassen, um vorhersagen zu können, was er im nächsten Moment tun wird. Motorische Intelligenz sei soziale Intelligenz, weil sie sich auf den anderen einlasse. — So habe die Fähigkeit zur Imitation sich gerade beim Menschen so weit entwickelt, weil es außerordentlich wichtig ist für das soziale Leben, quasi intuitiv zu verstehen und zu begreifen, was andere soeben zu tun beabsichtigen, noch ehe sie es wirklich getan haben.

Da aber nun dieses Vermögen unerwarteter Weise im motorischen Kortex lokalisiert wurde, bezeichnet es RIZZOLATTI, wohl nicht ohne den Gestus des Entdeckers als ›Motorische Intelligenz‹, um dann zu konstatieren:

Die Anfangssequenz einer intentionalen motorischen Bewegung, wie das Greifen einer Tasse guten Cappuccinos, kann jedes Kind

¹Vgl. ebd.

²Ebd.

Die dunkle Seite der Empathie

*interpretieren. Man weiß was kommt, insofern, als man den guten Kaffee nicht verschüttet. Man führt die Tasse zum Mund und trinkt ihn. So banal das klingt, das Verstehen des Verhaltens der Anderen ist außerordentlich wichtig. So haben Wissenschaftler wie z. B. Humphrey festgestellt, daß die Intelligenz eines Gorillas primär eine soziale Intelligenz ist. Gorillas haben ein großes Gehirn, das vor allem einer Sache dient, herauszufinden, was geht in meiner Gruppe vor sich, wie geht mein Nachbar mit dem Alphamännchen um, muß ich nett sein oder weglaufen, wer ist stärker, wer ist schwächer, was denkt dieser Gorilla wohl gerade usw.*¹

Metaphern, Modelle, Medien

Es ist eine mächtige Metaphorik, die der italienische Neurophysiologe GIACOMO RIZZOLATTI da aufruft, um zur Sprache zu bringen, was es mit diesen bemerkenswerten Neuronen auf sich hat, die mit der Lizenz ausgestattet sind, die Wirklichkeit Anderer spürbar werden zu lassen, sie womöglich sogar ›spiegeln‹ zu können. — Aber mit den Metaphern verhält es sich wie mit der spiegelnden Wasseroberfläche des NARZISS. Wir sollten nicht vergessen, daß wir selbst die Urheber aller Projektionen sind, die wir da, ob nun bewußt oder unbewußt, willkürlich oder unwillkürlich, auf ein Medium projizieren, um dann das Projizierte wiederum als etwas Erlebbares in Erfahrung zu bringen.

Dabei ist es nicht selten von Vorteil, sich die Frage zu stellen, ob so etwas nicht vielleicht hatte notwendigerweise entwickelt werden müssen. Die Kommunikation über Laute und Gesten und Aktionen war ganz offenbar bereits bei den Tieren ganz und gar nicht mehr hinreichend, das Sozialverhalten möglich zu machen. Erforderlich ist ganz offenbar eine soziale Kompetenz, die Vorhersagen generieren und Vermutungen anstellen kann, und die dabei einigermaßen verlässlich ist. — Genau das ist dann auch die Spekulation von RIZZOLATTI, wenn er weitere Schlußfolgerungen mit dem Befund verknüpft, daß die Spiegelzellen ihren Träger in die Lage versetzen, Vorhersagen über das Verhalten Anderer machen zu können.

Spiegelneuronen sind also dazu angetan, durch Beobachtung in Erfahrung zu bringen, wie es ganz konkret um die Anderen und auch um die ganze

¹Ebd.

Die dunkle Seite der Empathie

Gruppe steht. Das sind allerdings auch einsame Spekulationen, die sich nicht verifizieren lassen, sondern eben nur falsifizieren, wenn sich ein Individuum auf diese Gefühle verläßt und vor dem Hintergrund solcher Vorannahmen agiert. — So gründet sich dieser soziale Sinn auf dem Vermögen, mit anderen mitfühlen, es anderen nachfühlen zu können. Und dennoch bleibt ja das Individuum allein mit diesen Vermutungen. Einfühlung kann eben auch schiefgehen, man wäre dann wieder einmal nur den eigenen Projektionen aufgesessen.

Genau daher könnte dann auch das Bedürfnis nach einer Sprache rühren, die es ermöglichen sollte, mehr Sicherheit zu erlangen. Denn wenn etwas gespürt wird, dann wird es höchst instruktiv, auf irgendeine nachfragen zu können, ob es sich dabei eben nur um eine Projektion des Beobachters handelt oder aber, ob tatsächlich etwas Wirkliches als solches wahrgenommen worden sein könnte. Worte machen es möglich, Einfühlung zur Sprache zu bringen, so daß Stimmungen, auf die es ankommt, nicht nur mit–empfunden, sondern auch mit–geteilt und dann sogar nach–empfunden werden können.

Allerdings sind bereits beim Tierverhalten sehr viele Eigentümlichkeiten zu beobachten, wenn der Ausdruck einer bestimmten Stimmung ganz explizit noch einmal hervorheben durch Laute, Grimassen oder auch durch demonstratives Verhalten. Es ist ohnehin nicht einfach, die Komplexität einer Stimmung tatsächlich angemessen zur Sprache zu bringen. Und so fehlen nicht selten die richtigen Worte. Wo aber die Worte nicht oder noch nicht zur Verfügung stehen, dort wird eher auf die rudimentären Repräsentationen zurückgegriffen. Entweder man greift auf Mimik und Gestik zurück oder verstummt, weil sich nichts mit Bestimmtheit sagen läßt über eine Gefühlslage, die sich so eindeutig, wie die Worte es wollen, gar nicht zum Ausdruck bringen läßt.

Die Nähe ist da, während die Motorik also durch Mapping wie ein Medium belegt wird, mit Mustern der Position, der Aktion und der Interaktion, die sich allesamt darstellen, mitteilen und nachempfinden lassen sollen, wird von der Sprache erwartet, daß sie das Ganze auf den Punkt bringen kann. Wo die Worte einfach fehlen, wie beim Tier aber eben auch unter Fremden, dort bleibt nichts weiter als dieser Rückgriff auf Rudimentäres, wir werden bald dazu übergehen, mit Händen und Füßen zu sprechen, dann wird der eigene Körper wie ein Medium benutzt, wenn nachgeahmt wird, worum es tatsächlich geht, bis die Anderen endlich verstehen.

Die dunkle Seite der Empathie

Urkomisch und vielleicht mehr oder minder authentisch ist die einschlägige Szene aus *Der mit dem Wolf tanzt*, in der CEVIN COSTNER als Nordstaaten-Offizier FIRST LIEUTENANT JOHN DUNBAR auf einen entlegenen Außenposten im Indianergebiet (im heutigen South Dakota) versetzt wird. Nach einigen eher zögerlichen Begegnungen stattet er seinen Nachbarn ganz spontan einen Besuch ab und reitet mitten in ihr Lager, um ihnen die Nachricht von der lang erwarteten und überfälligen Sichtung der Büffel zu überbringen.

Er schwingt sich also aufs Pferd, wird von den konsternierten Indianern erst einmal gefangen genommen, um dann aber doch reden zu dürfen. — Dabei erzeugt das Wort ›Büffel‹ nicht die geringste Wirkung, also beginnt er sich zu bewegen, wie ein ebensolcher, um dabei mit den beiden Zeigefinger die Büffelhörner anzudeuten, so daß es langsam überdeutlich wird, worum es hier geht, um das Lebenselixier dieses Indianerstammes: *Tatonka!*¹

Es ist ein behutsamer Film mit dem Anspruch, den Ureinwohnern Amerikas, die augenscheinlich diesen Kontinent weit vor CHRISTOPH COLUMBUS entdeckt haben müssen, endlich historische Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Wo die Worte nicht zur Verfügung stehen, dort helfen Mimik, Gesten, Tänze, Imitationen und Lautmalerei.

Es ist jedenfalls eine Nähe zur *Sprache* zu vermuten, wenn RIZZOLATTI explizit behauptet, die prä-verbale Sprache sei sehr körpernah gewesen. Auch nonverbal läßt sich bereits einiges verbalisieren, zumal die Worte nicht selten gerade das vorenthalten, was gesagt, was mitgeteilt werden soll. Es kommt tatsächlich nicht in erster Linie auf die reine Information an, sondern vielmehr auf den sozialen Kontext, in den eine Interaktion eingebettet ist. Nicht nur die Informationsebene, sondern vor allem die Beziehungsebene ist daher von ganz besonderer Bedeutung. — Das hat schließlich auch FIRST LIEUTENANT JOHN DUNBAR motiviert, augenblicklich ins Lager seiner Nachbarn zu reiten, weil er nicht nur eine für sie wichtige Information übermitteln, sondern auch mit ihnen in Beziehung treten wollte.

Die menschliche Sprache ist hervorgegangen aus solchen Konstellationen, beispielsweise wenn etwas nachgeahmt und dabei nicht nur gestikuliert wird, sondern wenn in der Tat ganz typische Bewegungen vollführt und als solche von

¹Der mit dem Wolf tanzt; USA 1990. Originalsprache: Englisch, Lakota, Pawnee. Regie: Kevin Costner.

Die dunkle Seite der Empathie

anderen wiederum verstanden werden. Am Anfang war nicht das Wort, sondern Mimik, Gestik und vor allem der Tanz. Das Ganze wird zugleich begleitet von Lauten, bis irgendwann tatsächlich so etwas wie Lautmalerei aufkommt. Der Ursprung uralter Tänze mutet an, als wäre da noch etwas wie vor Urzeiten:

Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man tanzen.

Es ist eine Frage der Phantasie, sich vor Augen zu führen, wie sich daraus einerseits Worte und andererseits Riten entwickelt haben. In jedem Falle geht es letztlich um standardisierte Zeichen, die einer anspruchsvollen Verständigung dienen. — Bei der Lautmalerei ist es im Unterschied zum Papagei, der ja nun auch Laute täuschend echt nachahmen kann, von ganz entscheidender Bedeutung, ob die Laute bewußt oder unwillkürlich zustande kommen. Der Papagei spricht zwar, er sagt aber nichts. Für uns liegt der Witz allerdings darin, daß es mitunter so scheint, also rein situativ den Eindruck macht, als wäre irgendein Sinn damit verbunden, als habe der Papagei tatsächlich mit seinen Lauten etwas sagen wollen, als wäre er etwa auf einem Piratenschiff genau das, was der Narr bei Hofe ist.

Die Entwicklung vom Laut und von der Geste über den Tanz bis hin zur rituellen Nachahmung ganzer Erscheinungen, ergibt sich auf diese Weise über viele Stufen ganz allmählich und im Falle des Menschen scheinbar fast wie von selbst. Ganz allmählich entsteht so etwas wie ein Redevermögen, denn das ist es, was tatsächliche Sprache ausmacht, die Fähigkeit zur Akklamation und die Möglichkeit auf Seiten der Zuhörer, sich davon betreffen zu lassen.

So kann allein schon der typische Laut etwa eines Tieres bei Anderen die leibhaftige Vorstellung hervorrufen, es tatsächlich mit diesem Tier zu tun zu haben. Zugleich muß es bereits möglich sein, zwischen *Vorstellung und Wirklichkeit* zu unterscheiden. Vor diesem Hintergrund wird dann der Unterschied zwischen Vorstellung und Wirklichkeit zu einer höchst interessanten Erfahrung. Dazu kommt es, wenn ein Akteur einen Laut anstimmt, der beispielsweise die Nähe eines gefürchteten Raubtieres anzeigt.

Wenn die *Nachahmung* täuschend echt wirkt, dann scheint es so, als würde der Laut zumindest in der Wahrnehmung der anderen nicht nur die Vorstellung, sondern eben die Wirklichkeit beeinflussen. Es scheint, als hätten Worte die Macht, Phänomene als solche herbeizuzitieren. — Das dürfte der eigentliche

Ursprung magischer Weltbilder sein. Sie beruht auf dieser Erfahrung, daß die richtigen Worte ganz offenbar Macht über den Geist der Sachen selbst haben. Das ist durchaus ernst zu nehmen, weil die *Seele* einer Tiergattung beispielsweise eben genau so vorgestellt wird, wie sie eben der *Natur* entspricht. Das ritualisierte ›Beschwören‹ dient daher der Vergewisserung in der Gruppe, der Unterweisung der nachfolgenden Generationen und vor allem als Basis zum Erfahrungsaustausch, denn die Jagdtechniken von Vor- und Frühmenschen, ebenso wie die heutiger Jägervölker, sind hoch komplex.

Bevor wir uns an komplexere Bewußtseins- und Kommunikationsverhältnisse heranwagen, ist es interessant, sich zuvor mit den tieferen Schichten zu befassen. Daher geht es hier zunächst nur um eine möglichst einfache kommunikative Interaktion, wie sie sich vor Urzeiten schon ereignet haben dürfte. Und da ist es eben bemerkenswert, daß *Worte* in der Tat über magische Kräfte verfügen: Wenn es die richtigen Worte sind, dann können sie den *Geist der Sachen* tatsächlich herbeirufen, zwar nicht in der Wirklichkeit aber eben doch in der Vorstellung und einzig darauf kommt es an. Daher geht von der *Magie* eine so große Anziehungskraft aus. Sie entspricht einer uralten Erfahrung, daß durch die richtigen Worte, Gesten und Beschwörungen die Seele der Sachen selbst bewegt werden kann.

Wenn seelenlose Sachen zum Leben erwachen

Es ist ausschließlich das Privileg der *Götter*, dem was leben soll, die *Seele* einzuhauchen. Im Sinne der magischen Weltauffassung können Seelen allerdings beeinflußt werden. Gleichwohl zielt der hinter alledem verborgene Wunschtraum zielt genau darauf ab, diese Differenz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit immer kleiner werden zu lassen. — Bei aller Mühe, erscheint es dann wie ultimatives Künstlerglück, wenn die Werke tatsächlich täuschend echt wirken oder vielleicht sogar zum Leben erwachen.

Darauf zielen letztlich sowohl die *Magie*, als auch die *Kunst* und die *Philosophie*: Es gilt, das absolute Wort, das ultimative Werk oder die vollkommene Einsicht zu finden, zu schaffen oder zu realisieren. Dieser nicht selten mit *Hybris* einhergehende Wille zum Werk legt es tatsächlich darauf an, daß sich die Sachen von selbst ›bewegen‹ und tatsächlich zu leben beginnen. Auch der Traum des *Phänomenologen* steht dem in nichts nach: Mögen die Sachen von sich aus zu



Abb. 3: JEAN-LÉON GÉRÔME: *Pygmalion et Galatée*. Metropolitan Museum of Art, New York. — Quelle: Public Domain via Wikimedia; [Front](#), [Back](#).*

sprechen beginnen, so daß wir nicht mehr mit Unterstellungen, Annahmen und Vermutungen arbeiten müssen, sondern einfach nur zuhören, zusehen und miterleben können.

Hybris, das bedeutet Grenzüberschreitung und zwar in einem überaus magischen Sinne, etwa wenn eine eigentlich unbeseelte Puppe wie PINOCCHIO¹, eine

*PYGMALION, ein Künstler in Zypern, ist maßlos enttäuscht von den Frauen und lebt nur noch für seine Bildhauerei. Unbewußt erfüllt er sich seinen Traum durch eine von ihm erschaffene Elfenbeinstatue, die wie eine lebendige Frau aussieht und dabei seinem Ideal entspricht. Das Abbild behandelt er mehr und mehr wie einen echten Menschen und schließlich verliebt er sich in seine Kunstfigur.

Zypern ist die Heimat von VENUS, daher fleht der Künstler die Göttin der Liebe an ihrem Festtag inbrünstig an, wenn schon seine Statue nicht zum Menschen werden könne, so sei ihm wenigstens vergönnt, daß seine künftige Frau so sei wie diese. — Als er dann aber von den Feierlichkeiten für die Göttin wieder nach Hause zurückkehrt und die Elfenbeinstatue zu lieblosen beginnt, erwacht diese langsam zum Leben.

¹Carlo Collodi: Pinocchio. Übers. v. Paula Goldschmidt; Hamburg 2001.

Die dunkle Seite der Empathie

Skulptur wie die GALATÉE des PYGMALION¹ oder wenn ein Kunstwerk wie *Das Bildnis des Dorian Gray*² zum Leben erwacht. Auch das entgegengesetzte Verfahren ist hoch problematisch, etwa wenn die Seele in ihrer emotionalen Bewegbarkeit, in der sie eben ›gerührt‹ werden kann, einfach auszuschalten, wenn sie durch einen kalten Stein ersetzt wird, wie in *Das kalte Herz* von WILHELM HAUFF³ — Mit alledem gehen größte Befürchtungen einher, die kosmische Ordnung könnte fundamental gestört und vielleicht sogar zerstört werden. Es sind womöglich bald schon keine Einzelfälle mehr, wenn *so etwas* auch nur ein einziges Mal ungestraft möglich geworden ist.

Die Faszination bei der Vorstellung über die Macht magischer Worte verkehrt sich ins gerade Gegenteil angesichts der Horrorvorstellungen, die sich sogleich ankündigen, wenn auch nur einen Augenblick daran gedacht wird, so etwas könnte tatsächlich und wirklich möglich sein. Nicht nur die Grenze zwischen Wunsch und Wirklichkeit wäre dann nicht mehr von Bedeutung. Damit aber würden fundamentale Orientierungsweisen unmöglich gemacht, so daß sich zeigt, worum es bei solchen Horrorvorstellungen wirklich geht: Wo Artefakte lebendig werden, wo Sachen selbst zu sprechen beginnen, wo fundamentale Grenzen nicht mehr gelten, dort würde die Ordnung der Dinge bis in die Fundamente erschüttert.

Es geht dabei allerdings weit weniger um die Natur der Sachen selbst, als vielmehr um den Bestand der Kultur. Alle relevanten Orientierungsmuster setzen auf solche Unterscheidungen, daher kann es gar nicht denkbar sein, daß die Grenzen zwischen dem Lebenden und dem Toten, dem Unbeseelten und dem Beseelten oder zwischen dem Künstlichen und dem Natürlichen nach Belieben überschritten werden. Das ist dann auch der Grund für das Grauen, den Abscheu aber auch die Faszination und das heimliche Interesse an der Magie als schwarze Wissenschaft oder auch einfach nur als Zauberkunst.

¹Ovid: Metamorphosen. Buch 10, Vers 243ff.

²Oscar Wilde: *Das Bildnis des Dorian Gray*. Übers. v. I. Rein; Stuttgart 1992.

³Wilhelm Hauff: *Das kalte Herz*. Märchen-Almanach auf das Jahr 1828 für Söhne und Töchter gebildeter Stände (1827). In: *Sämtliche Werke in drei Bänden*. Nach den Originaldrucken und Handschriften. Textred. u. Anm. Sibylle von Steinsdorff, München 1970. Bd. 2. S. 215ff.

Die Macht der Bilder

WIE SICH BILDER VOR DIE WIRKLICHKEIT SCHIEBEN — BILDERMACHEN ALS SAKRILEG — WIE FALSCHER MODELLE DAS VERSTEHEN IN DIE IRRE FÜHREN — VERSTEHEN IST MEHR ALS VERSTÄNDIGUNG — DAS MEDIUM WIRD ZUR BOTSCHAFT — SEHEN IST NICHT UNVOREINGENOMMEN — BILDER UND MODELLE SIND VOR-STELLUNGEN — LÜGEN UND BETRÜGEN IM TIERREICH — DAS PARADIES IST KEIN ORT FÜR FREIE MENSCHEN — DIE SONDERSTELLUNG DES MENSCHEN — KULTUR ALS INSTINKTERSATZ — DER MENSCH BRAUCHT EINEN PLAN — BEWUSSTSEIN KOMMT DURCH SPIEGELUNGEN ZUSTANDE — UNSERE VORLIEBE FÜR METAPHERN DES ORTES UND DER BEWEGUNG — SCHMERZ ALS SELBSTVERGEWISSERUNG — WORTE MACHEN DIE DINGE VERFÜGBAR UND VERTREIBEN DEN GEIST

Das Medium wird zur Botschaft	46
Vom Bildermachen	46
Mimesis	50
Auszug aus dem Paradies	53
Emotion als Bewegung	62
Motorik als Medium	62
Soziale Intelligenz	67
»Ich fürchte mich vor der Menschen Wort«	70

Das Medium wird zur Botschaft

Vom Bildermachen

Aber im Hintergrund stehen uralte Erfahrungen im Umgang mit der *Mimesis*. Tatsächlich läßt sich die Wirklichkeit beeinflussen, wenn nur perfekt und vor

Die Macht der Bilder

allem auch perfide genug nachgeahmt und in Szene gesetzt wird, was zwar nicht der Fall ist, worauf es aber ankommt. Die Absicht zu täuschen verlangt dem, der zu täuschen beabsichtigt einiges ab. Gerade die bemerkenswertesten Jagdtechniken in der Geschichte der Menschheit sprechen Bände über diese Fähigkeit, sehen zu können, wie andere sehen, um dann zu sehen zu geben, was gesehen werden soll aber zugleich zu verbergen, was tatsächlich der Fall ist. Die Kunst, anderen Fallen stellen zu können, andere hinters Licht zu führen, sie zu täuschen und ganz bewußt in die Irre zu führen, das alles zeugt davon, daß Menschen sich ganz offenbar schon früh darauf verstanden zu sehen, was und wie andere Lebewesen ›sehen‹. Wer täuschen will, braucht in der Tat ein gerüttelt Maß an Einfühlungsvermögen.

Bewußt werden dann Illusionen erzeugt. Das ist die *Macht der Bilder*: Sie schieben sich vor die Wirklichkeit, so daß diese erscheint, wie es die Bilder nun einmal suggerieren. Alsbald sehen wir gar nicht mehr, was tatsächlich der Fall ist, sondern nur noch, worauf es angeblich ankommt, und wir sehen es auch nur noch so, wie wir es sehen sollen. Alle Bilder sind insofern stets Götzenbilder. — Wir sollten darunter aber alles rubrizieren, was den Phänomenen eine eigene Deutung verpaßt, eine, die vom Bild ausgeht, nicht von der Sache. ›Bilder‹, das können daher auch Metaphern sein, weil auch sie prägend sein und nicht etwa nur abbildend.

Nicht von ungefähr ist das Bildermachen allen Kulturen suspekt, vor allem dann, wenn konkurrierende Ideale damit einhergehen. *Bilder* sind *Idole* und diese fungieren als *Ideal*, so daß davon abgeleitet wird, wie etwas zu erscheinen und wahrgenommen werden soll. Andere Bilder würden dementsprechend ein völlig anderes Verhalten nach sich ziehen, weil die Ideale gänzlich andere wären. Daher ist es so machtvoll, mit Bildern gegen Bilder vorzugehen, ganz im Sinne uralter magischer Vorstellungen, denn es gehen in der Tat ganz unterschiedliche ›Geister‹ mit ihnen einher.

Bilder lassen sich gegeneinander ausspielen, das eine kann dem anderen die Überzeugungskraft nehmen. Im Zweifelsfall wird eines mehr Begeisterung hervorrufen als das andere, das aber könnte bedeuten, daß sich sehr vieles zwangsläufig ändert. In der Regel herrschen dagegen manifeste Interessen vor, denen daran gelegen ist, solche Entwicklungen generell zu kontrollieren. Schließlich ist es von den Bildern abhängig, welche Vorstellungen wir uns von der Welt machen.

Auf diese Weise werden die Hintergründe deutlicher, warum Bildermachen immer schon ein Sakrileg war, wie das Gelddrucken heute. Es sind Herrschafts-sachen, es geht immerhin um die Definitionsmacht. Daher sind so viele Tabus

Die Macht der Bilder

darauf aus, das Bildermachen einzudämmen, weil erst die jeweils vorherrschenden Bilder darüber entscheiden, was als Wirklichkeit überhaupt in Betracht kommen kann. — Wir sollten uns dessen bewußt werden, daß die Bilder immer ihrerseits die Vorstellungen erst generieren, die wir dann für die Wirklichkeit halten. Zwischen Medium und Botschaft zu unterscheiden, ist daher beileibe nicht so selbstverständlich, wie es in der Theorie zu sein scheint.

Anhand einer noch immer gern benutzten Modellvorstellung läßt sich erläutern, über welche Macht die vorherrschenden Bilder tatsächlich verfügen. Sie prägen unsere Vorstellungen so sehr, daß wir auf Alternativen, dieselbe Sache womöglich ganz anders auffassen zu können, gar nicht erst kommen. — Das der Nachrichtentechnik entlehnte Modell, daß es einen *Sender*, einen *Empfänger*, eine *Verbindung* und eine *Botschaft* gibt, die eben klar, verständlich und unverfälscht übermittelt werden soll, auf deren Inhalt es aber gar nicht ankommt, ist vollkommen unangemessen, wenn es um jenes ›Verstehen‹ geht, auf das es bei ›Kommunikation‹ eigentlich ankommt.

Beim nachrichtentechnischen Modell wird *Verstehen* verkürzt auf rein technische Fragen der *Verständigung*. Das, worum es tatsächlich geht, die *Hermeneutik* ist jedoch ein weites Feld, etwa wenn nur an den hermeneutischen Zirkel gedacht wird, daß eben zuvor hineingelesen werden muß, was später erst wieder herausgelesen wird. Bemerkenswert ist vor allem, daß das Verstehen so ganz und gar nicht am technischen Modell verdeutlicht werden kann, weil nichts wirklich ›übertragen‹ wird.

Verstehen ist wie jede Auffassung von Wirklichkeit eine Frage der *Konstruktion*,, was bedeutet, daß wir beim Verstehen erst imaginieren müssen, was und wie wir verstehen möchten. Das ist auch der Grund, warum intensive Dialoge so systematische vorgehen: Es gilt möglichst nahe dabei zu sein, um gleichsam aus der ersten Reihe mitzuerleben und nachzuempfinden, wie etwas vonstatten geht. Allerdings gelingt das nur in der Berichterstattung über Erlebnisse und Erfahrungen. Wir gehen in der Regel schlicht und ergreifend chronologisch vor, wenn etwas erzählt werden soll. Analysen werden eingestreut, dann kann es weiter gehen mit dem Bericht. — Die Chronologie der Ereignisse fungiert dabei selbst wie ein Konzept. Etwas ist so und nicht anders gekommen, dementsprechend wird die Entwicklung rekonstruiert. Bei grundsätzlichen Erörterungen fehlt aber in der Regel ein solches Konzept. Es müßte erst gefunden und gemeinsam zur Anwendung gebracht werden, ansonsten wird eigentlich alles wirr. Es fehlt die Möglichkeit, systematisch nachvollziehen zu können, worum es eigentlich geht.

Daher sind Mythen, Metaphern und Modellvorstellungen von entscheidender

Die Macht der Bilder

Bedeutung. Sie werden eingesetzt, um etwas verständlich zu machen, etwa wenn es wie in diesem Beispiel darum geht, deutlich zu machen, wie menschliche Kommunikation vonstattengeht. Bilder sind selbst jedoch in höchstem Grade prägend, sie sind effektiv aber eben auch höchst gefährlich, weil sich daraufhin scheinbar alles wie von selbst versteht. Bald schon geben sie vor, was wie gesehen wird und verstellen dabei den klaren, offenen und unvoreingenommenen Blick.

Sprachbilder sind wie Geister, die gerufen werden. Man wird sie so schnell nicht wieder los. Wir werden daher ganz bewußt noch einmal jenes Bild bemühen, das noch immer im Hintergrund steht, eben das der *Magie*. Es kommt eben tatsächlich darauf an, einer einmal auf den Plan gerufenen Metaphorik dann auch Genüge zu tun. — Metaphern und Bilder haben etwas von dem, was zu anderen Zeiten besonders ehrfürchtig verehrt worden ist.

Das mag wiederum vor dem Hintergrund postmoderner Weltbilder als Anzeichen für einen hinterwäldlerischen Aberglauben erscheinen, tatsächlich aber geht es nach wie vor um dieselben Phänomene: Mit falschen Bildern wird in der Tat stets der falsche Geist beschworen, was eben bedeutet, daß dieser dann in Erscheinung tritt und daß die Dinge dann auch dementsprechend erscheinen. Allen Ernstes wird dann geglaubt, Kommunikation und insbesondere Verstehen wäre nichts weiter als eine rein technisch nachvollziehbare Angelegenheit. — Bilder sind wie ein Fetisch, als Manifestationen stehen sie für das, worauf es angeblich ankommt, was angeblich von entscheidender Bedeutung sind. Tatsächlich aber sind es Machinationen, hinter denen die Wirklichkeit oft einfach nur verblaßt.

Wie schlecht gewählte Metaphern den klaren Blick vernebeln, läßt sich an dem in den Kommunikationswissenschaften noch immer beliebten Modell aus der Nachrichtentechnik verdeutlichen. Der Blick wird verstellt für das, worauf es tatsächlich ankommt, daß wir selbst das Medium sind, wenn es gilt zu verstehen. — Unsere Vorstellung von dem, was ein *Medium* ausmacht, sollten daher selbst problematisiert werden:

Nicht der Draht oder die Trägerwelle, nicht das Speichermedium, auf das die Botschaft gegeben wird und auch nicht die Übermittlung als solche ist das eigentliche Problem. Sobald es um das Verstehen geht, ist nicht mehr nur der Kontext, sondern vor allem auch das *Medium* von außerordentlicher Bedeutung, denn schließlich schiebt es sich vor die *Botschaft*, nicht selten wird es selbst zur Botschaft. — Darauf hat MARSHALL MCLUHAN mit seinem ebenso programmatischen wie geheimnisvollen Mantra *Das Medium ist die Botschaft*¹

¹Marshall McLuhan: Das Medium ist die Botschaft. In: Ders.: Die magischen

aufmerksam gemacht.

Den unschuldigen Blick gibt es nicht wirklich, weil allein dadurch die Welt bereits gestaltet, umgestaltet oder auch verfremdet wird. Nicht einmal die ›reine Anschauung‹ würde für sich beanspruchen dürfen, das Sehen des Sehens nicht zu beeinflussen. Wirklichkeit ist Konstruktion, Verstehen ist kooperatives Konstruieren, wenn es denn gelingt. Und weil es gerade dann ganz besonders schwer fällt, wenn wirklich viel auf dem Spiele steht, greifen wir händeringend nach allen erdenklichen Motiven, die als Medium dienen könnten. — Dabei spielen Gewohnheiten eine große Rolle, denn wir handeln, empfinden und fühlen ganz im Sinne der Konventionen, die vorgeben, wie gehandelt, wie empfunden und gefühlt werden soll. Aber die Sichtweisen sind keineswegs so natürlich und unbedarft, wie gemeinhin geglaubt wird. Gerade die Art und Weise zu sehen, ist hochgradig kulturell vorgeprägt, zudem sind die jeweils vorherrschenden Sichtweisen auch noch abhängig vom Zeitgeist einer Epoche.

Metaphern, Bilder und Modelle sind daher immer schon Vor-Vorstellungen. Es ist daher ein ungeheurer Unterschied, ob Verstehen modelliert wird am Vorbild eines nachrichtentechnischen Modells drahtgebundener Kommunikation oder aber, ob es wie hier vor dem Hintergrund einer Spiegel-Metapher modelliert wird, die sich ein Neurophysiologe wie RIZZOLATTI zu Nutzen zu machen versteht, um von dort aus tiefer vorzudringen in die mögliche Archäologie der menschlichen Kommunikation, in die Frühgeschichte der Sprache und in die Vorgeschichte des Verstehens.

Mimesis

Zunächst einmal ist es von großer Überraschung, daß sie durch pure Laut-Imitationen bereits äußerst wirkungsvoll agieren läßt. Die Entdeckung, daß sich Laute nachahmen lassen, dürfte für die Vormenschen von außerordentlicher Bedeutung gewesen sein. Wer etwa den Ruf eines allseits gefürchteten Tieres täuschend echt nachzumachen versteht, so daß Artgenossen augenblicklich in Panik geraten, wird damit eine ganz bemerkenswerte Beobachtung machen, nämlich zugleich zu wissen, daß die anderen nicht wissen, was derjenige weiß, der den Laut einfach nur imitiert hat. — Spätestens anhand dieser Erfahrung dürfte früh bereits erkennbar geworden sein, daß es einen Unterschied gibt zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Worte sind dementsprechend so etwas wie Vor-Stellungen, und der täuschend echt imitierte Laut dürfte die Gelegenheit

Kanäle; Wien 1968. S. 13–28. Zit. v. S. 13.

Die Macht der Bilder

gewesen sein, dahinter zu kommen, daß die Vorstellung selbst nicht gefährlich ist, sondern nur das, worauf sie sich bezieht.

Aber nicht nur menschliches Jagdglück bedient sich der Fallenstellerei, denn die Täuschung ist in der Natur nicht gerade die Ausnahme. Was wir moralisierend als *Lügen* bezeichnen, findet im Tierreich sehr häufig statt. Ein etwas komplizierter Fall wurde von CHARLES MUNN, einem Ornithologen beschrieben:

Seine Beobachtungen an Vogelschwärmen passen nicht ganz in das orthodoxe Muster des Mimikry-Systems, weil ein und dasselbe Individuum zumindest manchmal zugleich Vorbild und Nachahmer ist. Munns Studien sind aber zusätzlich interessant, weil sie akustische Signalfälschungen betreffen. Beziehungen zwischen Sendern und Empfänger optischer Signale nehmen nicht nur deshalb breiten Raum in der Fachliteratur ein, weil wir Menschen als visuell orientierte Lebewesen sie relativ leicht wahrnehmen können. Optische Signale sind in der Regel auch länger andauernd und leichter zu orten als akustische Signale. Munn ist es dennoch gelungen, betrügerisches akustisches Signalisieren unter Vögeln des peruanischen Amazonas-Becken zu entdecken:

Vögel verschiedener Arten bilden dort große gemischte Schwärme. Die Baumkronen-Schwärme suchen ihre Nahrung etwa 15 bis 45 Meter über dem Urwaldboden; die Unterholz-Schwärme versuchen ihr Glück auf dem Boden bis hinauf in eine Höhe von 15 Metern. Die meisten Vögel ernähren sich von Arthropoden — Gliederfüßlern —, zu denen etwa Insekten, Spinnen oder Tausendfüßler gehören. Die Vögel hüpfen oder fliegen herum, stochern in Rinde und Laub und werden der aufgescheuchten Beute durch Picken oder Schnappen habhaft. In den Schwärmen leben Paare von Vögeln, die zu vier bis zehn verschiedenen Arten gehören. Angehörige von bis zu achtzig anderen Arten schließen sich den Schwärmen gelegentlich an. Manchmal kommt es zu kurzfristigen Zusammenschlüssen der Unterholz- und Baumkronen-Schwärme, in denen dann Mitglieder von bis zu 70 verschiedenen Arten mitfliegen. Dies sind die vielgestaltigsten Multi-Spezies-Assoziationen, die auf Erden bekannt sind. Mit von der Partie ist in den Schwärmen stets eine bestimmte Art, welche eine Führerrolle bei größeren Flugmanövern übernimmt und zugleich eine Wächterrolle innehat. (...) Nahezu immer

Die Macht der Bilder

stoßen... [diese]... als erste Alarmrufe aus, wenn Greifvögel der Gattungen Micratur, Accipiter und Leucopternis sich nähern. Die anderen Schwarmvögel starren dann nach den Feinden, verhalten sich regungslos oder tauchen ins Laubwerk ab, sobald ein Wächtervogel Alarm schlägt.¹

Allerdings ist dieser Wächterdienst nicht ganz so selbstlos, wie es erscheinen mag. Denn Beutetiere, von Mitgliedern anderer Arten aufgescheucht, machen mindestens 85 Prozent der Nahrung der Wächter aus. Derweil stehlen die Wächter selten Beutetiere aus dem Schnabel anderer Vögel, sondern sie warten etwas außerhalb der Gruppe aktiver Scheucher und schnappen sich Insekten oder Spinnen, die aus dem Geäst nach unten fallen.

Oft jagt aber jener Vogel einer Beute hinterher, der sie zuvor selbst aufgescheucht hatte. Da die Wächtervögel schnellere und gewandtere Flieger sind, kommen sie meist eher zum Zuge. Wenn es während dieser Lufttumulte knapp aussieht, benutzen sie einen Trick, der nur wegen ihrer besonderen Rolle funktioniert: Sie stoßen den Greifvogel-Warnruf aus. Resultat: Die anderen Schwarmvögel lassen sofort von der Jagd ab. (...) Eine winzige Verzögerung, die der Alarm bei den übrigen Schwarmvögeln auslöst, genügt also schon, damit der Wächtervogel den Schnabel vorn hat.²

Entscheidend bei einer Täuschung ist, ob sie überhaupt bemerkt werden kann. Tiere werden dann zumeist nur Irritation zeigen: Irgendetwas geht nicht auf, also wird augenblicklich auf eine andere Verhaltensroutine umgeschaltet. Aber nichts geschieht darüber hinaus, keine Erfahrung wird gemacht, nichts wird hinzugelernt. Der Horizont wird nicht erweitert, alles bleibt wie es ist und es wird sich auch beim nächsten Mal nicht anders abspielen. — Im Vergleich dazu wird deutlich, was alles dazu gehört, damit eine Täuschung als solche überhaupt bemerkt werden kann. Allein dazu sind weit höhere Bewußtseinspotentiale erforderlich. Noch anspruchsvoller wird es, wenn vielleicht sogar eine mögliche Absicht dahinter bemerkt werden soll. Dazu wäre es erforderlich, sich in den

¹Volker Sommer: Lob der Lüge. Täuschung und Selbstbetrug bei Tier und Mensch; München 1992. S. 37f.

²Ebd. S. 38f.

Anderen hineinzusetzen, um tatsächlich auf die mögliche Motivation zu schließen, absichtlich zu täuschen.

Allerdings sind solche Fähigkeiten bei Vögeln und Primaten beobachtet worden. Es gelingt durchaus zu sehen, daß andere etwas sehen oder auch, zu sehen, was andere nicht sehen. Es gelingt sogar, etwas dann und dort zu verstecken, wenn es andere gerade nicht sehen können. Gleichwohl spielt sich diese Form der Beobachtungsbeobachtung noch nicht auf einer Ebene ab, die tatsächlich mit einem einfach Bewußtsein gleichzusetzen wäre.

Wo es nicht möglich ist, nicht nur Zustände als solche, sondern auch Zustandsveränderungen rekapitulieren werden können, dort werden die entscheidenden Differenzen zwischen Vorstellung und Wirklichkeit gar nicht bemerkt. Die Täuschung wird gar nicht bewußt also solche wahrgenommen, sie *ist* dann nichts weiter als eine Irritation. Ähnliches geschieht auf höherer Ebene, etwa wenn wir uns etwas vorstellen. Die Frage ist dann immer, wie mit den Differenzen zwischen Vorstellung und Wirklichkeit umgegangen wird.

Erschwerend kommt hinzu, daß es keine wirklich verlässliche Ebene gibt, denn Sehen, Wahrnehmen und Erkennen sind nicht unvoreingenommen. Verstehen ist eine Frage der Konstruktion und gerade die sprachliche Verständigung versagt regelmäßig, wenn es wirklich darauf ankommt. Kaum verwunderlich also, daß noch immer so viel geprägt wird durch Gewohnheiten, Erwartungen und Sichtweisen, die eben keineswegs offen sind. — Dabei müssen die Bilder nicht einmal irgendeiner Wirklichkeit entsprechen, sie können zur Not selbst ihre Wirklichkeit erzeugen. Das eben steckt auch als Erfahrung hinter dem Bilderverbot, die Gewißheit, daß mit Götzenbildern die ganze Wirklichkeit nach Gusto in ein anderes Licht gestellt werden kann. Wir sind daher nicht nur unseres eigenen Glückes Schmied, wir sind vor allem auch dafür verantwortlich, was wir sehen oder nicht sehen, was wir *einsehen* können und was nicht und eben auch, *wie* wir sehen.

Auszug aus dem Paradies

Es ist auch eine Frage der Phantasie, sich vorzustellen, wie wohl die Weltwahrnehmung von Frühmenschen gewesen sein könnte. Das Szenario steht allerdings fest: Eine Gruppe von Vormenschen muß, aus welchen Gründen auch immer, dazu übergegangen sein, das angestammte Biotop ein für alle Mal zu verlassen.

Die Macht der Bilder

Ökologisch ein Unding, weil kein Lebewesen ›ungestraft‹ die angestammte Lebenswelt verläßt. Genau das muß aber der Fall gewesen sein und auch, daß dann über Generationen nicht mehr praktiziert wurde, wofür die Gliedmaßen doch eigentlich noch tauglich waren, das Leben auf Bäumen. — Darüber zu spekulieren ist eine Frage der Phantasie. Jedenfalls muß es einen Grund gegeben haben, warum diese Vormenschen das Baumleben aufgaben und auch nicht wieder darauf zurückgekommen sind.

Die Aufrichtung könnte im Wasser vonstattengegangen sein, in Ufernähe. Womöglich haben die ersten Vormenschen am Wasser gelebt, um dort ein neues, ein anderes Leben zu fristen. Mit der *Bipedie* wird die *Hand* vom Fortbewegungsmittel zu einem überaus vorteilhaften Werkzeug, denn mit dem *opponierbaren Daumen* und dem *Auge-Handfeld* steht ein großes Potential an Feinmotorik zur Verfügung, das den weiteren Werkzeuggebrauch geradezu herausfordert.

Es mag uns als Spätgeborene dieser Entwicklung selbstverständlich erscheinen, daß Menschen sich nicht der Natur anpassen müssen, sondern zum Leidwesen von Natur- und Umweltschutz sehr souverän damit umgehen, ganze Naturräume selbst zu verändern. Dabei hat die Sonderstellung des Menschen in der Natur immer wieder Anlaß gegeben, die Paradoxie auf Formeln zu bringen, etwa wenn HELMUT PLESSNER von *natürlicher Künstlichkeit*¹ spricht und von der *exzentrischen Positionalität*, mit der wir nicht nur in der Welt sind und stehen, sondern mit der wir uns zugleich immerzu auch von außen betrachten: Der Mensch lebt nur, indem er sein Leben *führt*, so PLESSNER.

Als exzentrisch organisiertes Wesen muß er sich zu dem, was er schon ist, erst machen. Nur so erfüllt er die ihm mit seiner vitalen Daseinsform aufgezwungene Weise, im Zentrum seiner Positionalität — nicht einfach aufzugehen, wie das Tier, das aus seiner Mitte heraus lebt, auf seine Mitte alles bezieht, sondern zu stehen und so von seiner Gestelltheit zugleich zu wissen. (...)

Für die Philosophie erklärt sich diese ›Querlage‹ des Menschen aus der exzentrischen Positionsform, aber damit ist ihr nicht geholfen. Wer in ihr ist, steht in dem Aspekt einer absoluten Antinomie: Sich

¹Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften IV. Frankfurt am Main 1981. S. 367.

Die Macht der Bilder

*zu dem erst machen zu müssen, was er schon ist, das Leben zu führen, welches er lebt.*¹

Jede Kultur wird von sich aus versuchen, darauf wenigstens mithilfe von Mythen irgendwelche Antworten zu geben. Denn die besondere Existenzweise des Menschen ist seit langem schon zum Bewußtsein gekommen, man weiß um die eigene Sonderstellung in der Natur,

immer aber mischt sich in das Wissen darum der Schmerz um die unerreichbare Natürlichkeit der anderen Lebewesen. Ihre Instinktsicherheit ist seiner Freiheit und Voraussicht verloren gegangen. Sie existieren direkt, ohne von sich und den Dingen zu wissen, sie sehen nicht ihre Nacktheit — und der himmlische Vater ernähret sie doch. Dem Menschen dagegen ist mit dem Wissen die Direktheit verlorengegangen, er sieht seine Nacktheit, schämt sich seiner Blöße und muß daher auf Umwegen über künstliche Dinge leben.

*Diese Ansicht, oft auch in mythischer Form geprägt, gibt einer tiefen Erkenntnis Ausdruck. Weil dem Menschen durch seinen Existenztyp aufgezwungen ist, das Leben zu führen, welches er lebt, d.h. zu machen, was er ist — eben weil er nur ist, wenn er vollzieht — braucht er ein Komplement nichtnatürlicher, nichtgewachsener Art. Darum ist er von Natur, aus Gründen seiner Existenzform künstlich. Als exzentrisches Wesen nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos im Nichts stehend, konstitutiv heimatlos, muß er >etwas werden< und sich das Gleichgewicht — schaffen.*²

Die Nähe zum *Existentialismus* ist bestechend, wobei PLESSNER eigentlich sehr viele dieser Gedanken vorwegnimmt und anthropologisch herleitet. Gerade die *Absurdität* menschlichen Seins kommt auf diese Weise zum Ausdruck, so daß die *Existentialphilosophie* wie die Konsequenz der anthropologischen Erkenntnisse über die Antwort auf die *Frage nach dem Wesen des Menschen* erscheint: Die *Natur* des Menschen ist eben seine Künstlichkeit, also die Fähigkeit, aus sich zu machen, was und wie es ihm beliebt.

Mit dem Menschen geht ein Riß durch die Natur. Dieses seltsame Manöver, sich selbstständig zu machen, um sich auf eigene Füße zu stellen, ist alles

¹Ebd. S. 383.

²Ebd. S. 384f.

andere als selbstverständlich. Vielmehr ist es ökologisch gesehen ein Unding, die Nische zu verlassen, auf die der eigene Körper und die ganze Existenzweise nun einmal adaptiert ist. — Das alles entspricht mustergültig dem Bild von der Vertreibung aus dem *Paradies*, jedenfalls müßte es aus Tierperspektive so erscheinen, daß wirklich nichts dafür spricht, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Allerdings liegt dieser Zeitpunkt einige Jahrmillionen zurück. Es muß aber eine Gruppe von Vormenschen gegeben haben, die ihr angestammtes Ökotopt ganz bewußt hinter sich ließen.

Menschen sind Gartenflüchtlinge und aus heutiger Sicht ist das Paradies kein Ort für freie Menschen. Vielleicht sind diese allerersten Menschen ›vertrieben‹ worden, vielleicht haben sie sich selbst zum Exit, zur Emigration entschieden. Die Hominisation geht ganz offenbar mehrfach vonstatten in Afrika, denn alle, ausschließlich alle Frühmenschen stammen von dort. Noch immer ist die Out-of-Africa-Theorie nicht erschüttert, alle Hominiden stammen ursprünglich von dort.

Als erstes muß es zur Aufrichtung, zur *Bipedie* gekommen sein. Die in diesem Zusammenhang immer wieder vertretene Savannen-Hypothese war schon immer eine groteske Vorstellung, wenn allen Ernstes angenommen wird, aufgrund von ökologischen Veränderungen sei der Wald zurückgegangen, so daß nur noch die Savanne als Lebensraum blieb. Und im hohen Gras sei es dann zur Aufrichtung des Menschen gekommen. — Sehr viel interessanter ist dagegen die Hypothese, daß die Entwicklung der Bipedie womöglich im Wasser vonstattengegangen sein könnte.

Mitunter sind auch Affen beobachtet worden, daß auch diese bei der Nahrungssuche in Ufernähe zum aufrechten Gang übergehen. Und so hat sich dann die Fähigkeit, auf zwei Beinen zu gehen, ganz allmählich entwickeln können. — Demnach konnten die ersten Menschen sich wohl sehr gut in Ufernähe am Leben erhalten. Gerade das Leben am Wasser hat bemerkenswerte Vorteile, keiner der vormaligen Artgenossen konnte ihnen folgen und die übelsten Freßfeinde lassen sich besser auf Distanz halten.

Wollte man nun unbedingt das die sogenannte *Erbsünde* nicht theologisch sondern eben anthropologisch lokalisieren, hier wäre der Moment, auf den es ankommt. Es ist in gewisser Weise ein Frevel sondergleichen, eine Ding der Unmöglichkeit, die angestammte Lebenswelt ›einfach‹ zu verlassen. Schließlich

Die Macht der Bilder

ist es das ›Paradies‹, eben jener Ort, wo alles wohl eingerichtet ist und alles zueinander paßt. Die Instinkte, die ökologische Nische, das ganze Verhaltensrepertoire, alles paßt: Never change a running system! — Daher ist es auch eine Frage der Phantasie, welche Beweggründe dazu geführt haben, so daß passieren mußte, was passiert sein muß.

Jedenfalls ist es eine gewaltige Problematik, sich nicht mehr auf die Instinkte und auf das Verhaltensprogramm stützen zu können, das mit einer ganz bestimmten Lebensweise im angestammten Biotop nun einmal verbunden ist. Denn im Unterschied zum Menschen sind alle anderen Lebewesen immer ›bei sich zu Hause‹. Tiere leben in ihrer Welt, sie leben noch immer im Paradies. — Menschen dagegen sind Gartenflüchtlinge, die vor Urzeiten den angestammten Platz ihrer tierischen Vorfahren in der Natur hinter sich gelassen haben.

Entscheidend ist, daß diese Vormenschen beizeiten etwas nicht mehr taten, wozu sie über Generationen hinweg sehr wohl noch in der Lage waren. Aber sie haben das Baumleben nicht wieder aufgenommen, stattdessen sind diese Vormenschen ultimativ aus der Rolle gefallen. Seither sind Menschen nicht mehr Teil der Natur, sondern stehen immer auch quer zur eigenen Wirklichkeit mit dem ganz eigentümlichen Sonderstatus, den die *Anthropologie* als Frage nach dem Wesen des Menschen wieder und wieder thematisiert hat, weder Tier noch Engel, weder natürlich aber auch nicht künstlich zu sein.

Menschen sind keine Naturwesen, auch die sogenannten *Naturvölker* nicht. Die Instinkte können in fremden Biotopen kaum mehr verbindliche Dienste leisten, was kompensiert werden muß durch eine Kultur, die das gesamte Wissen tradiert. Das macht es möglich, eigentlich überall zu leben. Seither können alle erdenklichen Biotope zur Wahl-Heimat von Menschen werden, ohne daß diese so mit der Umwelt verschmelzen wie Tiere und Pflanzen. Während andere Lebewesen perfekt angepaßt sind an ihre Umwelt, gehen Menschen ganz anders mit diesem Problem um. Wir passen uns oftmals nicht wirklich an, sondern verändern die Bedingungen selbst durch Eingriffe in die Natur. Nicht selten werden neue Umwelten erschaffen, so daß die Anpassung zuletzt keine mehr ist, die der Natur gilt, sondern die vielmehr der eigenen Kultur geschuldet ist. — Infolgedessen ist alles, was zählt, im Vorfeld bereits planvoll erfaßt und nicht selten perfekt durchorganisiert.

Mängelwesen sind Menschen daher nur dann, wenn sie unangemessen ausge-

Die Macht der Bilder

stattet und nicht organisiert sind, wenn schlecht geplant worden ist und nichts so funktioniert, wie es sollte. Der *Plan* ist eine Folge der *Sorge*, die stets als Vorsorge alle möglichen Eventualitäten im Voraus bereits in Erwägung zieht. Wir treffen daher unsere Vorbereitungen, nehmen alles Erdenkliche mit, sei es in Form von Kleidung, Werkzeugen, Waffen und vor allem durch den Einsatz von Techniken, wie dem Feuer, um harte Kost weich zu kochen und um auf diese Weise eine Nahrung zu erzeugen, die eben selbst in gewisser Weise ›künstlich‹ ist.

Derweil ist die Entwicklungsdynamik in der gesamten Menschheitsgeschichte erstaunlich gering. Das Ganze spielte sich im Verlauf von Jahrmillionen ab, in der die Vor- und Frühmenschen ausschließlich als Wildbeuter von der Jagd und vom Sammeln leben. Der *Hund* kommt erst vor ca. 40.000 Jahren zu den Menschen, *Viehzucht* und eine sehr viel effektivere Jagd, die dann auch zur Ausrottung ganzer Arten geführt hat, wird damit möglich. Der *Ackerbau* ist noch jünger und vielleicht gerade einmal 8.000 Jahre alt.

Immer wieder kamen aus Afrika neue Menschentypen und wandern nach Europa, Asien und kamen sehr viel später über die Beringstraße schlußendlich sogar bis auf den amerikanischen Kontinent. — Man glaubt gemeinhin, so manche kulturelle Errungenschaft sei erst spät aufgekommen. Aber vieles davon, wie etwa Sprache, Technik, Kleidung, Schmuck, Tänze, Riten und Totenbestattung stehen schon sehr lange zur Verfügung. Das alles muß jedoch ge- und erfunden, gepflegt und tradiert werden, also braucht es sehr früh bereits auch so etwas wie *Kultur*, denn gerade *Mythen*, *Riten* und *Kulte* sind dazu angetan, Selbstverständnisse, Orientierungswissen, Verfügungswissen und eben auch das geordnete planvolle Vorgehen zu tradieren: Der Mensch braucht einen Plan ...

Bereits die erste kleine Gruppe von Affen, die seinerzeit im Tier-Mensch-Übergangsfeld die angestammte Umwelt verließen, um nie wieder zurückzukehren, brauchte planvolles Vorgehen. Im angestammten Ökotope war alles perfekt eingerichtet, dort braucht es keinen Plan, der den geistigen Horizont eines Tieres übersteigt. Es genügt vollkommen, den lieben langen Tag im Dämmerzustand zu durchleben, denn die Instinkte reichen völlig aus. Über den eigenen Kopf hinweg ist bereits alles bestens geregelt, wie beim ›*Rundum-Sorglos-Paket*‹, wie beim Werbespruch der HYPOVEREINSBANK, wo es heißt:

Die Macht der Bilder

*Leben Sie. Wir kümmern uns um die Details.*¹

Das gerade Gegenteil dessen, was diese Werbekampagne behauptet, ist tatsächlich der Fall. Das Dasein des Menschen ist von Anfang an von der *Sorge* um die eigene Existenz auf eine Weise geprägt, die Tieren einfach abgeht. Die Sorgen um die Existenz sind in der Welt, seit dieser erste Schritt aus der angestammten Umwelt getan wurde. — Ein Lebewesen, das diese Emigration vornimmt, verläßt augenblicklich den gesicherten Instinktbereich. Man wird sich fortan in allen erdenklichen Biotopen aufhalten, was als Zugewinn an *Freiheit*, was auch als Erfolgsmodell betrachtet werden kann. Gleichwohl braucht es dazu immer wieder einen Plan, immer wieder neue Pläne.

Seit Menschengedenken nehmen wir die vorgefundenen Umweltbedingungen nicht mehr einfach so hin. Zur Not werden die natürlichen Lebensbedingungen durch technische Eingriffe oder auch Vorkehrungen künstlich ermöglicht. Wir nehmen unsere Umwelten nicht selten wie einen Kokon gleich mit auf die Reise. Unter lebensfeindlichen Umweltbedingungen lassen sich lebenserhaltende Maßnahmen allein schon durch Kleidung und Ausrüstung ergreifen. Wir betreiben Vorkehrungen, etwa durch den planvollen Einsatz solcher Hilfsmittel. Daher trifft man inzwischen Menschen auf Bergen, unter Wasser, unter Tage, im Eis, in der Wüste, auf den Weltmeeren, in der Luft oder auch auf dem Mond. Wir sind nackte Affen, die sich immer wieder umziehen. Wir nehmen unsere Umwelt einfach mit und verändern einfach die Umweltbedingungen selbst.

Richtig dynamisch wurde dieser Prozeß allerdings erst vor rund 12.000 Jahren mit dem Aufkommen der *Zivilisation*. Daher ist zu unterscheiden zwischen Kultur und Zivilisation: *Kultur* brauchen auch die allerersten Menschen bereits *Sprache*, weil man sich verständlich machen, sich gemeinsam orientieren und koordinieren muß, wenn man gemeinsam in der Fremde, also außerhalb der Affen-Geborgenheit ein anderes, eigenes Leben aufbauen will.

Kultur ist eben das, was wir selbst aus uns machen. Sie schafft Orientierung, Vertrauen, Zuversicht und Tradition, weil alle unsere Errungenschaften keineswegs selbstverständlich sind. Alles muß weitergegeben, also tradiert werden und dazu bedarf es der Unterweisung, der Übung, der Einweihung und immer mehr Medien. Zugleich fällt es ganz offenbar sehr schwer, sich als Individuum

¹HypoVereinsbank will menschlich wirken. Neues Institut stellt seine Kampagne vor. In: [Die Welt](#), 27.8.98.

psychologisch und seelisch selbst zu stabilisieren, ohne auf heteronome Moral zurückgreifen zu müssen. Nicht nur Orientierung, sondern Orientierungsorientierung ist unverzichtbar. — Das macht früh bereits die Initiationskulte so wichtig, sie sind wie die Studienabschlüsse von heute, weil sie dazu prädestinieren, etwas zu sein und etwas zu können.

Der *Prozeß der Zivilisation* beginnt erst 12.000 v. u. Z. Es ist ein Sonderfall, ein weiteres, ungeheuer gewagtes Unternehmen, das nicht wirklich gut ausgehen muß, weil schon seit geraumer Zeit nichts mehr wirklich planvoll vonstattengeht. Um zu verstehen, was da vor sich geht, sind hochmögliche Theorien erforderlich, wie die von NORBERT ELIAS¹, NIKLAS LUHMANN² oder MICHEL FOUCAULT.³

Zivilisation ist das einzige, das wirklich neu ist, jedenfalls jüngerem Datums. Es ist eine Kulturrevolution ohnegleichen, denn damit gehen völlig neue, bis dato ungeahnte Existenzweisen einher, wenn Sesshaftigkeit, Ackerbau, Eigentum, Krieg, Sklaverei aber auch Hochkultur in die Welt kommen. Das ist viel, aber wenn man bedenkt, daß alle Menschen zuvor als Nomaden gelebt haben und ein ganz anderes, sehr viel freieres aber auch bescheideneres Leben geführt haben, dann ist das Leben unter Zivilisationsbedingungen nicht nur luxuriös, sondern eben ähnlich entmündigend, wie es anfangs in der sogenannten ›freien Natur‹ einmal war, als die Protomenschen noch durch Instinkte reglementiert waren. Heute ist es eine globalisierte Welt mit den ›freien Märkten‹, denen wir nicht minder ausgeliefert sind, als zuvor der sogenannten ›freien Wildbahn‹, die nur für Städter eine Bedrohung darstellt.

Das Dickicht der Städte ist die neue Wildnis und die SUVs sind der Kommentar seitens der Autoindustrie, wie man sich dort die Zukunft vorstellt: Die Wagen wirken wie Panzerfahrzeuge, ein Kunststück, wo doch tatsächlich das Militär

¹Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Band 2: Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Basel 1939.

²Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1997. — Ders.: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main 1991.

³Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et écrits*. Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Aus dem Franz. von Michael Bischoff; Frankfurt am Main 2001ff.

Die Macht der Bilder

als Inspirationsquelle diene. Gerade der Zweitwagen für Frau und Kinder ist eine fahrende Festung mit Fenstern wie Schießscharten. Und das ist dann auch die fatale Vision dieser Schlüsselindustrie: Man fährt durch bürgerkriegsähnliche Szenerien von einer ›Gated Community‹ zum nächsten Fort quer durchs Indianerland, stets wohl behütet vom guten Stern. Und die ›Indianer‹ sind jetzt jene, die von der Zwei-Drittel-Gesellschaft ausgegrenzt worden sind, alle Modernisierungsverlierer, zu denen immer häufiger auch die Mittelschicht zählt.

Der Mensch braucht einen Plan, nur unter den Bedingungen modernster Zivilisationen gehen längst nicht mehr von der Wildnis die eigentlichen Gefahren aus. Sie kommen von innen, denn die hochtechnisierten Welten sind hochgradig künstlich und vor allem sind sie immer weniger ausgewogen, nicht nur im ökologischen, sondern eben auch im sozialen, politischen und nicht zuletzt im spirituellen Sinne. Der Mensch lebt nicht von und für den Konsum allein, daß da noch anderes ist oder war, gerät immer mehr in Vergessenheit. — Was vor Zeiten noch unter dem Diktum des *Existentialismus* thematisiert wurde, diese große Abscheu vor dem Lebenstrieb als solchem, diese durchaus authentische Auseinandersetzung mit der Absurdität menschlichen Lebens, wird inzwischen als *Depression*, *Burnout* und *Borderline* medikalisiert, ohne verstanden zu haben und ohne verstehen zu können, daß uns unsere künstlichen Welten selbst krank machen und in noch mehr Technokratie ganz gewiß nicht die Lösung des Problems von der *Unzulänglichkeit des menschlichen Planens* liegen kann.

*Ja, mach nur einen Plan
Sei nur ein großes Licht!
Und mach dann noch 'nen zweiten Plan
Geh' n tun sie beide nicht.¹*

¹Bert Brecht: Dreigroschenoper. In: Werke. Große komment. Berliner u. Frankf. Ausg. in 30 Bänden, hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei, Klaus-Detlef Müller, Berlin, Weimar, Frankfurt/M. 1988–2000. Bd. 11, S. 145.

Emotion als Bewegung

Motorik als Medium

Am Muster der *Spiegelneuronen* läßt sich modellieren, was *Verstehen* eigentlich ausmacht. Es hat etwas mit Bewegung zu tun, weil wir uns nicht nur bewegen, sondern auch bewegen lassen. Die Urerfahrung, sich nicht nur bewegen zu können, sondern auch bewegen zu lassen, vor allem auch die, (emotional) bewegt zu werden, scheint im Hintergrund zu stehen, wenn es gilt nachzuvollziehen, wie sich die menschliche Kommunikation überhaupt hat entwickeln können und wie *Bewußtsein* als solches zustande kommen kann.

Mit dem Bild von ganz besonderen Neuronen im motorischen Kortex, die das Verhalten von Artgenossen ›spiegeln‹ können, ist eine höchst bedeutsame Metaphorik im Spiel. Die Nähe zu dem sich auf der Wasseroberfläche bespiegelnden NARZISS ist bemerkenswert und auch andere, ganz bedeutende Modellvorstellungen greifen immer wieder gerade auf die *Spiegel-Metapher* zurück. Dahinter steckt ganz offenbar ein umfassendes Prinzip, bei dem es um Bewußtwerdung geht.

Bewußtsein kommt generell durch Spiegelungen zustande, durch Repräsentation von Repräsentationen. Dabei wird nicht nur etwas ganz konkret beobachtet, sondern zugleich muß das Beobachten dieser Beobachtung selbst noch einmal zu Bewußtsein gebracht werden. Dann erst wissen wir, daß wir sehen, was wir sehen. Aber auch das ist noch nicht hinreichend: Wichtig ist darüber hinaus auch zu wissen, ob wir wach sind oder träumen, ob wir es nun tatsächlich selbst erleben oder ob alles nur eingebildet ist.

Dabei geht es um die Gewißheit, sicher gehen zu können, daß wir es selbst sind, die da hier und jetzt eben diese Beobachtung machen. Alles andere wäre nichts weiter als reine Phantasmagorie, vielleicht luzides Träumen, mit dem die Tiere durch den Tag dämmern. — Wenn etwas zu *Bewußtsein* kommen und damit bewußt werden soll, dann muß das, was bewußt werden soll, sich zunächst an etwas anderem abzeichnen, wo es sich wieder herauslesen läßt. *Medien* sind dabei unerläßlich, denn das, worauf es ankommt, muß irgendwo und irgendwie gespiegelt werden und dabei wird nicht selten das Medium zur Botschaft.

Es ist von Bedeutung, daß die *Spiegelneuronen* ausgerechnet im motorischen Kortex entdeckt wurden, denn man hatte nichts dergleichen in einer Hirnregion

Die Macht der Bilder

erwartet, in der doch eigentlich ›nur‹ Bewegungen beobachtet, geplant und beurteilt werden. Wider Erwarten arbeitet die Natur unserer Hirntätigkeiten aber anders, als es den kruden Modellvorstellungen tradierter Theorien entspricht, bei denen zumeist noch die Theologie im Hintergrund steht.

DESCARTES hat unterschieden zwischen den *res extensa* und den *res cogitans*. Mit dieser Wertung geht eine Hierarchie einher: Das eine ist eben *materiell*, das andere dagegen *geistig*. Das eine entspricht der *vita activa* und das andere der als höherwertig angesehenen *vita contemplativa*. — Dementsprechend wurde konsequenterweise erwartet, daß der *Gedanke* der *Handlung* vorausgeht, daß daher das *Denken* dem *Handeln* selbstverständlich übergeordnet sein müsse, weil es schließlich zunächst auf den *Willen* und schlußendlich auf das *Gewissen* ankomme und dann erst auf das *Handeln*. Aber die Entdeckung der *Spiegelneuronen* desavouiert alle diese Vorstellungen und Modelle.

Motorik schien minderwertig zu sein, folgerichtig wurde nicht damit gerechnet, höhere kognitive Kompetenzen ausgerechnet in einer Hirnregion vorzufinden, die sich gleichsam mit ›niederen Tätigkeiten‹ befaßt. Bemerkenswerterweise wird jedoch gerade diese Hirnregion auf eine höchst subtile Weise in Dienst genommen. Es scheint, als würde ein *Bewußtsein höherer Ordnung* genau jene Region nutzen, die sich mit Handlungen befaßt. Und von diesem höheren Bewußtsein wird nun jenes, das Handlungen plant, beurteilt und bewertet, als Medium in Dienst genommen. Gespiegelt werden hoch aggregierte Diagnosen über die eigene Position, über Bewegungen, Ziele und Intentionen, über das Verhältnis zu sich selbst und zu den anderen, sowie über die Befindlichkeiten in der ganzen Gruppe.

Es ist in der Tat bemerkenswert, daß wir immer wieder zu Metaphern des *Ortes* und der *Bewegung* greifen, wenn es darum geht, uns selbst zu thematisieren, um den eigenen *Standpunkt*, die eigene *Stellungnahme* oder auch Auseinandersetzungen mit Anderen zur Darstellung zu bringen. Nicht von ungefähr werden also gerade in sozialen Kontexten so oft *Metaphern der Bewegung und der Bewegtheit* bemüht. — *Bewußtsein* ist Beobachtung von Beobachtung, *Bewußtsein* ist immer *Bewußtsein höherer Ordnung*, das aber kommt nur durch Spiegelung zustande. So wird dann das eine *Bewußtsein* in Dienst genommen von der nächst höheren Ebene und wie ein Zauberspiegel benutzt, um darin zu erkennen, was sich ansonsten weder einsehen noch ansprechen ließe.

Die Macht der Bilder

So wird allmählich ersichtlich, daß es womöglich diese Eigentümlichkeiten sind, die im Hintergrund dafür sorgen, daß wir so viel mit Mustern der Bewegung verknüpfen. Wir sehen uns selbst als beweglich an, also werden Bewegungen zu Grundmustern für *Stellungnahmen* über sich selbst und über das Verhältnis zu anderen. — Ganz besonders interessant wird es daher, wenn dann die eigentlichen Motive zur Sprache gebracht werden, wenn es gilt, die *Emotionen* und damit eben die eigentlichen *Beweggründe* eingehender zu erörtern.

Unsere Emotionalität beruht also auf unserer Emotivität, wir wissen, daß wir und andere sich bewegen aber auch bewegt werden können. Der Übergang von *Bewegung* zur *Bewegtheit* ist also fließend, die *Empathie* gründet sich offenbar aus dem Vermögen, daß Stimmungen vereinnahmend sein können, daß wir, wenn wir von etwas *bewegt* werden, dazu neigen, uns *emotional* leiten zu lassen. Wir sind dann *bewegt*, also *eingenommen* von einer bestimmten Stimmung, die uns veranlaßt, die *Bewegtheit* dann auch zum Ausdruck zu bringen, sie umzusetzen, sie zu leben. — Eine Theorie der Emotionen wird also nicht von ungefähr auf Metaphern der Bewegung oder auch der *Bewegtheit* zurückgreifen.

Unübersehbar viele Begriffe, wie etwa der von der *Vor-Stellung*, von der *Konfrontation*, von der *Stellungnahme* oder auch der vom *Ausweichen* lassen erahnen, daß wir uns stets vor allem auch im sozialen Raum lokalisieren. Wir müssen eben von uns und von anderen ständig wissen, wo wir sind und wo sie ›stehen‹. Bewegung ist Ortswechsel, was das im psychosozialen Raum bedeutet, dürfte Bände füllen, denn Bewegungen haben uns jeweils dorthin gebracht, wo wir ›stehen‹, sie können uns aber auch wieder wegbringen.

Im Sinne der Metaphorik kann ›*Bewegung*‹ oder auch ›*Position*‹ alles Erdenkliche sein, zum Beispiel ein politischer Standpunkt, der womöglich nicht unumstritten ist, der also *angegriffen* werden kann und dann *verteidigt* werden müßte, wenn er denn *gehalten* werden soll. Derweil kommt es stets darauf an, genauestens zu sehen, wo der Andere eigentlich ›steht‹.

Wir verorten Standpunkte, Einstellungen und Positionen stets auf imaginäre Weise, auch die möglichen Motive, daß etwas in Bewegung gerät, werden auf diese Weise verortet. Es sind Bewegungsmöglichkeiten, mit denen sich zugleich die ganze Szenerie verändern würde, wenn sie *wahr-genommen*, also ausgeführt werden. — Gerade das läßt tief blicken, dieser Sonderstatus im Begriff von der *Wahr-nehmung*, nicht nur, daß es auf einen Akt ankommt, daß also Erkenntnis

Die Macht der Bilder

keineswegs passiv vonstattengeht, sondern vor allem, daß ein *Ergreifen* damit einhergeht. Handlungsoptionen müssen eben ›ergriffen‹, also ›wahrgenommen‹ werden.

So entstehen immer wieder neue Stellungnahmen, also Neupositionierungen, die nicht unumstritten sein müssen, weil jede Stellungnahme immer nur eine unter vielen möglichen anderen ist. Betrachtet aus der imaginären Perspektive der Selbstbeobachtung handelt es sich dabei um eine Selbstpositionierung in einem imaginären Raum. — Das Wort von der *Auf-stellung* drängt sich nunmehr fast auf: Wir stellen uns selbst auf, stellen auch in unserer Vorstellung die anderen dazu und erhalten eine Vor-Stellung von der ganzen Szenerie und auch von den Interaktionen, die immer perspektivisch sind. Dabei muß es nicht immer nur die eigene Perspektive sein, wir können auch mit den Augen der Anderen sehen und machen uns vielleicht auch einen anderen, möglicherweise sogar fremden Blick zu Eigen.

Dabei sind *Inklusionen und Exklusionen* von entscheidender Bedeutung. Was wird berücksichtigt, was wird übersehen, was wird vielleicht sogar übergangen? Wir stellen uns unser eigenes *Stellungnehmen* so vor, als würden wir in einem imaginären Raum eine ganz bestimmte Position als die unsere *einnehmen*. Das ist in jedem Fall eine Perspektive, vermutlich eine einseitige Sichtweise, wenn wir beispielsweise dabei in erster Linie an uns und vielleicht gar nicht an andere denken. — Genau das aber könnte wiederum zum Stein des Anstoßes in den Augen Anderer werden.

Würden wir nun darauf angesprochen, daß wir dabei doch die Anderen mit ihren legitimen Erwartungen viel zu sehr außer Acht gelassen hätten, kann es sein, daß wir unsere Position verändern, unsere Einstellung wechseln und nicht nur andere Sicht- sondern auch andere Handlungsweisen an den Tag legen. Man hat sich dann etwas noch einmal überlegt, hat es sich durch den Kopf gehen lassen und ist dann zu einem anderen Fazit gekommen. Dementsprechend wäre dann die Position verändert worden, so daß nunmehr neben den eigenen Interessen auch die Interessen anderer verstärkt in den Blick kommen und Berücksichtigung finden können.

›Spiegeln‹ ist eben mehr als ein passives Wiedergeben von etwas, das zuvor hineingegeben wird. Etwas zu spiegeln bedeutet, ein Medium zu unterlegen, zu- meist eben eine *Metaphorik*, die dann ihrerseits in ihrem Sinne der ganzen Sache

Die Macht der Bilder

eine höchst spezifische Prägung gibt. Es ist eben ein himmelweiter Unterschied, ob intellektuelle Erörterungen als Kampf, als Tanz oder als Improvisation wie bei einer Jazz-Session verstanden werden.

Wir können nichts direkt erkennen, sondern immer nur indirekt, vor allem komplexe Verhältnisse müssen zunächst abgebildet werden. Alles muß gespiegelt werden, es muß zunächst auf irgendein Medium, etwa auf die Wasseroberfläche, auf eine Metaphorik oder auf ein Sinnsystem wie beispielsweise das von Geschlechterrollen oder eben auch auf den eigenen Körper projiziert werden. Dort wird es dann nicht sichtbar, sondern eben auch in seiner Wirklichkeit und in seiner Bedeutung ›erkannt‹. — Derweil bevorzugen die *Spiegelneuronen* von sich aus die Motorik, so daß sich errahnen läßt, woher unsere Vorliebe für Metaphern des Ortes und der Bewegung rührt.

Was da geschieht, ist von außerordentlicher Brisanz, denn eigentlich wird uns nur etwas vorgespiegelt. Gerade die *Spiegelneuronen* simulieren schließlich, was nicht wirklich ist, sie vermitteln aber den Eindruck, daß, was da gesehen oder auf irgendeine Weise angeregt wird, tatsächlich präsent sein würde. Ein schönes Beispiel hierfür ist unser Erinnerungsvermögen für Gerüche: Ich muß nur den Namen aromatischer Früchte erwähnen und schon verhilft die Magie dieser Worte dazu, daß wir allen Ernstes glauben, augenblicklich riechen zu können, was eigentlich doch nur Worte sind, aber eben Worte, die Wirkung haben auf unser Imaginationsvermögen, etwa wenn ich sage: Himbeere, Brombeere, Birne, Pfirsich, Chlor, Ozon oder Quellwasser. — Bei den Assoziationen zu ›Quellwasser‹ sind bereits einige Sinne mehr mit im Spiel: Man glaubt den kühlenden Wasserdampf auf der Haut zu vernehmen, diese Frische, die eigentlich ja eher die Abwesenheit von Geruchsstoffen ist und dann werden auch Lichteffekte erwartet, Glitzern, Wasserdampf vielleicht sogar einen kleinen Regenbogen, um dabei das Murmeln, das Plätschern, das Rauschen, vielleicht auch das Tosen nicht zu vergessen.

So entstehen durch freies Assoziieren ein ganzes Erlebenswelten, die eigene Wahrnehmung wird zum Holodeck, auf dem wir täuschend echt jede beliebige Szenerie zum Leben erwecken können. So unvorstellbar es scheint, daß auf einem Holodeck echte Interaktionen möglich sein sollen, so unwahrscheinlich ist es eigentlich auch, daß wir in den virtuellen Räumen unserer Phantasie tatsächlich Erfahrungen machen können. Aber genau das ist ganz offenbar der

Die Macht der Bilder

Fall: Es geht vermutlich sogar noch weiter, als uns lieb sein kann.

Die Wirklichkeit verschwindet im Wassernebel der Phantasiewelten, denn es spricht nichts dagegen, daß Denken, Bewußtwerdung, Überlegen und Reflektieren genau auf diese Weise vonstattengehen, durch höchst konkretes Phantasieren. Ja, wir machen sogar die Vorstellbarkeit zu einem Maßstab für die Möglichkeit. Nicht von ungefähr heißt es schließlich, man könne sich irgendetwas vorstellen oder eben nicht vorstellen. Als wäre eben das eine Aussage über die Möglichkeit als solche, und genau darauf wird spekuliert, wenn und wo diese Worte fallen ...

Philosophieren bedeutet, ganz konkret mit dem eigenen Vorstellungsvermögen so zu arbeiten, so daß sich die Wirklichkeit in der Imagination tatsächlich ›zeigt‹. Imagination ist daher gar nicht so imaginär, wie sie oft erscheint. Wir sind dabei nicht nur auf die Sinne, auf Gefühle, Gedanken und Sprache angewiesen, von Bedeutung sind darüber hinaus auch die Medien, die zusätzlich noch bemüht werden müssen: *Metaphern* sind Spiegel, ebenso wie Traditionen als Spiegel erhalten können oder auch die typischen Persönlichkeitsmerkmale einzelner Götter.

Was auch immer auf irgendeiner Weise konkret vorgestellt werden soll, alles muß zunächst eigens ›beseelt‹ werden. Man nimmt die Gestalt als Hülle und haucht dem Ganzen die dazugehörige Seele ein, so daß nunmehr die Vorstellung selbst lebendig werden kann: *Seele*, das wäre dementsprechend das Konzept einer ganz konkreten Erscheinung, die nunmehr als etwas Ganzes in der Vorstellung lebendig werden soll, aber nicht nur einfach irgendwie lebendig, sondern eben in einer angemessenen Weise. Einerseits ist nichts unmöglich, andererseits wird immer erwartet werden, daß die Phantasie und das Imaginationsvermögen möglichst vorbildlich arbeiten. Sie sollen der Wirklichkeit vorhergehen, wir erwarten häufig nichts Geringeres als die Vorwegnahme der weiteren Entwicklung.

Soziale Intelligenz

Dem Modell zufolge kommt hier ein ›höheres‹ Bewußtsein *sozialer Intelligenz* zustande, indem durch *Spiegelneuronen* ein Sektor codiert wird, der für Routinen der Positionierung, der Bewegung und des Handelns zuständig ist. Im Zuge von Bewußtwerdungsprozessen dürften es ganze Kaskaden solcher Referentialisierungen sein, in denen sich ein Bewußtsein höherer Ordnung stets durch

Die Macht der Bilder

Übertragungen von Sinn auf die Muster eines Bewußtseins niederer Ordnung bezieht. — In diesem Fall haben wir ein sehr einfaches Modell vor Augen. Die nächst höhere Bewußtseinsebene wird ganz offenbar etabliert, indem rein praktische und typische Handlungsmuster nochmals mit einem ›höheren Sinn‹ belegt werden, durch Mapping, durch das Belegen mit zusätzlichen Bedeutungen.

So werden Bewegungsmuster mit sozialer und emotionaler Bedeutung befrachtet. Muster der Positionierung, des Bewegens und des Handelns werden zum Medium der Reflexion und das eigene Bewegungsvermögen wird zu einem Spiegel, in den dieses nächst höhere Bewußtsein wie in einen Spiegel hineinblicken kann, um nunmehr zu ›sehen‹, was zuvor allenfalls geahnt werden konnte.

Mithilfe der Spiegelneuronen wird also ein Teil des Nervenkostüms zum Medium, zum Gespür, zu einem Zauberspiegel, der spürbar werden läßt, was eigentlich unsichtbar ist, eben Intentionen, Absichten und Stimmungen. Damit kann sich ein höherer Grad an Bewußtheit etablieren, eine soziale Intelligenz, die sich darauf versteht, die eigentlich unsichtbaren Momente und Motive der sozialen Interaktion spürbar werden zu lassen. Weil nun der eigene Körper wie ein Medium wirkt, so daß das Soziale zur sinnlichen Erfahrung werden kann, werden Absichten, Differenzen und Konflikte sinnlich erfahrbar gemacht. — Dabei werden interessanterweise jedoch nicht alle Sinne gleichermaßen bedient, manche, wie etwa das eigene Schmerzempfinden, werden offenbar außen vorgelassen. Sie werden kaum in Mitleidenschaft gezogen, andere können dagegen fast vollständig eingenommen werden, etwa wenn nur etwas beobachtet, oder auch nur vorgestellt wird.

Die *Spiegelneuronen* vollführen ganz offenbar dieses zunächst einmal seltsam anmutende Kunststück, daß sie Wahrnehmungen induzieren und am eigenen Leibe spürbar werden lassen, obwohl es sich eigentlich nur um Vor-Stellungen handelt. Dabei wird ein Teil des Gefühls ganz offenbar mit simuliert, so daß es erscheint, als würde man in der Tat selbst spüren, was ja eben doch nicht tatsächlich ein authentisches eigenes Gefühl ist. Auch der Begriff der *Einbildung* bekommt vor diesem Hintergrund ein ganz besonderes Gepräge, denn es könnte ja auch *Einführung* sein. — Wichtig ist allerdings ganz offenbar, zwischen *Vorstellung und Wirklichkeit* zu unterscheiden. Und auf diese Weise läßt sich dann auch wenigstens spekulativ die Frage beantworten, warum denn dann, wenn wir schon so zum Mitfühlen gebracht werden können, nicht auch die

Schmerzerfahrungen gleich mit dazu simuliert wird.

Womöglich hat es einen besonderen Grund, daß ausgerechnet die Schmerzerfahrung nicht mitgegeben wird. Dann wäre die Illusion zwar perfekter aber wir könnten dann vermutlich nicht mehr sicher zwischen Vorstellung und Wirklichkeit unterscheiden. Gerade die Schmerzerfahrungen haben sozialpsychologisch eine ganz besondere Funktion, denn solange diese nicht bestätigen, daß etwas wirklich der Fall sein muß, kann ein Ereignis eigentlich auch Einbildung sein. Wenn und wo diese Sicherheit fehlt, dort dient die Schmerzerfahrung der Selbstvergewisserung. In Zweifelsfragen, neigen daher viele Kulturen dazu, gerade die Initiationen zumeist auch mit spürbaren, nicht selten schmerzhaften Prozeduren zu ›verifizieren‹.

Beim Traum dagegen etwa werden die Sinne nicht wie im Wachzustand selbstverständlich daraufhin befragt, ob auch tatsächlich gespürt werden kann, was gesehen, gehört oder vielleicht auch nur geahnt wird. Träume konstatieren oft einfach, daß irgendetwas der Fall sei, und setzen sich dabei über alle erdenklichen Zweifelsfragen hinweg. Träume operieren auf der Ebene eines Bewußtseins, das nicht sicher zwischen Vorstellung und Wirklichkeit unterscheiden kann. Motive des Zweifels können sich dabei nicht zum Ausdruck bringen, alles wird nur einfach vorgespiegelt und unkritisch als Tatsache erlebt. Hilfreich ist dagegen schon eher, wie verworren nicht selten manche Träume sind, so daß sie sich selbst oft als Traum entlarven. — Im Vergleich zu den Traumgespinnsten operieren die Spiegelneuronen auf einer ganz anderen Ebene. Sie schaffen keine Einbildungen, sondern erzeugen tatsächlich einen Teil akuter Empfindungen beim Beobachter, so daß dieser an sich selbst verspüren kann, was der beobachtete Akteur wohl soeben empfindet.

Auf diese Weise haben sich offenbar *Routinen der sozialen Intelligenz* herausgebildet, wie sie beim Gruppenleben einfach unverzichtbar sind. Die einzelnen Individuen brauchen eben ein gutes Gespür füreinander und sind darauf angewiesen, in gewisser Weise vorwegnehmen zu können, wie sich andere fühlen, was sie vorhaben und wie die Gruppe dazu steht. Das ist bereits Beobachtungsbeobachtung auf einem gewissen Niveau, ein solches Bewußtsein erlaubt es bereits, daß ich nicht nur irgendetwas weiß, sondern darüber hinaus auch weiß, daß ich es weiß. — Ganz besonders interessant wird es dann allerdings, wenn die Muster dieses Bewußtsein, das für soziale Intelligenz zuständig ist,

seinerseits nochmals wieder mit dem höheren Sinn eines weiteren Bewußtseins belegt wird. Dann könnten sich bereits allererste menschliche Verhaltensmuster zeigen, vielleicht sogar rudimentäre Prinzipien von Kultur und Habitus.

»Ich fürchte mich vor der Menschen Wort«

Bewußtsein kommt nur zustande, wenn das, was bewußt werden soll, auf irgendeine Weise auch repräsentiert werden kann. *Spiegelzellen* machen derweil die eigene Selbstwahrnehmung zum Medium, der Andere wird teilweise gespiegelt in der Wahrnehmung des eigenen Körpers. Es scheint dann so, als würde der Beobachter zu dem, was eigentlich nur beobachtet wird. Dabei arbeitet das System der *Spiegelneuronen* ganz offenbar mit Projektionen, die vom motorischen System ausgehen, um dann über das Nervensystem gewisse Wahrnehmungen zu simulieren.

Emotionen werden dabei auf Bewegungsmuster ›gelegt‹. Das besagt dann auch der Begriff ›Mapping‹, was eben bedeutet, daß etwas auf etwas anderes gelegt wird. So wird das Radiosignal des Senders auf eine Radiowelle gleichsam ›oben‹ zusätzlich noch ›drauf‹ gegeben. Rein technisch werden solche Verfahren als *Modulation* beschrieben, und in diesem Sinne läßt sich nachvollziehen, wie auch die Spiegelzellen die eigene Wahrnehmung so modulieren, bis sie sich öffnet für die Wahrnehmung Anderer.

Es ist allerdings bemerkenswert, daß wir oft nur etwas sehen müssen, um es zu verstehen, zu fühlen und zu mitempfinden. So wird dann die *Empathie* zur Erfahrung am eigenen Leib und wir können uns vorstellen, wie sich etwas anfühlt, auch wenn wir gar nicht selbst betroffen sind. Das alles ist für die *Imagination*, für das *Erzählen* und nicht zuletzt auch für das *Lernen* von ungeheurer Bedeutung, denn wir können auf diese Weise zu Erfahrungen kommen, ohne sie selbst je erleben zu müssen.

Was in der Hirnforschung als *Mapping* beschrieben wird, dem entspricht in der Kulturwissenschaft die *Metapher*, denn auch hier wird ein zumeist ganz konkreter Sinn ›übertragen‹ und etwas anderem beigelegt. Durch die Wahl und den Einsatz einer angemessenen *Metaphorik* wird das Verstehen und vor allem die Verständigung oft überhaupt erst ermöglicht. Und hier geht es ganz offenbar darum, daß ein ›höheres‹ *Bewußtsein* die Routinen eines anderen Bewußtseins jeweils mit ganz bestimmten Sinnmustern belegt. So werden

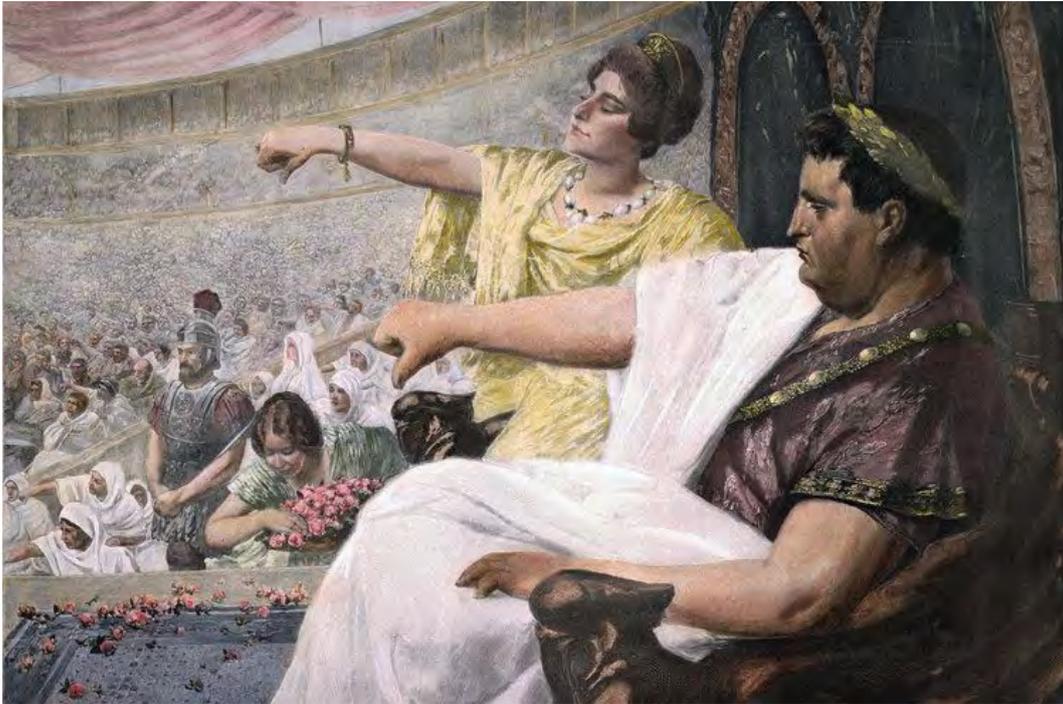


Abb. 4: WILHELM OTTO PETERS: *Nero im Circus*. Holzstich, um 1900, koloriert, nach dem Gemälde von Wilhelm Otto Peters. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia Commons](#). — Der Daumen als Zeichen des Mitgefühls: Mit dem nach unten zeigenden Daumen signalisiert NERO den Gladiatoren in der Arena »kein Mitgefühl« zu zeigen — ganz im Gegensatz zum nach oben gestreckten Daumen, der »Mitgefühl« signalisiert.

dann Bewegungsmuster mit *Emotionen* verknüpft, die sich dann ihrerseits wiederum als Bewegtheit identifizieren lassen. Dann können wir uns nicht mehr nur vorstellen, wie wir uns bewegen. Wir können darüber hinaus auch Vorstellungen darüber haben, ›bewegt‹ zu werden — eben durch *Empathie*, durch *Emotionen*.

Die Frage, was eigentlich *Bewußtsein* ist und wie es zustande gebracht wird, bekommt auf diese Weise ihren einschlägigen Modellcharakter. *Bewußtsein* ist immer Bewußtsein von etwas, daher muß erwartet werden, daß dieses Etwas dann auch in Erscheinung tritt und wahr-genommen werden kann. — Aber mit der Ein-Sicht ist das so eine Sache: Vieles ist uns verborgen und dann versagen

Die Macht der Bilder

auch noch die Worte, weil sie immer sofort alles festlegen. Kein Wunder also, daß das Reden gerade dann besonders schwer fällt, wenn, was zu sagen wäre, höchst heikel erscheint, und wenn wir befürchten müssen, gar nicht verstanden zu werden oder uns vorschnell und falsch festzulegen.

Oft haben wir uns selbst und die Situation noch gar nicht verstanden. Dann fehlen die Worte, so daß es unmöglich erscheint, überhaupt irgendetwas zu sagen, und trotzdem sollen wir uns erklären, bekennen und festlegen. Aber die unterschiedlichsten Motive, Emotionen und Wertvorstellungen liegen im Hader miteinander wie die glücklichen Götter Athens. In ihrer Gesamtheit verkörpern sie die Eigentümlichkeiten der verschiedensten Perspektiven und stehen dafür mit ihrem Charakter ein.

Die Vielfalt dieser Möglichkeiten, ein- und dieselbe Sache auch ganz anders sehen zu können, macht gelingendes Verstehen so schwierig. Daher ist es nicht einfach, sich selbst zu thematisieren und die Verhältnisse systematisch zu erörtern. Das kann nur gelingen, wenn die unterschiedlichsten Momente zur Sprache gebracht werden, um sich über alle möglichen Motive und Emotionen zu verständigen. — Kultur und Zeitgeist spielen dabei eine ganz große Rolle, denn immerzu herrschen bestimmte *Vorbilder*, *Vorstellungen* oder *Mustergültigkeiten* vor und nicht selten sind *Erwartungen* oder auch *Erwartungserwartungen* wie beispielsweise *Ideale* und *Wertvorstellungen* im Spiel.

Erst was *zur Sprache gebracht*, mitgeteilt und auch verstanden wurde, ist wirklich in der Welt. Alles andere ist und bleibt schemenhaft im Nebel aller Möglichkeiten zurück. Solange die richtigen Worte noch fehlen, besteht noch die Hoffnung, daß sie gefunden und zur Sprache gebracht werden. Wo aber bereits die falschen Worte ausgesprochen worden sind, dort beherrschen Irrtümer die Szenerie wie ein böser Fluch, was oft nicht einmal bemerkt wird. — Dabei ist es geradezu skandalös, was *Worte* den Phänomenen antun können: Sie spießen die Sachen wie Schmetterlinge auf, kleben ihr Etikett darunter und behaupten, man habe damit wirklich alles im Griff. Tatsächlich ist jedoch das Leben entwichen, die Seele ist nicht mehr vor Ort und nur etwas Totes bleibt dann zurück.

*Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,*

Die Macht der Bilder

*und hier ist Beginn und das Ende ist dort.*¹

In diesem Gedicht aus dem Jahre 1897 beschwört RAINER MARIA RILKE eine Angst vor dem definatorischen Gebrauch der Wörter, wie ihn nur Poeten und Phänomenologen teilen können. — Worte machen die Dinge verfügbar und verscheuchen den Geist, der uns eigentlich fasziniert. Man glaubt, sich erklären, sich verständlich machen zu müssen und erreicht nicht selten das Gegenteil von alledem, so daß sich *Verstehen* in *Verfehlen* verwandelt. — Daher sollte die *Empathie* im Hintergrund stehen, um zu erfühlen, ob die Worte tatsächlich auch tun, was sie sollen oder ob sie nur eigenmächtig über alles herfallen, was ihnen nicht paßt.

Während die erste Strophe noch über die Angst spricht, wird in der nächsten die Anklage eröffnet um dann in der dritten den Apell vorzubringen, die Welt der Dinge gegen die Ansprüche des Benennens und Aussprechens in Schutz zu nehmen. — Ohnehin ist die Welt seltsam falsch motiviert durch Wahrnehmungsmuster, die mit der Moderne aufgekommen sind und die seither den Zeitgeist und damit das Sehen, Fühlen und Denken auf seltsame Weise verfälschen, so daß das Lebendige stumm und das Starre lebendig erscheint.

*Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.*

*Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*²

¹Rainer Maria Rilke: Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort. In: Die Gedichte. Frankfurt 1986. S. 188.

²Ebd.

Empathie zur Sprache bringen

NERVENZELLEN HABEN KEIN MITLEID — SPIEGELSYSTEM UND SPRACHVERMÖGEN — DIE DISKURSE DER HIRNFORSCHUNG — DOPING IN DER LEISTUNGSGESELLSCHAFT — ENTKOPPLUNG VON KÖRPER, SEELE, PSYCHE UND GEIST — ZEITGEIST UND WAHNVORSTELLUNGEN — RISIKO UND FORTSCHRITTSDIVIDENDE — EGO-SHOOTER-GESELLSCHAFT — HAPPY PILLS UND EXISTENTIALGEFÜHLE — DER LETZTE MENSCH BEI NIETZSCHE — KULTUR ALS INSTINKTERSATZ — WENN ZUSCHAUER EINGREIFEN — GEFÜHLE IM DIALOG — REDEN ÜBER RÄTSELHAFTES — VOM SEHEN ZUM BLICK — DER BLICK DER GÖTTIN — DER JÄGER WIRD ZUM GEJAGTEN

Soziale Kompetenzen	74
Spiegelneuronen haben keine Empathie	74
Wahnsinn und Gesellschaft	81
Happy Pills und Selbsterfahrung	86
Körper, Psyche, Seele und Geist	94
Einfühlung kann schief gehen	94
Empathie und Sprache	101
Blick und Gegenblick	109

Soziale Kompetenzen

Spiegelneuronen haben keine Empathie

Glaukt man dem so schillernd in Szene gesetzten neurophysiologischen Modell, so werden wir durch ein System von Spiegelneuronen in den Stand versetzt, uns in die Innenwelt Anderer hineinversetzen zu können. Es genügt, Handlungen nur rudimentär zu sehen, um bereits zu erahnen, was die Intention sein dürfte,

und unter Zuhilfenahme unseres Reflexionsvermögens sind wir sogar in der Lage, komplexe Intentionen zu interpretieren.

Soziale Kompetenz könnte also in der Tat etwas mit den *Spiegelneuronen* zu tun haben, etwa, daß sie bei *Autisten* ihre Dienste versagen, oder auch ganz im Gegenteil: Es könnte sein, daß sie überreagieren und so den Trägern dieses Bewußtseins große Probleme bereiten. Immer gibt es ein Zuviel und ein Zuwenig und immer ist es die Frage, wie damit umgegangen werden soll.

Es ist problematisch, nicht in den Gesichtern anderer lesen zu können, sondern sich anderweitig behelfen zu müssen, um wenigstens zu errahnen, was wohl empfunden worden sein könnte. Nicht anders verhält es sich andersherum, denn ein Zuwenig an Sensibilität kann ebenso belastend sein, wie ein Zuviel davon. — Im Falle von Hypersensibilität können Betroffene in einen *vegetativen Sturm* geraten, in extreme emotionale Reaktionen, wie zwei Forscher des kalifornischen Center for Brain and Cognition, VILAYANUR S. RAMACHANDRAN und LIDSAY M. OBERMANN vermuten.¹

Was aber wirklich der Fall ist bei allen diesen Syndromen, das ist die Frage. *Verstehen* ist eben voraussetzungsreich und am besten läßt sich verstehen, was Verstehen eigentlich ausmacht, wenn man sich vor Augen führt, was wie und warum eben nicht verstanden werden kann. — So ist es bemerkenswert, daß autistische Kinder oft Sprichwörter oder Metaphern mißverstehen, weil sie sie wortwörtlich nehmen, so daß sie, wenn ihnen gesagt wird, sie möchten sich zurückhalten, tatsächlich sich selbst ergreifen und festhalten.

Das System der *Spiegelneuronen* arbeitet offenbar blitzschnell. So reagieren Probanden, die mit einer schnellen Abfolge zumeist neutraler Gesichtsausdrücke konfrontiert wurden, beim Aufkommen fröhlicher Gesichter bereits, wenn die Bilder nur für 40 Millisekunden eingeblendet waren. Bei einigen Reaktionen fehlt interessanterweise die Kontrolle oder sie ist zumindest eingeschränkt, wie beim Lächeln, das oft unwillkürlich vonstattengeht und ebenso ›ansteckend‹ sein kann, wie auch das Gähnen. — Alles läuft extrem schnell ab, das ›Spiegeln‹ hat längst stattgefunden, noch ehe man zum Kennenlernen überhaupt hat Platz nehmen können. Vermutlich werden auch Gefühle gespiegelt, so kann sich dann eine Laune als Stimmung weiter und weiter verbreiten.²

Für die Vermutung über die Funktion und die Arbeitsweise der *Spiegelneuronen* spricht auch eine ganz bestimmte Ausfallerscheinung, es ist die *Echopraxie*:

¹Vilayanur S. Ramachandran, Lidsay M. Obermann: Der blinde Spiegel des Autismus. In: Spektrum der Wissenschaften, April 2007. S. 43–49. Vgl. S. 48.

²Vgl.: Katja Gaschler: Spiegelneurone. Die Entdeckung des Anderen. In: Gehirn & Geist, 10/2006. S. 26–33.

Empathie zur Sprache bringen

Im Gegensatz zum Spiegeln von Gefühlen könnten wir die Imitation von Bewegungsabläufen recht gut unterdrücken, so KATJA GASCHLER:

Bückt sich jemand, um seinen Schuh zuzubinden, tun wir nicht automatisch dasselbe — wozu auch? Nur bei einigen Patienten mit schwerer Demenzerkrankung kommt dies hin und wieder vor. Sie ahmen Gesten von anderen nahezu reflexartig nach, unabhängig davon, ob die Bewegung hilfreich, sinnlos oder gar gefährlich ist. Dieses als Echopraxie bezeichnete Phänomen ist nicht nur ein Symptom der degenerativen Hirnerkrankung, sondern zugleich ein gutes Indiz dafür, daß wir beobachtete Bewegungen zwar innerlich nachspielen, deren tatsächliche Ausführung aber irgendwie verhindern können. Genau dieser Hemmmechanismus scheint bei den Betroffenen nicht mehr zu funktionieren¹

Allerdings sind die *Spiegelneuronen* nur das Sensorium eines hochkomplexen Systems. Sie sind allenfalls die Impulsgeber für ein Netzwerk, in dem spezifische Reizmuster nicht nur weitergegeben sondern eben auch interpretiert und umgesetzt werden müssen, so daß sich dieses eigentümliche Miterleben ergibt. Die dafür so entscheidenden Nervenimpulse, die später die so komplexen Reaktionen der *Empathie* zur Folge haben, stehen allenfalls am Anfang.

Die Annahme, Nervenzellen könnten die Eigenschaft haben, etwas spiegeln zu können, geht weit über die Physiologie hinaus, sondern reicht in die Psychologie hinein, bis hin zu einer *Theorie von Bewußtsein*. Das alles ist dieser schillernden *Metapher vom Spiegeln* zu verdanken. Und so sind dann die *Spiegelneuronen* bereits als *Mitleidszellen* kolportiert worden. Als bald wurde eine Theorie über die Ausbildung unserer *Empathie* daran geknüpft, mehr noch, auch Bedingung für die Möglichkeit unserer Sprache und schlußendlich der eigentliche Auslöser der Menschwerdung. — Allerdings sind die Potentiale dieser Neuronen bemerkenswert, weil sie ganz gewiß auch bei der Entwicklung unserer Sprache von großer Bedeutung sind. Aber das Hirn denkt nicht, sondern wir sind es. Und die Spiegelneuronen mögen spiegeln, soviel sie wollen, sie tun es ohne Empathie, weil Neuronen nun einmal jedes Mitgefühl abgeht.

Es ist in der *Hirnforschung* ein ebenso geschäftstüchtiger wie spekulativer Geist im Spiel, der sich ganz bewußt solcher Metaphern bedient, die anschlussfähig

¹Ebd. S. 32.

Empathie zur Sprache bringen

sind zu den Diskursen an der Grenze zwischen *Psychologie und Philosophie*. Man hat sich dieser Metaphorik nicht nur bedient, um das Unsagbare in Worte zu fassen, man hat sich davon nicht nur leiten lassen, sondern man sich auch daran berauscht. — Es ist schon befremdlich, wie sehr es dieser Tage immer wieder gefeiert wird, wenn harte Disziplinen auf weiche Befunde stoßen, wenn im Hirnlabor mithilfe von Versuchstieren, die verkabelt worden sind, so etwas wie ›Mitgefühl‹ nachweisbar geworden sein könnte.

Allerdings geben die Unterschiede zwischen Menschen und Affen genügend Anlaß zu Spekulationen darüber, worauf es wohl ankommen könnte bei der Ausbildung von höherem Bewußtsein. Nach Aussagen des Groninger Professors für Empathieforschung, CHRISTIAN KEYSERS, sind Menschen ganz offenbar in der Lage, mit sehr viel mehr Möglichkeiten zu rechnen. Während Affen, um die Handlungsziele anderer erschließen zu können, das jeweilige Objekt wenigstens einmal vor Augen gehabt haben müssen, so KEYSERS, genügt uns Menschen oft bereits eine symbolische Geste. Beide Spezies könnten Intentionen lesen, aber nur komme *Homo sapiens sapiens* kommt häufig bereits mit weniger konkreten Hinweisen aus.¹

Interessanterweise, so auch KEYSERS, entspricht die Region F₅ im Affenhirn, in der erstmals die *Spiegelneuronen* nachgewiesen wurden, beim Menschen ausgerechnet dem *Broca-Areal*, das wiederum für das Sprechen zuständig ist. Somit schließt sich hier ein Kreis: Die *Spiegelneuronen* mit ihrem ›Sinn‹ für Bewegung und Beweggründe liefern gleichsam die Basis für das Sprachvermögen. Schließlich geht es bei der Sprache um noch mehr Möglichkeiten und noch mehr Gewißheiten in der Verständigung darüber, was der andere eigentlich bezweckt mit dem, was er tut oder sagt.²

Sollte sich der inzwischen vermutete Zusammenhang zwischen Spiegelsystem und Sprachvermögen als zutreffend erweisen, dann läßt sich die schon oft geäußerte Vermutung erhärten, daß unser Sprachvermögen zuerst über Mimik und Gestik entstanden sein muß. Den *Spiegelneuronen* würde dabei eine wichtige Funktion zugekommen, sie bilden die Grundlagen des Sozialverhaltens, weil sie die Möglichkeit eröffnen, miterleben zu können, wie anderen zumuten sein könnte. Zugleich, da es sich doch immer nur um Interpretationen handelt, bilden

¹Christian Keyzers: Mit den Fingern denken. Interview. In: *Gehirn & Geist*, 10/2006. S. 34–36. Vgl. S. 35.

²Vgl. ebd. S. 35.

Empathie zur Sprache bringen

sich damit die nonverbale Grundlagen des Sprach-Verstehens, weil Mimik auch mißverständlich sein kann, weil einfach das Bedürfnis nach Abstimmung im Verlauf der Hominisation größer geworden sein muß. Von dort bis hin zur Fähigkeit, emotionale Nähe herzustellen, einander dann auch mit Worten verständigen und verstehen zu können, bis hin zur Fähigkeit, Metaphern zu bilden, ist es allerdings noch ein weiter Weg.

Wie alles, so hat auch das *Verstehen* selbstverständlich eine physiologische, eine neurologische, eine soziale und darüber hinaus auch eine psychologische Basis. Alles ist zunächst abhängig vom Körper und von der Selbst-Wahrnehmung des eigenen Körpers, von Handlungs- und Verhaltensmuster, die mehr und mehr mit ›höherem‹ Sinn belegt werden. Das wären dann die Grundlagen der Verständigung, jedenfalls was die tieferen Strukturen der Bewegungsmuster und der Emotionen anbelangt. Dementsprechend muß angenommen werden, daß Außerirdische, sollten sie über einen anderem Körperbau verfügen, ganz gewiß in ihren Spiegelneuronen auch andere Erkennungsmuster und auch andere Emotionen vorhalten würden. Wir hätten somit keine gemeinsame physiologisch Ebene gespiegelter Selbstverständlichkeiten, — da wird man dann wohl wie üblich erst aufeinander schießen und dann vielleicht reden.

Inzwischen hat die Theorie über die *Spiegelneuronen* bereits Eingang gefunden in die Debatten anderer Disziplinen, insbesondere in der *Psychologie* und der *Erziehung*. Auch wurden die Spiegelzellen in Verbindung gebracht mit der Empfindung von *Mitleid*. Hierzu bietet KEYSERS ein interessantes Beispiel und anschließend einen Ausblick:

Wenn wir auf der Straße an einem Bettler vorbeigehen, blicken wir oft einfach weg — warum ist das so? Weil wir mit dem armen Mann dann nicht mitfühlen müssen. Die naheliegendste Form der Kontrolle über unser Empathievermögen liegt meines Erachtens in unserer bewußten Aufmerksamkeit. Wenn wir sie von der betreffenden Person abwenden, fällt die Reaktion der Spiegelneurone natürlich entsprechend schwächer aus. Auf diese Weise können wir ihren Einfluß sicherlich kontrollieren. Viel mehr läßt sich dazu heute aber nicht sagen — vor allem weil niemand weiß, welche Hirnprozesse mit Bewußtsein einhergehen. Ich persönlich glaube, das Spiegeln allein ist nicht die ganze Story. (...) Entscheidend scheint mir die Kombination aus gespiegelten Intentionen und dem, was sie im eigenen

Empathie zur Sprache bringen

Denken bewirken und wie wir sie im Licht unserer Erfahrungen bewerten. Dazu bedarf es auch der bewußten Überlegung. Nur denkend können wir den hohen Anforderungen des sozialen Miteinanders gerecht werden — intuitives Nachfühlen ist wichtig, aber eben nicht alles.¹

In einem Artikel vom März 2007 schildern GIACOMO RIZZOLATTI, LEONARDO FOGASSI und VITTORIO GALLESE die interessante Koinzidenz zwischen Phänomenologie und Spiegelneuronen. Aber immer gleich eine Revolution der Denkungsart zu verkünden, das ist dann doch reichlich übertrieben:

Interessanterweise postulierten einst schon Phänomenologen daß man etwas in sich selbst erleben muß, um es wahrhaft zu verstehen. Hierfür im Spiegelneuronensystem eine physische Grundlage gefunden zu haben, ist zumindest für Hirnforscher eine einschneidende Entdeckung, die die Wissenschaft des Verstehens völlig verändert.²

Näher besehen bestätigt der Nachweis von Spiegelneuronen lediglich, daß spezialisierte Nervenzellen auch dann ansprechen, wenn es um soziale Prozesse geht. Aber einfache kausale Zusammenhänge zwischen Reiz und Reaktion sind nicht zu erwarten. Wirklichkeit ist ein Konstrukt und daher ist es nur konsequent, mit vielen verschiedenen Perspektiven zu arbeiten. Dann lassen sich die unterschiedlichen Vorstellungen von Wirklichkeit wenigstens gegeneinander ausspielen, um zu sehen, welche denn die wirklichere Wirklichkeit repräsentiert. Wir werden uns daher auf das Verstehen des Verstehens verstehen müssen, und das gelingt nur, wenn auch das Denken noch hinzukommt und schlußendlich auch Philosophie.

Folgt man den Neurowissenschaftlern der Universität Parma, so lassen sich mit dem Spiegelmechanismus zwei grundlegende Erscheinungsweisen der Kommunikation erklären:

die innere Übereinstimmung zweier Menschen sowie direktes gegenseitiges Verstehen. Innere Übereinstimmung meint, daß Sender und Empfänger einer Botschaft dieselbe Bedeutung beimessen. Direktes

¹Ebd. S. 36.

²Giacomo Rizzolatti, Leonardo Fogassi, Vittorio Gallese: Spiegel im Gehirn. In: Spektrum der Wissenschaft, März 2007. S. 49–55. Zit. v. S. 55.

Empathie zur Sprache bringen

*Verstehen benötigt weiter keine Vorabsprachen, auch nicht in Form irgendwelcher Zeichen. Derart zusammenstimmen zu können — dazu sind wir auf Grund unserer neuronalen Organisation von Natur aus veranlagt.*¹

Es ist allerdings eine sehr starke, assoziationsreiche und vor allem eine schillernde Metaphorik, diese Rede von den spiegelnden Nervenzellen im motorischen Cortex justament dort, wo Intentionen erkannt auch Worte gebildet werden. Selbstverständlich ist das System der Spiegelneuronen nicht die Ursache unserer *Empathie*, das wäre wieder einer dieser typischen Reduktionismen, wie sie immer wieder um sich greifen. — *Hirnforschung* ist der Hype dieser Tage. Manche der so hoch gejubelten Erkenntnisse mögen nebenher auch interessante Einblicke liefern, gleichwohl ist die Tendenz dieser Diskurse nicht eben begrüßenswert.

Wie viel andere, steht gerade auch die *Hirnforschung* im Dienst mächtiger Konzerne, die darauf aus sind, durch die Entwicklung immer neuer Psychopharmaka den Return to Investment zu erreichen. Die *Diskurse der Hirnforschung* sind daher kritisch zu betrachten, denn alles, was da so verlautbart wird, könnte schlußendlich auch das Produkt von PR-Agenturen sein. — Im Namen angeblich exakter Wissenschaften werden gewitzte Stories in die Welt gesetzt, die allesamt eher der Tendenz folgen, daß alles was uns beschwert, schlußendlich auf Störungen im Stoffwechsel zurückzuführen ist und nichts weiter.

Als wäre das die frohe Botschaft, schon jetzt, zeitlebens entschuldigt zu sein in Fragen der Verantwortung für das psychische, seelische und geistige Wohlbefinden. Alles ist angeblich nur noch rein körperlich bedingt, alles Unwohl wird sich bald schon zurückführen lassen auf Stoffwechsel-Probleme. — Gerade die wertvollsten der Gefühle wie Glück, Liebe, Erotik, Vertrauen, Zuversicht und Selbstvertrauen sollen nunmehr mit den Funktionsweisen und Funktionsstörungen von *Neurotransmittern* erklärt, behandelt und therapiert werden.

Der Hype um die *Hirnforschung* im Verbund mit milliardenschweren Image-Kampagnen, die von den Medien hochgejubelt werden, so daß alle Bedenken verschwinden, ist eine Entwicklung, die Anlaß zur Beunruhigung bietet. Wenn alles *physisch* bedingt wäre, dann ließe sich jede psychische, seelische, soziale und auch jede geistige Störung rein körperlich betrachten und auch therapieren, ohne sich eingehender damit auseinandersetzen zu müssen.

¹Ebd.

Empathie zur Sprache bringen

Das käme einer Selbst-Entmündigung gleich und die flächendeckende Bereitschaft dazu wird derzeit geschaffen durch die Vertreter jener Zunft, die von sich behaupten, sie könnten uns in unseren Hirnen dabei zusehen, wie wir denken, fühlen und handeln. Und tatsächlich sehen sie kaum mehr nur erhöhten oder verminderten Stoffwechsel im Hirn. Und man versucht, alles auf den Stoffwechsel zu reduzieren und sucht gezielt nach Möglichkeiten der Manipulation ohne die komplexen Vorgänge auch nur ansatzweise zu verstehen. — Das Ziel dieser Image-Kampagnen ist Akzeptanzbeschaffung für psychopharmakologische Interventionen, die einer Entmündigung gleichkommen. Es geht um die Medikalisierung der gesamten Gesellschaft. Die Folgen sind unübersehbar, weil nunmehr das *Doping* vom Leistungssport auf die Leistungsgesellschaft übergreift.

Wahnsinn und Gesellschaft

Es ist wieder wie zu Zeiten des Diskurses über die *Hysterie*. Die ganze Gesellschaft in ihrem Lebensstil, in ihrem Selbstverständnis, in ihrem Anforderungscharakter und vor allem in ihrem Verdrängungspotential, saniert sich auf Kosten von Einzelnen, die ihrerseits zum Doping greifen, einerseits um die Leistungsfähigkeit zu steigern, andererseits, um die Erholungsphasen ebenso zu erzwingen wie die Momente exaltierter Freude, des Genusses und der Ausgelassenheit. — Alles wird desintegriert, so daß schlußendlich auch das dem Namen nach unteilbare ›Individuum‹ doch immer weiter aufgespalten wird.

Die vorherrschende *Doppelmoral* ist befremdlich, weil zwischen illegalem Drogenmißbrauch und legalem Doping gar nicht mehr unterschieden werden kann. Die Einwände, die gegen illegale Drogen sprechen, lassen sich ebenso auch einsetzen gegen den Gebrauch der Lifestyle-Drogen zur Selbstausbeutung in der Leistungsgesellschaft. Die eigentliche Gefahr liegt in einer Entkopplung der Einheit von *Körper, Psyche, Seele und Geist*. Denn nun wird auch das Individuum auseinanderdividiert, in seine Bestandteile zerlegt und gezielt manipulierbar. Selbstentfremdung wird gesellschaftsfähig gemacht, denn wer regelmäßig auf solche Substanzen zurückgreift, ist sehr bald nicht mehr Herr seiner selbst. Wir machen dann keine verlässlichen *Selbsterfahrungen* mehr, weil die Ganzheitlichkeit fehlt. Man wird Entwicklungen, Erfolge oder Mißerfolge nicht mehr persönlich nehmen müssen, wo es doch nur Stoffwechselstörungen sind, die

Empathie zur Sprache bringen

für alles verantwortlich gemacht werden können. — Und weil inzwischen vor allem auch Kinder und Jugendliche flächendeckend medikalisiert werden, sind die Spätfolgen im Selbstverständnis hoch problematisch: Warum soll man sich unter dem regelmäßigen Einfluß psychotroper Substanzen irgendetwas noch persönlich zuschreiben?

Mit der *Neuropsychologie* dieser Tage verhält es sich wie mit den Hypes längst vergangener Zeiten. Wieder werden möglichst viele Phänomene auf möglichst wenige Prinzipien zurückgeführt. So beherrschte die *Humoralpathologie*, die *Vier-Säfte-Lehre* von der Antike bis ins 18. Jahrhundert die Diskurse der Medizin. Das Konzept stammt ursprünglich aus Alt-Ägypten, wurde dann von Griechen und Römern tradiert und weiter entwickelt und kam auf dem Weg über die Araber schlußendlich wieder zurück ins Abendland. — Über Jahrtausende herrschte diese Lehre wie ein Dogma, so daß etwa PARACELSUS mit Studenten im Protest die Bücher von GALEN verbrannt haben soll, weil eben dieses Paradigma allen erdenklichen Alternativen im Wege stand.

Über ganze Epochen hinweg unterschied man im europäischen Kulturkreis im Sinne einer Lehre von den vier Elementen. Demnach setzt sich alles in der Welt aus vier Elementen zusammen, die ihrerseits vier Haupteigenschaften aufweisen: *Feuer (warm und trocken)*, *Luft (warm und feucht)*, *Wasser (feucht und kalt)* und *Erde (kalt und trocken)*. — Dem Modell zufolge besteht auch der Mensch aus diesen vier Elementen, denen wiederum die vier Körpersäfte (humores) entsprechen: *gelbe Galle*, *schwarze Galle*, *Blut* und *Schleim*. Sind diese Säfte harmonisch gemischt, dann hat ein Mensch auch ein harmonisches Temperament. Überwiegt dagegen ein Saft die anderen, dann hat der Mensch einen ausgeprägten Charakter und tritt dementsprechend als *Phlegmatiker (Schleim, Wasser)*; *Sanguiniker (Blut, Luft)*, *Choleriker (Feuer, gelbe Galle)* oder als *Melancholiker (Erde, schwarze Galle)* in Erscheinung.

Diese Naturphilosophie, die von den Elementen ausgeht, wurde zunächst von den Ägyptern in der griechischen Antike übernommen und immer weiter entwickelt. Mit dem sogenannten *Corpus Hippocraticum*, einer Sammlung von mehr als 60 antiken medizinischen Texten, die zwischen dem 5. Jahrhundert v. und 2. Jahrhundert n. u. Z. entstanden sind und von denen die wenigsten tatsächlich auf HIPPOKRATES zurückgehen, findet diese Lehre dann allgemeine Verbreitung. — Schon darin korrespondieren die vier Säfte den vier Organen als deren Quellen.

Empathie zur Sprache bringen

Beschrieben werden die Säfte durch Qualitäten wie *Wärme* und *Feuchtigkeit*. Dabei schwanken sie mit den Jahreszeiten, so daß in jeder Jahreszeit ein anderer Saft überwiegt: Im Winter ist demnach der *Schleim* vorherrschend, im Frühling das *Blut*, im Sommer die *gelbe Galle* und im Herbst die *schwarze Galle*.

Erst GALEN, (ca. 130–200 n. u. Z.), trug systematisch alles zusammen, so daß eine umfassende Auflistung universaler Entsprechungen entstand, insbesondere die allseits bekannte Unterscheidung der vier Temperamente. Damit wurde der Geist einer möglichst alles umfassenden Lehre aller erdenklicher Korrespondenzen gegründet.¹ — Das uralte Prinzip vom ausgewogenen Zustand unterschiedlicher Kräfte steht hinter allen diesen Entsprechungen. In endlosen Tabellen wird dann alles Erdenkliche gelistet, so daß es schlußendlich nichts mehr gibt, das sich nicht wiederum irgendwo wieder zuordnen ließe.

Den vier Säften, *Blut*, *gelbe Galle*, *schwarze Galle* und *Schleim* wird dann auch alles Erdenkliche zugeordnet: Die Organe, *Herz*, *Leber*, *Milz* und *Gehirn*; die vier Elemente, *Luft*, *Feuer*, *Erde* und *Wasser*; die Jahreszeiten, *Frühling*, *Sommer*, *Herbst* und *Winter* und nicht zuletzt eben auch die vier Temperamente, *Sanguiniker (Blut)*, *Choleriker (gelbe Galle)*, *Melancholiker (schwarze Galle)* und *Phlegmatiker (Schleim)*.

Das Ganze ist nicht ohne Aberwitz, einfach weil solche Systematiken selbst alsbald zum Fetisch werden. Wer ordnet, glaubt eben, Macht über die Dinge zu haben, weil ihnen ja nun ihr Platz angewiesen wurde. Und wer das tut, muß wohl doch auch Macht über die Dinge selbst haben. — Tatsächlich war jedoch oft das gerade Gegenteil der Fall, das eigene Denken wurde stillgestellt, die kritische Reflexion wurde unterbunden. So schieben sich *Modelle* vor die Wirklichkeit, die Vorstellbarkeit selbst wird in Mitleidenschaft gezogen, denn es kann nichts mehr gesehen, gesagt und gedacht werden, das außerhalb eines solchen Ordnungssystems liegt. Jeder, der etwas Neues beitragen möchte, ist dazu verurteilt, stets zunächst dem System den erforderlichen Respekt zu erweisen.

Nicht nur einzelne Menschen, auch ganze Epochen sind mitunter geistig verwirrt. Die übertriebene Ordnungswut im Mittelalter ist Ausdruck von Weltflucht, denn die reale Welt, die gesellschaftliche Wirklichkeit, die Verhältnisse,

¹Siehe hierzu: Johannes Gottfried Mayer: Die Entstehung der Viersäftelehre in der griechischen Naturphilosophie. In: Johannes Gottfried Mayer, Konrad Goehl: Kräuterbuch der Klostermedizin. Leipzig 2003, S. 30–41.

Empathie zur Sprache bringen

alles schien bedroht, kaum verlässlich und dem baldigen Untergang geweiht. Also verlegte man sich aufs Rationalisieren und stellte sich eine höhere Ordnung hinter dem von Menschen geschaffenen Unglück vor, die womöglich gar nicht mehr von dieser Welt war, die nur noch wie ein Jammertal erschien.

Weltverachtung bis zur Weltflucht waren die Folge, nicht mehr nur Weltuntergangsstimmungen, sondern Weltuntergangsgelüste. Vor allem im Mittelalter wurde die Stabilität der Welt und der Verhältnisse über lange Zeit hinweg als äußerst prekär empfunden, so daß sich nachvollziehen läßt, warum so viele Anzeichen für Massenpsychosen berichtet worden sind. Es waren vor allem religiös motivierte Massenpsychosen, Wahnvorstellungen, Angst vor Hexen, Dämonen, Geistern und Zauberei, Pogromstimmungen und ungeheuerliche, von den Kirchen geschürte Ängste vor drohenden Höllenstrafen im Jenseits. Das alles bot also kaum Anlaß zur Zuversicht und nicht die wirklich eine Grundlage für Weltvertrauen.

Dabei ist genau das die entscheidende Aufgabe für Märchen, Mythen und Göttergeschichten, das Chaos zu lichten, die Ängste zu nehmen und Vertrauen zu schaffen. Aber die Pest, der dreißigjährige Krieg, Konfessionskriege, Hexenwahn, Teufelsaustreibungen, hinzu kam noch eine kleine Zwischeneiszeit, das Mittelalter ist wahrlich keine Epoche von Weltvertrauen und Zuversicht. Wenn also schon nicht in der Wirklichkeit, so mochte man dann doch wenigstens in der Vorstellung dem Wunsch näher kommen, die Welt durch ein alles umfassendes System universellen Entsprechungen in eine fragwürdige Ordnung zu zwingen. — Es spricht nichts dagegen, mit einer solcher Modellvorstellung zu arbeiten, vor allem auch deswegen, weil sich im Namen einer Ordnung auch ganz gut alles Erdenkliche memorieren läßt. Aber paranoide Ängste beherrschten mitunter derart die Szene, so daß andere Weltauffassungen kaum eine Chance hatten, sich auch nur zu bewähren.

Ganze Epochen können seelisch erkranken, darauf deutet die Verzweiflung hin, die Akribie vor allem, mit der solche Ordnungsstrukturen eingerichtet worden sind, um zu versichern, was sie gar nicht versichern können. Wo aber ganze Gesellschaften geistig erkranken, dort wird eher zu beobachten sein, daß Einzelne und vielleicht auch größere Gruppen von Betroffenen ganz offensichtliche Symptome zeigen. Tatsächlich aber ist der Zeitgeist selbst dem Irrsinn verfallen. — Sozialpsychologisch läßt sich daher dieses ausufernde Unterneh-

Empathie zur Sprache bringen

men, die Welt der Erscheinungen möglichst restlos in Tabellen zu zwingen, ein alarmierendes Anzeichen tiefer liegender fundamentaler Ängste. Die Rede vom ›finsternen Mittelalter‹ spricht Bände, auch wenn sie ein wenig undifferenziert ist und viele Jahrhunderte über einen einzigen Leisten schlägt.

Ein Zeitgeist, vielleicht ein Volk, ein Staat oder auch eine Religionsgemeinschaft können solchen Wahnvorstellungen verfallen. Das muß aber nicht unbedingt offensichtlich werden. Vor allem eines ist dabei von großer Bedeutung, daß Einzelne womöglich nur *Symptomträger* sind, daß die Ursachen selbst aber ganz woanders liegen, daß eben ganze Gesellschaften psychosozial instabil sein können.

Ein weiteres Beispiel, wie sich eine ganze Epoche der weiteren Entwicklung verschließt und lieber auf Repressionen zurückgreift, ist der *Diskurs der Hysterie* um 1900. Die Gesellschaft war infolge der Industrialisierung längst eine andere geworden, die *Familie* war nicht mehr das Paradigma, sondern die *Bevölkerung*. — Insofern waren auch die klassischen Rollenerwartungen von *Mann und Frau* längst obsolet, und dennoch wurde krampfhaft versucht, daran festzuhalten, daß Frauen nicht berufstätig, dem Ehemann untertan, unselbstständig, unerotisch und vor allem selbstlos zu sein hätten.

Jede Form der Insubordination mußte dementsprechend heftigste Reaktionen nach sich ziehen, von Seiten der Gesellschaft oder auch von den betroffenen Frauen selbst. Nicht selten bestrafen sich Renegaten in solchen Konfliktsituationen selbst, weil sie sich schuldig fühlen für die mangelnde Fähigkeit, sich unter- und einzuordnen. Gerade anhand der *Frauenemanzipation* läßt sich sehr gut beobachten, wie konfliktreich solche Prozesse wirklich sind. Denn die Verhältnisse waren zuvor tatsächlich andere, so daß es in den Augen der Zeitgenossen unsinnig erschien, wenn Frauen studieren wollten, politische Mitbestimmung erwarteten und womöglich durchaus nicht abgeneigt waren, sich manche der Freiheiten zu nehmen, wie sie Männern zustanden.

Ordnung, das bedeutet allerdings auch, mit unterschiedlichem Maß zu messen, was gern legitimiert wird unter Berufung auf die Natur. Die Verhältnisse wurden immer unerträglicher, ganze Gesellschaften erkrankten an der gelebten Doppelmoral, aber belastet wurden vor allem die Frauen. Der *Diskurs der Hysterie* wurde eigens lanciert, um die kranke Gesellschaft zu rechtfertigen, indem die ganze Last wie Gift in die Seele der Frauen geträufelt wurde.

Happy Pills und Selbsterfahrung

ULRICH BECK hat seinerzeit im Zuge der *ökologischen Wende* das Grundprinzip einer dieser systemischen Ungerechtigkeiten beschrieben, das sich verallgemeinern läßt, weil es ganz offenbar mit dem Industrialismus einhergeht. *Risikogesellschaft*, das bedeutet, die Fortschrittsdividende wird privatisiert, die Lasten werden dagegen von der Allgemeinheit getragen, etwa wenn es bei Kraftwerken oder Banken zum Crash kommt. Von Anfang an herrschte bis zur Einführung der Sozialversicherung dieses Prinzip, daß Arbeitsunfälle, Invalidität oder Krankheit einfach persönliches Risiko waren.

Das hinter alledem verborgene Prinzip besagt, daß in der *Risikogesellschaft* die Risiken wieder individualisiert werden, was im Prinzip einer rückwärtsgewandten Sozialgeschichte entspricht. Dabei wird eben die *Risikodividende* ebenso individualisiert wie auch die Risiken individualisiert werden. Gewinn, und Verlust, Wagnis und Hoffnung, Risiko und Risiko-Dividende werden ungleich verteilt. Die Lasten werden der Allgemeinheit aufgebürdet, die Gewinne werden dagegen von einigen wenigen eingestrichen, die eigentlich gar kein Risiko tragen, weil sie Mittel und Wege gefunden haben, einfach alles abzuwälzen.

In diesem Sinne läßt sich dann auch das ausdeuten, was dieser Tage mit den *Diskursen der Hirnforscher* lanciert wird. Nunmehr geht es um die Individualisierung der *physischen, psychischen, seelischen* und *geistigen* Risiken. Die neoliberalen Technokraten entledigen sich in unverantwortlicher Weise den von ihnen selbst zu verantwortenden Folgen einer Indoktrination, die zu einem völlig neuen Selbstverständnis geführt hat. — Wir leben in einer Gesellschaft von Ego-Shootern. Es kommt darauf an, sich selbst als Ich-AG zu betrachten, mit allen Konsequenzen, was bedeutet: *Selbstaussbeutung, Selbstbetrug* und *Doping*.

Wieder beherrscht Doppelmoral die Diskurse. Die neoliberalen Gesellschaften sind krank, aber nicht *sie* zeigen die entscheidenden Symptome, vielmehr werden die psychischen Risiken dieser eiskalten Welten einfach individualisiert, so daß inzwischen ganze Teile der Bevölkerung seelisch erkranken. Wer davon betroffen ist und zum Symptomträger wird, opfert sich eigentlich für eine kranke Gesellschaft, für eine Unkultur, die längst jedes menschliche Maß verloren hat. Wer allen Ernstes behauptet, es gäbe keine Alternative, ist monomanisch darauf aus, nicht einmal mehr in Erwägung zu ziehen, daß die Welt von

Empathie zur Sprache bringen

Menschen gestaltet wird und auch ganz anders gestaltet werden könnte. Aber der Gegendiskurs ist bereits in voller Fahrt.

Die Ego-Shooter-Gesellschaft glaubt an einen Individualismus von Ich-AG-Selbstverständnissen, die viele derer, die sich notgedrungen auf dieses Life-Style-Konzept einlassen müssen, früher oder später psychologisch in den Ruin treiben. Und so kommt es dann, daß die angeblich entmilitarisierte Gesellschaft den Großteil der Psychodrogen zur Leistungssteigerung bei Soldaten längst ausgetestet hat. Wir leben also im Krieg — mit uns selbst. Und die Motivationsprogramme, die Einübungen zur Selbstinszenierung in den Management-Seminaren, die systematische Überwachung, der Terror der Zielvereinbarungen und schlußendlich der hochmögende Gesinnungsterror der politischen Korrektheit tun ihr übriges, diese Welt, diese Gesellschaft, diese Wirklichkeit unerträglich werden zu lassen.

Alles ist eine Frage der Selbstüberwindung und vor allem der Selbstverleugnung. Seminare in der Betriebswirtschaftslehre wirken wie die Aufnahmerituale bei Wiedertäufern, dabei dient alles dem üblen Zeck, die Härten sich nicht anmerken zu lassen, sondern stattdessen die Bigotterie eines Rationalismus zu zelebrieren, der selbst nur noch Sektierertum ist. Performance ist alles, es kommt nur noch auf die Inszenierung der Wirklichkeit an.

Wir wollen nicht mehr wissen, wie es wirklich ist, wir erwarten nur noch, daß der Schein gewahrt bleibt, zur Not auch unter Einsatz von Software, die das Lügen den technischen Systemen beibiegt. — Und selbstverständlich bringt alles das die größten seelischen Belastungen mit sich. Niemand lebt gern mit solchen Widersprüchen, um dann auch noch vorzugeben, man sei von ganzem Herzen mit bei der Sache. Genau das wird niemand von sich wirklich behaupten können, denn wir sind aus tieferen Beweggründen nicht glücklich damit, nur zu tun, als ob der Fall wäre, was nicht der Fall ist.

*Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch erquicken.*¹

Die so eingängig seit 20 Jahren mit großem Aufwand lancierten Meldungen der Hirnforscher kommen daher wie die Heilsversprechen längst vergangener Zeiten. Hauptsache, die übertragene Verantwortung kann weiter gereicht werden. Wenn

¹Matthäus 11,28.

Empathie zur Sprache bringen

es schließlich ›nur organisch bedingt‹ ist, dann kann es nicht psychischer oder gar seelischer Natur sein, was sich da zeigt, etwa als *Depression* oder *Burnout*. — So werden dann Probleme von *Psyche*, *Seele* und *Geist* rein körperlich betrachtet. Es sind nur noch Stoffwechselstörungen auf der Ebene von Neurotransmittern. Aber dagegen lassen sich inzwischen hochmögliche Präparate einnehmen, die über alles hinweghelfen, was die Oberflächlichkeit stört, so daß es weiterhin möglich ist, vorbildlich vorspiegeln zu können, was sich gehört.

Zwischen dem Massenwahn im Mittelalter, dem Diskurs über die Hysterie um 1900 und dem derzeitigen Versuch, alles nur noch körperlich zu betrachten, gibt es eine ganz entscheidende Gemeinsamkeit. Wieder saniert sich eine zutiefst kranke, verstörte, unausgewogene Gesellschaft auf Kosten derer, die sich nicht wehren können, denen aber nichts anderes bleibt, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, um früher oder später daran zu erkranken.

Vor allem wird auch noch geglaubt, daß es wirklich um *Individualismus* geht. Also setzt man verstärkt auf die Konfektionsware der Psychopharmaka-Industrie, ohne das geringste Gespür für die psychosozialen Kosten, für Risiken und Nebenwirkungen, für Spät- und Langzeitfolgen. Diese Weltanschauung im Geiste der Neuropsychiatrie ist angetreten, alle Menschen von sich selbst zu befreien, die nicht willens oder in der Lage sind, den Widersprüchen, Ungerechtigkeiten und Widerlichkeiten die Stirn zu bieten.

Dieser Diskurs zielt darauf ab, alles der Materie zuzuschreiben. War es seit GALEN die Säftelehre, so ist es heute das systematische Suchen nach Effekten und Eingriffsmöglichkeiten auf der Ebene der Neurotransmitter. Diese Manipulationen stehen jedoch in krassem Widerspruch zu dem, was menschliches Leben, Selbstentfaltung und Selbsterfahrung eigentlich ausmachen. — Allen, die sich nolens volens darauf einlassen, wird die *Authentizität* tatsächlicher Selbsterfahrungen genommen. Die Einheit von Körper, Psyche, Seele und Geist wird auseinander dividiert, es scheint, als wäre alles nur noch eine der Psychopharmakologie. Das ist der Abschied von der Humanmedizin, denn es sind schwere Verstöße gegen die Prinzipien der Humanität, die an den Mißbrauch der Psychiatrie vor allem in den sozialistischen Diktaturen denken lassen. Die ganze Entwicklung dieser Diskurse widerspricht dem Grundkonzept menschlichen Seins, vor allem Kindern und Jugendlichen den Zugang zu authentischer Selbsterfahrungen zu nehmen.

Empathie zur Sprache bringen

Wir fristen in der Tat ein absurdes Dasein. Als Mensch müssen wir uns zu dem, was wir sind, erst machen, selbstverständlich mit den einschlägigen Erfahrungen und Selbsterfahrungen. Aber genau das wird verhindert durch die Botschaft der Pharmazie, wenn allen Ernstes suggeriert werden soll, *Geist, Seele, Psyche* und *Körper*, das sei alles dasselbe. Alles liegt dann nur noch an den Hormonen, an der richtigen Korrektur bei den Neurotransmittern, voreingenommen durch neueste Psychopharmaka, ganz im Sinne der Säftelehre. — *Psyche, Seele* und *Geist* wären dann nur noch Epiphänomene, die sich straflos manipulieren lassen, so daß es gar nicht darauf ankommt, ob die eigenen Erfahrungen noch authentisch sind oder nicht.

Das, was wir bei uns selbst als *Bewußtsein* erleben und dann das, was als *Psyche, Seele* und *Geist* umschrieben werden kann, geht hervor aus hochintegrierten Abstimmungsprozessen unterschiedlichster Perspektiven. *Bewußtsein* ist immer Bewußtsein von etwas. Dabei kann eben ein Bewußtsein auch ein anderes Bewußtsein in den Blick nehmen und damit muß es noch lange nicht sein Bewenden haben. Die Kaskaden dieser selbstreferentiellen Bewußtwerdungsprozeduren dürften imposant sein, wollte man sie grafisch zur Darstellung bringen. — Die Bezugnahmen verschiedenster Hinsichten, das Bewußtwerden der jeweils eigenen Perspektive, die Widersprüche, die sich dabei mit anderen Blickpunkten ergeben, das immer wieder neu zu findende innere Gleichgewicht, das alles gehört zunächst einmal zu uns, selbst wenn es nicht ausgewogen ist.

Wir müssen unsere Mitte selbst finden und unsere Ausgewogenheit. Wir sollten die Höhen und auch die Tiefen annehmen, weil sich nur so entwickeln kann, was einen Menschen mit ›Tiefe‹ erst ausmacht. Wir sollten in der Lage sein, die Höhen ebenfalls zulassen zu können. Und wir sollten vielleicht ganz allmählich wirklich ernst nehmen, was NIETZSCHE bereits diagnostiziert hat, was dann in der *Existentialphilosophie* und im *Existenzialismus* offenbar gemacht worden ist: Unsere Existenz ist absurd. Anderen geht es nicht anders, jedenfalls wenn sie willens und in der Lage sind, zu den Höhen und auch zu den Tiefen zu stehen.

Aber die glatten Spiegel-Oberflächen der *Moderne* sind dazu angetan, die Wirklichkeit nur zu inszenieren, nicht, wie sie ist, sondern so, wie sie erscheinen soll. Gläserne Bürotürme geben vor, von außen her einsehbar zu sein, dabei ist alles intransparent, weil man nur zu gut weiß, daß im Inneren alle erdenklichen

Empathie zur Sprache bringen

Machenschaften betrieben werden, nur um den Schein zu wahren. Alles muß eben so erscheinen, wie es erscheinen soll, ohne Höhen, ohne Tiefen. Noch immer herrscht ein tiefes Bedürfnis vor, den lieben langen Tag im Dämmerzustand zu verbringen, so, wie wir es von den Tieren annehmen dürfen, die noch im Paradies sind, die es aber nicht wissen.

Die flächendeckende Manipulation der Gesellschaft mit psychotropen Substanzen bringt Folgen mit sich, wie sie umfassender nicht sein können. Wer sich dem unterzieht oder auch unterziehen muß, erleidet Persönlichkeitsveränderungen und wird um die eigene Authentizität gebracht. Anstelle von Selbstmanagement kommt es dann nur noch auf die Medikation und deren ›Einstellung‹ an, was diese mit und aus einem Menschen machen. Derweil verlieren die Betroffenen den Zugang zu dem, worauf es eigentlich ankommt: Selbsterfahrungen zu machen unter der Gewißheit, daß ich es selbst bin, der diese Erfahrungen macht. — Aber es kommt schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf dieses *Selbst* an. Wo vor Jahrzehnten noch das Mantra von der *Selbstverwirklichung* die Runde machte, dort herrscht nun allenthalben ein Leistungsprinzip mit Doppelmoral vor. Es kommt nur noch darauf an, zu den Gewinnern zu gehören, ganz gleich, wie unlauter die Mittel dazu wirklich waren.

Die so viel berufene ›*Leistung*‹ wird dann zur Maskerade der Selbstlegitimation. *Output* und *Outcome* sind zum Maßstab der Existenzberechtigung geworden, wobei allerdings gerade das eine Frage der Inszenierung ist. Denn *Erfolg zu haben* ist etwas anderes als *erfolgreich* zu sein, und *Glück zu haben* ist eben nicht wirklich gleichbedeutend mit *Glücklichsein*, daher kommt es schlußendlich nur noch auf die Inszenierung an. Dabei nolens volens mitspielen zu müssen bedeutet, sich selbst auszubeuten, sich selbst zu immer mehr Anpassung, Leistung und Doppelmoral anzutreiben, sich selbst schlußendlich sogar die Hölle zu bereiten.

Die Rechtfertigung der Gesellschaft und die Belastung des Einzelnen gehen Hand in Hand. Aber das Skandalon bleibt: Die Welt ist schlecht eingerichtet und ungerecht, vor allem, wo sie doch gar nicht mehr von einem Schöpfergott, sondern einzig und allein von Menschen zu verantworten ist. Die *Theodizee* ist zur *Soziodizee* geworden und auf diese folgt nun die *Psychodizee*. Auf die Anklage *Gottes* und dem Versuch seiner Rechtfertigung, folgte zunächst die Anklage der *Gesellschaft* und schlußendlich die Belastung der *Psyche*. — So

Empathie zur Sprache bringen

kehrt die *Hölle* im Inneren wieder zurück, wir bereiten sie uns fürderhin selbst. Es ist, als habe sich seit Jahrhunderten kaum etwas wirklich verändert in den Tiefen unseres *Selbst*. Und so zeigt sich dann, warum die *Angst* vor dem *Jüngsten Gericht* und vor der *Hölle* bis in die Gegenwart hinein noch immer eine so große Rolle spielt.

Die alles entscheidenden Fragen werden inzwischen systematisch übergangen, etwa die, wer uns nach dem Tod Gottes noch unsere ›*Sünden*‹ vergibt, wenn und wo wir es selbst noch immer nicht können. Das wiederum bringt zunehmende Belastungen für die *Psyche* mit sich, worauf nun verstärkt mit dem Einsatz von *Psychopharmaka* reagiert wird. Es ist aber verheerend, über diese Höhen und Tiefen einfach hinwegzugehen, denn dann wird fast schon wie im Märchen auch noch die eigene *Seele* verkauft. — Wo die eigenen Gefühle systematisch manipuliert werden, dort fallen weitere Anpassungsleistungen bis hin zur Gewissenlosigkeit immer leichter. Ungehemmt kommt dann die für so viele Sparten obligatorische Skrupellosigkeit zum Zuge, als Aushängeschild einer negativen Identität, deren Ethos darin besteht, keines zu haben.

Es ist bestechend, wie MAX WEBER mit spekulativen Beschreibungen dieser Tendenzen seinerzeit schon die möglichen Varianten der weiteren Entwicklung einzukreisen verstand. Solche Vorhersagen über langfristige gesellschaftliche Entwicklungen sind sehr wohl möglich und haben nichts mit Prophetie zu tun. Nun hat sich MAX WEBER



Abb. 5: Ernst Klimt: *Pan tröstet Psyche*. Privatbesitz. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia Commons](#).

Empathie zur Sprache bringen

dabei auf NIETZSCHE gestützt, und wir dürften den beiden Denkern daher erscheinen, wie jene letzten Menschen, von denen im *Zarathustra* die Rede ist. Es ist die schlechteste aller möglichen Entwicklungsvarianten, mit denen nicht nur NIETZSCHE sondern auch WEBER und FREUD bereits rechneten.

Wir werden also dem ›letzten Menschen‹ tatsächlich immer ähnlicher? Eines ist jedenfalls gewiß, wir sind sehr viel näher dran, als es noch in der Epoche von FRIEDRICH NIETZSCHE, MAX WEBER und SIGMUND FREUD möglich gewesen wäre. Manche der Fortschritte dürften daher in Wirklichkeit eher Rückschritte gewesen sein. — Was bei WEBER das stählerne Gehäuse der Hörigkeit ausmacht, schildert NIETZSCHE als Zukunfts-Diagnose im ZARATHUSTRA und FREUD sieht die Belastungsgrenzen der *Psyche* voraus.

Schlußendlich kommt es zum Zynismus und zur Borniertheit dieser ›letzten Menschen‹, die allen Ernstes von sich behaupten, das Glück erfunden zu haben, wohlgemerkt, nicht ge- sondern erfunden, und genauso sieht es dann auch aus, dieses Glück in aller geistigen Bescheidenheit:

»Wir haben das Glück erfunden« — sagen die letzten Menschen und blinzeln, heißt es in Zarathustras Vorrede.¹

Körper, Psyche, Seele und Geist, alles scheint aufs bequemste zurecht gerückt worden zu sein. Und man möchte glauben, alles sei dasselbe. Da wird dann die Psyche zum störenden Beiwerk, um von Seele und Geist ganz zu schweigen. Wir sind eine rein technisch unverschämt erfolgreiche Spezies von Raubaffen, die inzwischen nur noch das Körperliche gelten lassen. Woher soll da noch der Geist kommen? — NIETZSCHE rechnet mit dem Zeitgeist der Moderne ab. Die ungeheuerliche Prophetie ist längst zum Klassiker geworden, so daß eine jede Zeit, die spät geworden ist, ihr Spiegel- und Zerrbild darin wiederfinden kann:

Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit. »Wir haben das Glück erfunden« — sagen die letzten Menschen und blinzeln.²

¹Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. In: Werke, Bd. 3.; München Wien 1980. S. 284.

²Ebd. S. 285.

Empathie zur Sprache bringen

Wenn ZARATHUSTRA seine Predigt mit der Ankündigung beginnt, er wolle nunmehr vom Verächtlichsten sprechen, das es überhaupt gebe, nämlich von diesem *letzten Menschen*,¹ dann werden Evolution, Fortschritt, Höherentwicklung und die ganz Ideologie vom unaufhaltsamen Aufstieg damit auf den Kopf gestellt: Das Letzte ist nicht das Höchste, es ist vielmehr das Niedrigste und Widerwärtigste. — Diese Polemik ist unerbittlich, sie kommt selbst im Gewand eines Rachepriesters daher und die Botschaft zielt auf jeden Einzelnen. Das eigentlich Hohe dagegen sei das wahrhaft Persönliche und Individuelle, etwas, das nicht mit der Masse geht, sich nicht vom eisernen Gehäuse der Hörigkeit dominieren läßt.

Wir leben im Zeitalter einer Entmündigung, die sich medizinisch, psychologisch, rationalistisch und juristisch formiert, so daß nichts mehr geht. Der Massenhedonismus, die Unterhaltungsindustrie und der Pseudo-Individualismus sind nichts weiter als eine Maskierung dieser Entfremdung des Einzelnen von sich selbst und von dem, was unter der Oberfläche längst angefangen hat zu rumoren. — *Nietzsches Prophet Zarathustra* fordert daher in seiner flammende Rede, sich die Sorge um sich selbst nicht weiterhin abnehmen zu lassen von denen, die es angeblich stets besser wissen. Es kommt vielmehr darauf an, die Verantwortung für sich selbst endlich wieder persönlich zu nehmen.

Und also sprach Zarathustra zum Volke: Es ist an der Zeit, daß der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, daß der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze. Noch ist sein Boden dazu reich genug. Aber dieser Boden wird einst arm und zahm sein, und kein hoher Baum wird mehr aus ihm wachsen können. Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren! Ich sage euch: man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch. Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird. Wehe! Es kommt die Zeit des verächtlichsten Menschen, der sich selber nicht mehr verachten kann.²

¹Ebd. S. 283.

²Ebd. S. 283f.

Empathie zur Sprache bringen

An dieses Fanal wird MAX WEBER anknüpfen, an NIETZSCHES *Zarathustra* und seine prophetische Predigt über den verächtlichsten Menschen, der sich selbst nicht einmal mehr verachten kann, — wohl doch auch, weil er ein Zyniker ist.

Körper, Psyche, Seele und Geist

Einfühlung kann schief gehen

Unser Verständnis für die eigenen *Emotionen* bildet sich womöglich folgendermaßen: Wir besetzen Bewegungsroutinen mit einschlägigen Mustern des Sozialverhaltens, assoziieren damit dann wiederum Motive der Bewegtheit und verfügen so schließlich über mustergültige Typen für Emotionen. — So etwas wie einen sozialen Sinn zu entwickeln, ein Gespür dafür, wie es anderen wohl gerade ergeht, das dürfte geradezu unerlässlich sein. Weil wir einfach nicht sicher sein können, ob wir wirklich verstanden haben und tatsächlich wissen, wie denn nun etwas gemeint sein könnte, so muß alsbald noch Sprache hinzukommen.

Im Zuge der *Hominisation* wird dieser Augenblick, in dem nicht mehr nur auf Mimik, Gestik und Laute allein gezählt werden konnte, überraschend früh anzusetzen sein. Wir müssen annehmen, daß Sprache sehr früh bereits aufkommt, einfach weil sie notwendig gewesen sein muß. Immerhin befanden sich diese Vormenschen nicht mehr in ihrem angestammten Biotop, so daß die Instinkte als Orientierungsweise kaum noch hinreichend waren. Da mag dann ein hohes Niveau im Sozialverhalten, vor allem durch *Empathie* in der Abstimmung untereinander hilfreich sein, gleichwohl ist Einfühlung allein nicht sicher genug. — Ein derart komplexes psychosoziales Geschehen wie das der *Empathie*, läßt sich nicht reduzieren auf die Aktion irgendwelcher hochspezialisierter Nervenzellen. Das ist nichts weiter als das Wissenschaftsmärchen einer Hirnforschung, die uns glauben machen will, daß alles was *Psyche*, *Seele* und *Geist* ist, sich anstandslos auf körperliche Prozesse zurückführen läßt.

Empathie ist weit mehr als ein Reflex, etwa wenn ein Beobachter reflexartig die Hand oder den Fuß zurückzieht, ohne tatsächlich betroffen zu sein. Jenseits solcher Reflexe sind weit anspruchsvollere Aktions- und Reaktionsweisen möglich. So sind bereits im Tierversuch sehr bemerkenswerte Reaktionen auf Unfairness oder Ungerechtigkeit beobachtet worden. Und Kleinstkinder zeigen

Empathie zur Sprache bringen

ein interessantes Verhalten der Kooperation, bei dem sich vermuten läßt, daß es die Freude an der eigenen Intelligenz ist und vom Motiv getragen wird, neue Freunde zu gewinnen. — Die Ursache solcher komplexen Routinen sind ganz gewiß nicht einzelne Neuronen mit der Lizenz, den gesamten Körper zu einem Medium der Fremdwahrnehmung zu machen. Das ganze Geschehen ist weitaus komplexer, denn die Sinne arbeiten in der Regel zusammen und sie werden nicht selten miteinander abgeglichen.

Alle Sensorien stehen zunächst einmal dafür ein, die Situation mit allen Sinnen richtig zu deuten. Wir wollen und müssen genau wissen, wie es dem Anderen in seiner Situation ergeht, wie ihm zumute ist. Das Gruppengefühl, ganze Stimmungsmuster und auch Stimmungsumschwünge müssen genauestens erfaßt werden. Weil nun aber soziale Unsicherheit den allergrößten Streß bereitet und eine Belastung darstellt, dürften sich schon sehr früh in der Geschichte der Menschheit völlig neue, eben *kulturelle* Abstimmungsprozesse herausgebildet haben. — Während die *Empathie* mehr und mehr Einfühlung ermöglicht, werden zusätzlich noch immer mehr ritualisierte Bewegungen, Lautmalereien, Worte und schließlich auch ganze Sätze hinzugekommen sein.

Während durch *Empathie* der eigenen Körper zum Spiegel wird, so daß am eigenen Leib erfahren werden kann, wie sich etwas anfühlt, kommen noch die Notwendigkeit hinzu, das Niveau der Verständigung verlässlicher werden zu lassen. Also kommen Worte hinzu und bald schon dürften Geschichten ganze Komplexe solcher Erfahrungsmöglichkeiten zu generieren, die man miteinander teilen kann, eben, indem sie mitgeteilt werden. Das ist bereits *Kultur*, denn sie ermöglicht *Koordination, Verständigung, Kulte, Riten, Tradition* und schließlich auch *Lernen* und *Rollenverhalten*. — Entlaufene Tiere, die sich nicht mehr in ihrem Lebensraum aufhalten, wie wie Menschen, müssen einander besser verstehen lernen. Und dabei ist die *Empathie* ein sehr probates Medium. Nur Einfühlung allein ist nicht eindeutig. Alles könne auch Einbildung sein, daher dürften die ersten Laute, Worte und Aussagen sehr früh bereits aufgekommen sein.

Wir können uns auch *falsche Vorstellungen* machen, können völlig daneben liegen in der Art, wie wir uns etwas vor Augen führen. Daher müssen wir Worte machen und zur Sprache bringen, was sich eben nicht wirklich minutiös vorstellen läßt. So entstehen dann die *Dialoge*, in denen empathische Einfühlungen

Empathie zur Sprache bringen

zur Sprache gebracht werden, so daß wir sehr viel genauer, vielleicht sogar schrittweise daran gehen, uns etwas vor Augen führen zu lassen. — Zwar haben wir unser eigenes Gespür und können uns manches sehr genau vorstellen, aber dabei bleibt vieles offen. Daher braucht es der Nachfrage im Dialog, so daß wir Rede und Antwort stehen können angesichts unserer *Eindrücke, Gefühle, Vermutungen* und *Spekulationen*.

Ich möchte nun anhand eines Beispiels demonstrieren, wie komplex und hintergründig *soziale Prozesse* sein können, so daß wir stets unsicher sind und es auch bleiben, wenn es darum geht, wirklich sicher zu gehen in der Antwort auf die Frage, wie etwas wirklich zu verstehen ist: So mögen wir vielleicht als Fremder und eigentlich Unbeteiligter, also aus einer gewissen Distanz heraus, unmittelbar zu einem Zeugen werden in einer Situation, in der beispielsweise Jemandem ins Gesicht geschlagen wird. Eine Person erhält also von einer anderen eine schallende Ohrfeige und wir schauen zufälligerweise ganz überrascht hin. — Es wird interessant, sich selbst dabei zu beobachten, was wir empfinden, erwägen, was wir tun oder auch nicht tun und wie wir schlußendlich mit einer solchen Situation umgehen.

Bei einem Beobachter mit Empathievermögen wird in dieser Situation spontan ein gewisses Mitgefühl einstellen, das die eigene Wange und vielleicht auch die Nackenmuskulatur ›befällt‹. Zugleich spüren wir auch einen Schock, nicht nur den eigenen, sondern vielleicht auch den des mutmaßlichen Opfers. — Spätestens in einer derartigen Situation zeigt sich dann aber, wie komplex solche *Spiegelungen* sein können, wenn wir hier, darauf reflektiert werden soll, wie sich der soeben geschlagene Mensch jetzt fühlen mag und was er wohl als nächstes tun wird.

Als Beobachter werden wir vermutlich zunächst wie gelähmt sein. Es ist jedoch durchaus offen, wie sehr man sich auf das eigene Empfinden wirklich verlassen kann. Es könnten auch Projektionen sein, die wir da vornehmen, so daß wir uns selbst spiegeln, nicht aber das, von dem wir nur annehmen, daß es ein wirklich angemessenes Mitempfinden ist. — Vieles ist nicht wirklich klar, insbesondere wäre es wichtig, genauer in Erfahrung zu bringen, ob es auch das ist, wonach es aussieht: Ist es wirklich Gewalt, könnte es nicht vielleicht auch ein Spiel oder irgendeine Verrücktheit sein, die uns gar nichts angehen würde? Wer soll hier wirklich vorgeführt werden, die Person, die die Ohrfeige erhielt oder irgendwer

Empathie zur Sprache bringen

anderes? Geht es wirklich um eine Demütigung? Ist es eine ›klassische Situation‹ oder ist es etwas, das wir noch gar nicht verstanden haben?

So zeigt sich, wie wenig die *Empathie* von sich aus tatsächlich orientieren kann, wie wenig verlässlich ist, was wir empfinden, solange wir nicht sicher sein können, ob es nicht die eigenen *Projektionen* sind, die sich da bemerkbar machen. — Aufmerksamkeit allein genügt ganz und gar nicht. Es ist vieles nicht sicher. Wir wissen zu wenig, komplexe Situationen lassen sich so nicht richtig einschätzen. Gerade der Augenschein kann trügerisch sein, das Mitgefühl reicht nicht, wirklich angemessen zu deuten, was eigentlich gespielt wird.

Wir könnten nun Prinzipienreiterei betreiben und einfach konstatieren, längst genug gesehen zu haben: Hier sei schließlich ein Gewaltakt im Gange, also etwas, das überhaupt nicht geduldet werden könne. Die Frage ist allerdings, als wie sicher und begründet sich dieses Urteil später herausstellen wird. Sobald ein solcher Entschluß gefaßt wird, spontan zu intervenieren, wird auch das Fragen nach dem angemessenen Verstehen augenblicklich beendet. In diesem Moment verliert der unbeteiligte Zuschauer seine Position, denn er hat sich nunmehr entschieden für seine Sicht der Dinge. Zum Handeln überzugehen bedeutet aber, Verantwortung zu übernehmen, vor allem dann, wenn schief geht, was man sich anders vorgestellt haben mag. — Je entschiedener interveniert wird, umso überraschender und auch problematisch kann die weitere Entwicklung werden. Vielleicht eskaliert die Situationen ganz unmittelbar, wo sie unter dem kritischen Blick der Zuschauer zuvor noch verhalten gewesen sein mag.

Wer eingreift ins Geschehen, geht augenblicklich vom Beobachten zum Handeln über, wird zum handelnden Akteur und kann nunmehr seinerseits zum Objekt einer kritischen Beobachtung werden, vor allem dann, wenn wie hier, vieles noch gar nicht geklärt sein kann. — Vielleicht geht der vormalige Beobachter unmittelbar dazu über, den vermeintlichen Aggressor zu attackieren, um dabei selbst Übergriffe zu begehen und selbst zum Aggressor zu werden. Und vielleicht liegt er mit seinem Aktionismus total daneben, weil das Opfer mit dem vermeintlichen Aggressor gegen den selbsternannten Retter augenblicklich in Frontstellung geht.

Wir wissen nur zu genau, daß wir mit unseren Deutungen in solchen Situationen oft völlig daneben liegen. Daher ist es so wesentlich, ein gutes Gespür zu entwickeln für das, was man weiß, für das was man wissen sollte und für das,

Empathie zur Sprache bringen

was hinreichend ist, wenn es gilt, mit wirklich guten Gründen zum richtigen Zeitpunkt zu intervenieren, um angemessen das Richtige zu tun.

Einem Beobachter mit dem Anspruch, wirklich dahinter zu kommen, was eigentlich gespielt wird, bleibt daher in der Regel nichts übrig, als bis auf weiteres untätig zu bleiben und vorerst noch nicht zu intervenieren. Man wird sich also noch tiefer einlassen auf das, was da soeben vor sich geht. Vor allem die Mimik und das Verhalten der soeben geohrfeigten Person sind von ganz großer Bedeutung.

Also suchen wir konzentriert im Gesicht dieser Person nach den ersten Anzeichen für die weiteren Reaktionen, aus denen sich das tatsächliche Befinden vielleicht erschließen läßt. — Als Beobachter sind wir immerhin imstande, den Gefühlssturm widersprüchlichster Impulse in dieser ersten Sekunde minutiös mitzuerleben und nachzuempfinden, und das, obwohl wir doch gar nicht selbst am eigenen Leib und in unserer Person, sondern eben nur als Beobachter betroffen und in gewisser Weise tatsächlich in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Wir starren also weiterhin wie gebannt auf die Szenerie und fokussieren den Blick auf jenen Menschen, der soeben einen Schlag ins Gesicht entgegengenommen hat, ob nun vorhersehbar oder urplötzlich, ob mit Verachtung oder aus allen erdenklichen anderen Gründen, die wir noch nicht einsehen können. Vielleicht ist es ja auch ein Spiel, vielleicht soll es auch eine Provokation sein? Wir haben keine Ahnung vom Kontext, in den diese Aktion eingebettet ist und wissen nicht, was bereits vorgefallen ist, welche Motive und welche Emotionen tatsächlich im Spiel sind.

Es könnte eine höchst private Angelegenheit sein, eine gewalttätige Auseinandersetzung vielleicht, es könnte aber auch einvernehmlich sein, was sich da abspielt. Wir sind nun aber unfreiwillig zum Zeugen geworden und könnten allein deshalb zum Akteur werden, weil wir selbst in gewisser Weise nun auch mitbetroffen sind. Tatsächlich aber wissen wir einfach noch zu wenig, um Stellung zu nehmen und tatkräftig zu intervenieren. Also warten wir noch einen Moment und machen eine mögliche Intervention abhängig von der weiteren Reaktion des vermeintlichen Opfers.

Das alles spielt sich in wenigen Augenblicken ab. Die Situation hat uns längst vollkommen in ihren Bann gezogen. Es ist etwas vorgefallen und nun versuchen

Empathie zur Sprache bringen

wir anhand von feinsten Gesichtsregungen weiterzukommen in der Deutung dessen, was sich da soeben tatsächlich abgespielt hat und was sich nun weiter abspielen wird. Und davon machen wir nun unsere eigene Reaktion abhängig, insbesondere in der Frage, ob wir nun selbst aktiv werden und ins Geschehen eingreifen sollten. — Beim Betroffenen gibt es nun viele möglichen Reaktionen, die sich in zwei wesentlichen Varianten unterscheiden: Entweder es kommt zur Gegenwehr, vielleicht sogar zum Gegenangriff, oder aber die Reaktionen sind eher verhalten, vielleicht sogar passiv, jedenfalls von außen betrachtet. Und für den Beobachter verhält es sich nicht anders, es sind generell zwei Alternativen möglich, entweder intervenieren oder nicht intervenieren.

An diesem Beispiel zeigt sich, wie komplex soziale Interaktionen sein können. Wir sind darauf angewiesen, möglichst genau hinzusehen, um nachzuerleben und mitempfinden zu können, was wirklich vor sich geht. Und dennoch bleiben wir als Beobachter außen vor. — Derweil zeigt sich, daß die ominösen *Spiegelneuronen* mitnichten so etwas wie eine Erklärung bieten, nicht einmal für reflexives Verhalten, schon gar nicht für menschliches *Mitempfinden* und für das mögliche Engagement in einer solchen Situation.

Wenn nämlich nun diejenige Person, die soeben geohrfeigt wurde, nach einer ganzen Reihe von Regungen in ihrem Gesicht, die wir im Slow-Motion-Modus miterleben, ganz allmählich dazu übergeht, sich nach innen zu kehren, sich auf sich selbst zurückzuziehen, um zu weinen, dann haben wir wohl eine der komplexesten Reaktionen überhaupt vor uns. Denn was ist *Weinen*?

Es wäre ein höchst bedeutungsvolles Zeichen, das damit gesetzt würde. Zugleich wäre dann sehr viel deutlicher geworden, womit wir es vermutlich zu tun haben, daß sich jemand überfordert fühlt und nunmehr dem Körper nicht mehr abverlangt, in irgendeiner Weise noch diszipliniert zu sein. — *Weinen* kann haltlos sein, es ist auch der Ausdruck von Haltlosigkeit. Es kann ungehemmt sein und wirkt nicht selten durchaus beschämend, insbesondere auf die, die sich als Täter begreifen können.

Es kann aber als solches auch wiederum übergangen und überhaupt nicht wahr-genommen werden. Das würde bedeuten, daß wir in der Tat über unser *Empathievermögen* selbst noch einmal verfügen können. Wir können die Impulse der *Empathie* wahrnehmen, wir können sie aber auch übergehen. Wir könnten mit allen erdenklichen Erklärungsmustern kommen, die das Ganze

Empathie zur Sprache bringen

Erlebnis einfärben, wir könnten auch einige komplexe Motive hinzuerfinden, die gleichwohl möglich wären aber vielleicht gar nicht wirklich sind.

Es könnte sich auch um pures Theater handeln, vielleicht auch um einen Komplott, so wie es mir einmal als erotische Phantasie vorgestellt worden ist von einer Frau. Sie sagte, sie wünschte sich eine solche Situation in einem Edel-Restaurant, in einer Lounge oder in einem noblen Café. Ein kultiviertes Ambiente und eben ein dementsprechendes Publikum sollte es sein, das sie sich als Beobachter wünschte, wenn sie aus heiterem Himmel von einem männlichen Begleiter eine schallende Ohrfeige erhalten würde, um darauf den Kopf mit festem Blick dem Begleiter wieder zuzuwenden, ihm tief in die Augen zu schauen und um dann mit selbstbewußter Miene und fester Stimme wie selbstverständlich zu erwidern: »Ja eigentlich hast Du Recht!«

Einfühlung kann schief gehen, der Beobachter selbst kann nicht nur das Opfer seiner eignen Projektionen werden, es könnte sogar sein, daß sich andere mit ihm ihre Späße erlauben. Wir könnten auch vorgeführt werden, wenn uns etwas nur vorgespielt wird. Vieles ist eben nicht so wie es erscheint, sondern ganz anders, als wir es empfinden. Nicht selten ist es gar kein *Mitgefühl*, keine *Empathie* und auch keine wirkliche *Aufmerksamkeit*, vor der wir uns leiten lassen, es sind unsere eigenen Vorstellungen, denen wir da begegnen, was mit der Wirklichkeit nicht sonderlich viel zu tun haben muß.

Es ist also unabdingbar, wirklich mit allem zu rechnen. Daher ist Phantasie und Vorstellungsvermögen so wichtig, denn es gilt, wirklich mit allem rechnen zu können. Daher sind Worte so wichtig, weil nur sie es uns erlauben, zur Sprache bringen zu können, was wirklich der Fall sein könnte. Die Möglichkeit, nachfragen zu können, um dann bestärkt oder eines besseren belehrt zu werden, ist von ungeheurer Bedeutung, weil sich so die Interaktionsverhältnisse immer weiter ausdifferenzieren können mit der Erfahrung, daß vieles beileibe nicht genau das sein muß, wonach es aussieht.

Empathie, das wirkt wie ein Zauberwort, als wäre es ein Orakel; als wüßten wir alles bereits, tief in unserem Inneren und müßten es gar nicht mehr in Erfahrung bringen. Dabei sind es hochspezialisierte Sinne, die uns zwar in die Lage versetzen, anderen etwas nachfühlen zu können, aber es muß nicht wirklich authentisch sein, was wir da so einfühlsam glauben in Erfahrung zu bringen. *Empathie* ist kein Orakel, es sind keine tieferen Weisheiten, wie da nur

Empathie zur Sprache bringen

empfunden werden. Alles das muß nicht wirklich den Tatsachen entsprechen, sondern muß sich vielmehr erst erweisen.

Um solche Situationen wirklich gut einschätzen zu können, dazu ist weit mehr erforderlich, als nur *Empathie*. Gerade im *Diskurs über die Aufmerksamkeit* wird der Eindruck erweckt, alles sei nur eine Frage der *Aufmerksamkeit*. Als wüßte diese von sich aus, worauf sie als solche aufmerksam sein sollte. — Wir verfügen über alle erdenklichen Sinne, über Einfühlungsvermögen, Phantasie, Vorstellungsvermögen, Sprache und nicht zuletzt über Dialogfähigkeiten. Alle erdenklichen Perspektiven lassen sich zusammenführen, gegeneinander ausspielen oder auch miteinander kombinieren, so daß sich komplexe Deutungsmöglichkeiten ergeben.

Empathie und Sprache

Empathie allein ist keineswegs der Schlüssel zum besseren Verstehen, sie ist nur ein Teil, ein bestimmtes Vermögen, das sich sehr gut einsetzen läßt, wenn es gilt, sich einzufühlen, um etwas von innen her, vielleicht aus der Sicht der Anderen nachvollziehen zu können. *Empathie* wirkt wie eine Projektionsfläche, wie ein körpereigenes mediales Erfahrungsvermögen, das aber zunächst einmal mit Eindrücken, mit ganz konkreten Vorstellungen versorgt werden muß. Entscheidend sind nicht irgendwelche Mitgefühle, nicht irgendein ungefähres spontanes Sich-in-Irgendetwas-Hineinversetzt-Fühlen, entscheidend ist *Empathie* erst dann, wenn sie ihrerseits eingebunden ist in weitere Sondierungen, Überlegungen, ins Nachdenken und insbesondere in kommunikative Interaktionen. — *Empathie braucht Sprache und Sprache braucht Empathie.*

Dieser Nexus zwischen *Empathie und Sprache* dürfte die *Anthropogenese* erst wirklich in Gang gebracht haben. So werden Phantasien, Vorstellungen, Impressionen und Gefühle selbst noch einmal als solche wahrnehmbar. Wir wissen oder glauben dann zu wissen, wie sich etwas tatsächlich anfühlt. Aber es kommt zugleich darauf an, kritisch mit diesen Impressionen umgehen zu können. Schließlich läßt sich alles Erdenkliche auch einfach nur herbeiphantasieren. Daher ist es so wichtig, die gewonnenen Eindrücke ganz systematisch zur Sprache zu bringen. — Wir sind in der Lage, uns im Gespräch gemeinsam über ganz konkrete Vorstellungen zu verständigen, wir können in klar bestimmten Vorstellungswelten virtuell ganz bestimmte Entdeckungen gemeinsam machen.

Empathie zur Sprache bringen

Einfühlung ist nur ein Teil dessen, was dazu führen kann, daß wir etwas wirklich verstehen. Reflexiv formuliert wird sehr viel deutlicher, was das eigentlich bedeutet, wenn es heißt, jemand versteht *sich* auf etwas. Dabei ist das *Verstehen* keineswegs sicher, es muß selbst noch einmal als solches gespiegelt, zur Darstellung gebracht und mitgeteilt werden. Wir müssen sicher gehen, ob wir einander auch wirklich verstanden haben.

Im Dialog müssen *Empathie* und *Sprache* eigentlich Schwerstarbeit leisten, wenn es gilt, genau und selbstreflektiert mit alledem zu operieren, was wir empfinden, was wir aber nicht sicher wissen können. Es gilt, das eigene Wissen, vor allem die Erfahrungen selbst zu erweitern, wir wollen schließlich nicht in Erfahrung bringen, was wir schon wissen. Wir möchten neue Eindrücke gewinnen und wünschen uns Begegnungen, in denen sich das Leben selbst spiegelt. — Kaum etwas schafft mehr Verbindung als tiefes Verstehen. Aber die Frage ist immer, wer wen eigentlich wie versteht, denn mitunter verstehen wir uns nicht einmal selbst.

Das Miteinander, die Mit-Welt, das Mit-Sein, die Gemeinsamkeit mit Anderen in der offenen Begegnung, das alles ist keine Selbstverständlichkeit. Die Sicherheit im Selbstverständnis und in der Verständigung muß immer wieder hergestellt werden, auch wenn es mühelos zu sein scheint und vielleicht längst zur gedankenlosen Gewohnheit geworden ist. — Verstehen-Wollen, Verstehen-Müssen und Nichtverstehen-Können, allein der Gedanke daran kann bereits verängstigen, viele sind daher mit eng gesetzten Grenzen unterwegs.

Daher schaukeln sich *Empathie und Sprache* wechselseitig hoch und dabei entsteht dann auch jene kulturelle Dynamik, die uns schon seit Anbeginn der Menschwerdung antreibt. Wo es um Mit-Sein, Mit-Teilung und Ver-Ständnis geht, dort versteht sich, daß damit immense Herausforderungen für Sprache, Vorstellungs- und Empfindungsvermögen einhergehen.

Wir reden also nicht von ungefähr so oft, ausgiebig und mit großer Geduld genauestens darüber, wie man sich irgendetwas ganz konkret vorzustellen habe, wie eine erfahrene Situation sich von innen her anfühlt. Daher fordern wir unser Gegenüber so oft dazu auf, sich genau, exakt und ganz konkret in eine ganz bestimmte Perspektive zu versetzen, um gewisse Beobachtungen und Erfahrungen zu machen, die wiederum zusammengebracht und zusammengeführt werden, die darauf erst zum Hauptstrang einer Thematik verdichtet werden sollten.

Empathie zur Sprache bringen

Gerade empathische Impressionen werden gern als Beispiele angeführt. Dadurch soll etwas nicht nur gezielt demonstriert und nachvollziehbar gemacht werden, vielmehr soll sich etwas Zusätzliches daran dann auch noch zeigen. Daher sind die vielen verbalen Regieanweisungen an das Vorstellungsvermögen im Dialog so entscheidend. Alles muß stimmen, um eine ganz bestimmte Szene einzufangen, um dann auch die entscheidende Wahrnehmung gemacht zu haben, mit der man dann gemeinsam wieder auf das eigentliche Thema wieder zurückkommt. — Der *Dialog* ist allerdings keine Technik, sondern eine Kunst.

Die im Jargon der Diplomaten so gern benutzte Floskel vom *Erörtern* ist in diesem Zusammenhang geradezu beispielhaft, weil diese Metaphorik deutlich macht, daß Urteile sich nicht auf einen exklusiven *Ort*, sondern eben auf viele *Standpunkte*, auf sehr viele unterschiedliche *Stellungnahmen*, *Hinsichten*, *Perspektiven*, *Vor-* und *Rücksichten* beziehen. Und diese verschiedenen Sichtweisen lassen sich eben erörtern, und dabei sind alle erdenklichen Manöver von außerordentlicher Bedeutung. Das ist es, was den *Dialog* ausmacht, es gilt, die näheren Umstände einer Erfahrung, einer Stellungnahme, eine Sichtweise oder auch einer Philosophie systematisch explizit, also nachvollziehbar zu machen. Es gilt, einander mitzuteilen und wechselseitig zu erläutern, nicht nur *was*, sondern auch *wie* sich etwas ganz konkret vorstellen läßt.

Alle diese Interaktionen sind daher nur mit ganz erheblichen Anforderungen an das Verständigungs- und Einfühlungsvermögen überhaupt zu bewältigen. Wir sind, betrachtet vor dem Hintergrund unserer vormaligen Tierheit, wie manche dieser humanoiden Roboter, wie sie im Science Fiction so oft den Plot einer Erzählung abgeben. Wir sind Wesen, die sich verselbständigt haben, die sich nunmehr selbst programmieren, die sich auch selbst umprogrammieren können. — Wir sind vorzeiten als Tiere aus der Rolle gefallen, weil diese Art der Selbstorientierung, der Selbstgesetzgebung, der Selbstreflexion einfach gegen die Gartenordnung von Eden verstößt. Das *Paradies* ist kein angemessener Ort für freie Menschen.

Menschen sind insofern *widernatürlich*, um einmal dieses so gern gebrauchte, aber nichtssagende Kriterium zu bemühen, weil unsere *Natur* eben gerade darin liegt, daß wir uns nicht nur äußerlich und in unserem Verhalten, sondern auch innerlich bis in unser Wesen hinein selbst verändern oder auch verändern lassen können. Tiere lassen sich dressieren, Menschen aber sind formbar — im

Empathie zur Sprache bringen

Guten wie im Schlechten, wenn man etwa das Unmenschliche sich vor Augen führt, was damit einhergeht, Menschen in Kriege zu schicken, sie Gräueltaten ausführen, erleben und nicht verwinden zu lassen, wie sie kein Tier je fertig bringen würde.

Empathie ist ganz offenbar der Schlüssel zu vielem, was unser ganzes Sozialverhalten ausmacht, zugleich sind wir damit unvergleichlich geworden. Der Tierversuch sagt nicht viel über uns aus, jeder Determinismus wird früher oder später daran scheitern, daß wir auch anders können als wir sollen, müssen oder wollen. — Erst die eigene Verhaltenskontrolle, erst *Empathie, Sprache* und *Kultur* machen es möglich, Erfahrungen auf diese neuartige Weise zu aggregieren und eben auch zu tradieren.

Es geht um Empfindungen, Erfahrungen und schlußendlich um *Lernen aus zweiter Hand*, entscheidend ist ein immens hoher Grad an *Lernfähigkeit* und dazu ist die *Empathie* als *Nachempfindungsvermögen* geradezu phänomenal angetan, weil sie plötzlich das individuelle Erlernen und Erwerben von *Erfahrungen* möglich werden läßt, weil wir uns insofern die Erfahrungen der ganzen Gattung bewußt auf eine höchst individuelle Weise aneignen können. Wir machen uns dann fremde Erfahrung zu Eigen.

Empathie und Sprache, Nachempfinden und Mitteilen scheinen sich wechselseitig aufzuschaukeln, so daß es im Zuge der *Anthropogenese* vielleicht sehr bald schon dazu kam, daß sich der eine Mensch die Erfahrungen eines anderen Menschen zu Eigen machen konnte, einzig und allein auf der Grundlage von *Erzählungen*. — Das alles ist allerdings überhaupt keine Selbstverständlichkeit, denn ökologisch ist es eigentlich ein Unding, den angestammten Lebensraum zu verlassen, gegen alle Reglements und auch psychologisch ist dieses Selbst-Experiment mehr als gewagt.

Zum einen können wir niemals sicher sein, ob wir wirklich verstehen oder ob wir uns nicht einfach nur irgendwas einbilden, zum anderen sind wir auf unsere Einbildungskraft angewiesen. Einerseits können wir niemals sicher sein, Andere, ja nicht einmal uns selbst wirklich zu verstehen, andererseits sind wir darauf verwiesen, mit eben jenen Impressionen zu arbeiten, die wir nun einmal haben. Und hier kommt dann auch die *Neugier* ins Spiel, die Freude an der Interaktion und das Interesse an Dingen, die uns rein lebenspraktisch und überlebenstechnisch eigentlich gar nichts angehen, — vom Tier aus betrachtet.

Empathie zur Sprache bringen

Kultur entsteht, weil *Empathie*, wenn sie wirklich hilfreich sein soll, einen Rückkanal notwendig macht. Es genügt nicht, wenn jedes Individuum irgendetwas an Mitgefühl empfindet, es kommt darauf an, sich darüber auch verständigen zu können. Entscheidend ist der Austausch, der Dialog, die Metakommunikation und die Abstimmung über Eindrücke, Standpunkte und Bewertungen. — Wir können daher unser *Einfühlungsvermögen*, unsere *Vorstellungskraft* und sogar unsere *Phantasie* im Dialog genauer aufeinander abstimmen und uns in unserer Vorstellung von anderen lenken lassen. Wir können uns konzentrieren, uns in bestimmte Hinsichten und Perspektiven hineinversetzen, wir können uns konzentrieren und dabei ganz bewußt vieles einfach außer Acht zu lassen. Wir können uns aufmerksam machen lassen auf Sensibilitäten, auf unser eigenes Benehmen, auf alle erdenklichen Hinsichten, die von der Kultur herrühren und nichts mehr mit Natur zu tun haben

Das gattungsspezifische Betriebs-Geheimnis des Menschen ist *Instinktersatz durch Kultur*, und dazu ist *Empathie* und vor allem *Sprache* unabdingbar. Alles hängt ab von unserem Verständigungsvermögen und unserer *Offenheit* gerade auch solchen Erfahrungen gegenüber, die ungewohnt sind, die wir höchst selbst gar nicht machen müssen, vor allem dann, wenn sie nur große Probleme bereiten würden. Dazu ist *Empathie* vonnöten als hochspezialisiertes Vermögen, sich alles Erdenkliche vorstellen zu können, denn dadurch wird Lernen möglich, weil die damit einhergehenden Irritationen sozial aufgefangen werden können.

Es ist eine außerordentliche Gabe, mit Vor-Stellungen so umgehen zu können, als wären sie akut, aktuell und wirklich wirklich, selbst wenn es sich nur um Träume, Wünsche und Phantasien handelt, die wir vielleicht im Dialog miteinander austauschen. Dabei ist es ganz und gar nicht selbstverständlich, daß wir sogar im Virtuellen operieren können. Wichtig ist die Fähigkeit, neue Erfahrungen machen und mit anderen teilen zu können. Denn darum geht es eigentlich in der *Kultur*, manche Erfahrung gar nicht selbst machen müssen und trotzdem zu partizipieren, weil eben andere diese bereits gemacht haben.

Auch Tiere scheinen mitunter in Betrachtungen versunken zu sein. Aber vermutlich verhält es sich so, daß sie nur scheinbar innehalten und einfach nur mit offenen Augen träumen, so wie wir es auch von uns kennen. Selbst ein Tier zu *sein*, wäre daher etwas Radikales, wie ein Traum, aus dem es gar kein Erwachen gibt, wogegen doch beim Menschen wieder hervorsticht, daß wir

Empathie zur Sprache bringen

›aufgeweckt‹ sind. — Das Bild vom immerwährenden Traum, in dem Tiere ihr Leben fristen, scheint sehr instruktiv zu sein, ebenso wie die Rede, Jemand sei ›geistig umnachtet‹. Wir dürfen daher in diesem spezifischen Aufgeweckt–Sein etwas typisch Menschliches vermuten.

Wie aber diese *Wachheit* ins Spiel kommt, darüber läßt sich nur spekulieren. Es liegt allerdings auf der Hand, daß ein Lebewesen mit der Möglichkeit, nicht sich der Umwelt anpassen zu müssen, sondern die Umwelt sich anpassen zu können, über eine ganz besondere Überlebensstrategie verfügen muß. Nicht mehr auf eine ganz bestimmte, klar vorgegebene Lebensweise festgelegt zu sein, sondern darin variabel und sogar erfinderisch sich selbst und die eigene Orientierung nochmals orientieren zu können, das ist das Geheimnis dieses Erfolgs, zwar aus der Rolle zu fallen aber eben doch nicht aus dem Spiel zu sein. Es versteht sich, daß ein solches Wesen über ganz besondere Fähigkeiten verfügen muß, die eine solche supranaturale Existenz überhaupt erst möglich machen

Ein nicht unbeträchtlicher Anteil unserer mentalen Fähigkeiten geht zweifelsohne auf Anforderungen zurück, die mit der zunehmenden *Umweltoffenheit* einhergehen, weil damit zwangsläufig auch eine zunehmende Wachheit einhergehen muß. Es ist etwas völlig anderes, in den unterschiedlichsten Biotopen leben zu können, nicht wie der Eis- und der Wüstenfuchs, sondern als ein- und dieselbe, nunmehr wahrhaft allgegenwärtige Gattung. Genau das ist es, was uns ausmacht und genau darin dürfte das Erfolgsgeheimnis der Gattung *Homo* liegen, als Generalisten nicht ausschließlich nur spezialisiert zu sein auf ein bestimmtes Habitat, sondern, wenn es sein muß, auch auf Wanderschaft gehen zu können, in ein vollkommen anderes Land, um dort ein ganz anderes Leben zu führen.

Die Antwort auf die Frage, was uns denn nun ganz entscheidend als Menschen ausmacht, läge demnach vor allem auch darin, daß wir über eine Orientierungsfähigkeit verfügen, die es uns erlaubt, fast willkürlich Biotope nicht nur verlassen sondern gänzlich andere stattdessen aufsuchen zu können, sich nicht nur an die jeweils gegebenen Verhältnisse anpassen zu müssen, sondern jeweils vollkommen neue, innovative, supranaturale Lebenswelten zu erschaffen.

Auch Tiere greifen in ihre Umwelt ein, aber sie tun es immerzu nur auf dieselbe Weise. Zwar verstehen sie ganz gewiß etwas von dem, was sie tun, dennoch beherrschen sie ihre Kunst nicht so, wie wir sie beherrschen. Fehlende hirnorga-

Empathie zur Sprache bringen

nische Kapazitäten können nicht die alleinige Ursachen dessen sein, was den ominösen Unterschied zwischen *Mensch und Tier* ausmacht. Die Einzigartigkeit menschlichen Bewußtseins ist schwer zu fassen, wir müßten uns selbst schon dabei beobachten, was den Unterschied ausmacht.

Daß es nur dem Menschen gelungen ist, den *Garten Eden* hinter sich zu lassen, sich frei zu machen von biologischen Dominanzen, ist eher verwunderlich, ebenso wie die Vorstellung, es gäbe kein sogenanntes ›intelligentes‹ Leben auch auf anderen Planeten. Inzwischen mehren sich bereits die Anzeichen dafür, daß jede noch so durchschnittliche Sonne wie selbstverständlich auch über erdähnliche Trabanten verfügt ... — Ein Kriterium für *intelligente Lebensformen* wäre also, daß *Aliens* anstelle der vormaligen *Instinkte* eine andere Form der individuellen Verhaltenssteuerung entwickelt haben, so daß es möglich wird, systematisch voneinander zu *lernen*.

Verwunderlich ist eher, daß es auf unserem Planeten bisher keiner anderen Gattung gelungen ist, einen erfolgreichen Ausbruch aus dem Paradies zuwege zu bringen. Dabei ist es allerdings die Frage, ob es andere Gattungen überhaupt ›versucht‹ haben. Menschenaffen, Delphine, Wale, Ratten, Krähen und wohl auch noch manch andere Spezies, deren Emanzipation uns wohl bereits bei dem Gedanken daran in Nöte bringen dürfte, hätten diesen Emanzipationsprozeß längst ebenfalls absolvieren müssen, oder sollten zumindest auf dem Wege sein. Aber nichts dergleichen läßt sich beobachten, keinerlei Anzeichen, die in diese Richtung deuten. — Es muß also noch etwas Entscheidendes hinzukommen, etwas, das erst den eigentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier ausmacht.

Immer wieder ist es in den Diskursen der *philosophischen Anthropologie* versucht worden, die *Conditio humana* auf den Punkt zu bringen, was aber nicht wirklich gelingt, weil es nicht den einen einzigen alles entscheidenden Unterschied gibt, der sich isolieren ließe. Was den Menschen zum Menschen macht, ist ein ganzes System von Ursache–Wirkungs–Verhältnissen, die dann die *Anthropogenese* auslösen, dauerhaft immer wieder anfachen und sie auch immer weiter vorantreiben. In Summa entsteht dann schlußendlich ein Wesen, daß wir wohl zu Recht als intelligente Lebensform rubrizieren.

Eine Möglichkeit, diesen entscheidenden Unterschied wieder einmal auf einen möglichen zentralen Gesichtspunkt zu konzentrieren wäre der, dabei gerade im

Empathie zur Sprache bringen

Vermögen zur *Empathie* das eigentliche Geheimnis zu sehen, die Antwort auf die Frage, wie es uns möglich ist zu tun, was anderen terrestrischen Lebensformen ganz offenbar bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist und auch wohl so ohne weiteres nicht möglich zu sein scheint.

Das Geheimnis liegt darin, daß es ganz offenbar nicht genügt, aufmerksam zu werden auf etwas, das vielleicht die Neugier erweckt. Es muß diese *Aufmerksamkeit* auch nochmals selbst auf eine weitere *Aufmerksamkeit* ›höherer Ordnung‹ treffen. Mit offenen Augen zu träumen, aber den Eindruck zu erwecken, konzentriert und interessiert zu sein, diese Kunst beherrschen Tiere genauso gut wie wir. Es kommt aber darauf an, nicht nur Beobachtungen zu machen, sondern auch, sich zugleich dessen bewußt zu sein. Es ist ganz entscheidend zu wissen, daß *wir* es selbst sind, die da soeben diese Beobachtung machen und das *wir* es sind, die infolgedessen anderen etwas mitzuteilen haben.

Etwas mit anderen teilen, mitzuteilen, was man vielleicht selbst zwar erlebt aber noch gar nicht verstanden hat, das ist wohl der Gipfel dieser Kunst, offen zu sein in der Wahrnehmung, in der Deutung und in der Beurteilung und das alles im Zweifel aus purer Neugier, vielleicht auch aus Interesse am Anderen oder auch aus Interesse an der Sache. — Da ist es dann schon bemerkenswert, sich über etwas zu verständigen, das gar nicht verstanden worden ist. Aber die eigene Empathie und das Empathievermögen unseres Gegenübers erlauben uns, die Situation als solche nicht nur zu schildern, sondern nachvollziehbar, nachfühlbar und insofern vorstellbar und *wirklich* werden zu lassen. Das macht dann übrigens das *Lügen* so brisant, weil selbstverständlich auch die erlogene Version wahr sein könnte, auch wenn sie es nicht ist.

Entscheidend ist, daß wir uns irritieren lassen können, wenn wir etwas sehen, erfahren oder erleben, was wir nicht verstehen, was uns Rätsel aufgibt. Tiere hätten damit überhaupt kein Problem, sie würden vermutlich nicht einmal bemerken, daß etwas nicht stimmt, sie würden wie bei einer Sonnenfinsternis einfach wie zur Abenddämmerung den Kopf unter das Gefieder legen, um dann, fünf Minuten später anstandslos zum frühmorgentlichen Tun und Treiben überzugehen, als wäre es das Normalste von der Welt. — Entscheidend ist eben die Fähigkeit, etwas zu sehen und es zwar nicht zu verstehen, es aber als *Phänomen* zu betrachten. So wird dann das Unverstandene mit nach Hause genommen um darüber zu reden. Im Gespräch werden sich dann womöglich

Deutungsmöglichkeiten finden, um vielleicht doch noch verstehen zu können, was da beobachtet aber nicht verstanden worden ist.

Blick und Gegenblick

JEAN PAUL SARTRE hat in *Das Sein und das Nichts* eine *Blickanalyse* vorgeführt, die das Erblicken und das Erblicktwerden zur Darstellung bringt und dabei demonstriert, wie der *Blick* auf den Anderen diesen zum Objekt degradiert, selbst wenn das womöglich gar nicht beabsichtigt ist. — Das ist wieder einer dieser konstitutiven Brüche, die mit dem *Bewußtsein* in die Welt gekommen sind: Wir *sehen* nicht nur, wir *blicken*. Wir werden nicht nur gesehen, sondern mit Blicken *erfaßt*, auch und eben selbst dann, wenn uns noch gar nicht bewußt geworden ist, daß wir soeben von einem Blick erfaßt worden sind.

*Ich befinde mich in einem öffentlichen Park. Nicht weit von mir sehe ich einen Rasen und längs des Rasens Stühle. Ein Mensch geht an den Stühlen vorbei. Ich sehe diesen Menschen, ich erfasse ihn gleichzeitig als einen Gegenstand und als einen Menschen. Was bedeutet das? Was will ich sagen, wenn ich von diesem Gegenstand behaupte, daß er ein Mensch sei?*¹

Der *Blick*, der den anderen erfaßt, ist weit mehr als nur einfaches Sehen, denn er nimmt dem Anderen die Eigenheit, seine Subjektivität und macht ihn zu einem Objekt. Der *Blick* degradiert den Anderen in seinem Subjektstatus, — nicht immer, aber immer dann, wenn es um einen begehrenden oder taxierenden Blick geht, denn dann ist es ein abschätzender, vielleicht auch abschätziger Blick.

Interessanterweise geschieht das mit jedem *Blick*, der unbedacht auf Jemanden fällt, der vielleicht in diesem Augenblick selbst unbedacht sein mag. Sobald dieser Blick aber selbst wiederum erblickt und mit einem Gegenblick erwidert wird, sobald das Sehen als Gesehenwerden gewahr wird, als Erblicken des Erblicktwordenseins, geschieht diese seltsame Überwältigung: Das vormalige Subjekt des Blicks wird vom vormaligen Objekt nunmehr selbst zum Objekt eines weiteren Blicks. Nicht nur unsere Sprache hat daher *Magie*, sondern auch unser Blick hat irgendeine seltsame magische Macht.

¹Jean-Paul Sartre: *Das Sein und das Nichts*. 10. Aufl., Hamburg 1993. S. 457.

Empathie zur Sprache bringen

Kulturen geben sich viel Mühe, diese Kraft, die im Blick liegt, zu zähmen, um die Kräfte auf ihre Mühlen zu lenken. Blicke werden geführt, gelenkt, gerichtet und sie werden wiederum gedemütigt, umerzogen oder auch abgelenkt. Der Blick, der bezeichnende Ausdruck im Gesicht, eine Gestus, das alles ist bereits Politik, ohne daß überhaupt irgendetwas gesagt werden müßte. — *Kultur* politisiert jeden Blick, denn sie legt es darauf an, vorzuschreiben, wer gewisse Einblicke erhält und wer nicht. Immer gab und gibt es dabei den Verdacht, daß es neben der exoterischen— noch eine esoterische Lehre geben müssen, daß es eben Wahrheit gibt, die nicht für die Allgemeinheit, sondern die nur für Auserwählte bestimmt sind.

Dabei bringen Taschenspieler, Zauberkünstler, eben ›Illusionisten‹ genau diese Wahrheit stets wieder aufs Neue hervor. Blicke lassen sich lenken, führen, verführen, ablenken und völlig verwirren. Also werden nicht selten freimütig Einblicke gewährt, nicht selten um zu verbergen und zu verschleiern, was nicht gesehen werden soll, was andere nicht nur nicht begehren, sondern gar nicht erst zu Gesicht bekommen sollen. — Die vielen und nicht selten mit drastischen Strafen belegten Blickverbote, den Gottkönigen und Priestergöttern, insbesondere aber den Göttern gegenüber, zeugen davon, daß man immer schon versucht war, die ungebändigte Magie des freien, ungezwungenen, ungezügelter und vielleicht auch begehrliehen Blicks zu bezähmen.

Wenn jeder Blick mit dieser seltsamen magischen Kraft ausgestattet ist, das Erblickte zum Objekt zu degradieren, dann wären in der Tat auch Kaiser, Heilige und sogar Götter nicht davor gefeit. Also steht darauf der Tod, wie bei der Jagdgöttin *Diana*, die von AKTAION rein zufällig dabei erblickt wird, wie sie sich mit den *Nymphen* beim Baden erfreut. — Die Göttin ist nackt, sie gibt sich alle Mühe, vor dem jungen Mann ihre Blöße zu bedecken, was ihr aber nicht gelingt. Zudem ist sie wie so manche andere unter den einschlägigen Göttinnen eiserne Jungfrau. Das dürfte darauf zurückzuführen sein, daß die Selbständigkeit einer Frau zu diesen Zeiten nur dann überhaupt vorstellbar zu sein schien, wenn sie eben ledig war und auch ledig blieb.

Die Göttin ist auf ihre Unschuld bedacht, sie will partout keine Liebes-Erfahrungen mit Männern. Der begehrliehe Blick des AKTAION macht sie jedoch in einem einzigen Augenblick zum Objekt seiner Begierde. Aber gerade DIANA steht dafür ein, *Jungfrau* zu sein und es auch zu bleiben. Überrascht und über-

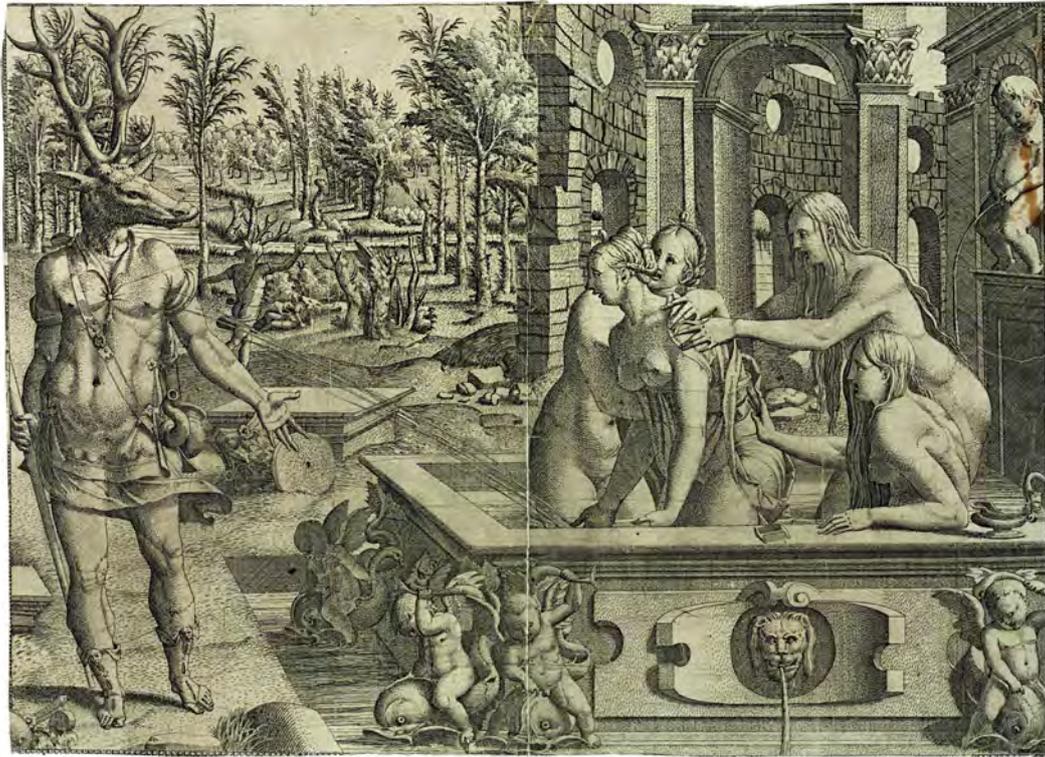


Abb. 6: Jean Mignon: *Die Transformation von Aktaion*. Museum Kunstpalast, Düsseldorf. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

rumpelt versucht sie sich dem begehrliehen Blick zu entziehen. Als ihr das nicht gelingt, bespritzt sie den Voyeur mit Wasser, worauf diesem augenblicklich ein Hirschgeweih wächst, das Symbol der Jagdgöttin.

Dem Jäger werden mehr als nur allegorische Hörner aufgesetzt, sie wachsen ihm wirklich, er wird zum Beutetier seiner eigenen Jagdlust. Ganz im Sinne der Dialektik von Blick und Gegenblick wird der Jäger selbst zum Gejagten. Die eigenen Jagdhunde spüren ihn auf, er will sich ihnen zu erkennen geben, was ihm aber in der Gestalt eines Hirschen und in Ermangelung des Sprachvermögens schwerlich gelingt, also wird er von ihnen auf der Stelle zerfleischt.

Immerhin handelt es sich hier um eine *Theophanie*. Da muß die Frage aufkommen, nicht nur wie und warum es überhaupt dazu kommt, sondern auch,

Empathie zur Sprache bringen

was eigentlich mit einem Menschen geschieht, der eine solche schicksalhafte Begegnung hat. Wenn wir uns oberflächlich mit dem Märchenhaften dieser Situation abfinden lassen, dann ist es einfach nur eine unglückliche Liebe. Der junge Held verliebt sich eben augenblicklich in die göttliche Schöne, aber er vergeht bereits an und in seiner Liebe. Oder: Die holde Schöne ist so prude, so eitel, so panisch auf ihre Unberührtheit bedacht, so daß sie einfach alle, die ihr Avancen machen, die womöglich auch noch anzügliche Blicke werfen, augenblicklich töten muß. — Das alles ist viel zu kindlich gedacht, wir würden damit lediglich ein wenig auf dem Kamm der märchenhafte Schaumkrone solcher Mythen surfen.

Der vor allem doch aufgrund seiner erstaunlich modernen Spekulationen über Gott, den Kosmos und über den Menschen, von der Kirche als Ketzler verbrannte GIORDANO BRUNO, gibt nun dieser Begegnung eine sehr viel tiefere Bedeutung. Bei ihm wird alles zur Allegorie: Der Jäger, das ist die Vernunft, die Jagdhunde, das ist der Verstand, die Göttin, das ist, was wir nur zu gern erkennen würden aber nicht wirklich ertragen könnten.

Aktaion steht hier für den Intellekt, auf der Jagd nach göttlicher Weisheit im Augenblick des Erfassens der göttlichen Schönheit.¹

So kommt es dann zu dieser erstaunlichen Wendung, zu einer Allegorese, die sehr viel mehr zu denken gibt, als die Oberflächlichkeiten der märchenhaften Züge dieser Story, wenn BRUNO verlauten läßt:

Er sah der große Jäger, er begriff, soweit das möglich ist, und ward zur Beute: er ging, um zu jagen und wurde dann selbst die Beute.²

Damit zeigt sich vor allem eines, daß der *Blick* in seiner ursprünglichen Vorstellung etwas Besitzergreifendes hat, daß aber, wer den Blick unbedacht schweifen läßt, durchaus auch Gefahr laufen kann, selbst ergriffen zu werden. Wir geben uns hermeneutisch insofern viel zu schnell zufrieden, wenn etwa verlautbart wird, irgendwer sei am *Liebeskummer* zu Grunde gegangen, wir sollten uns vielmehr genauer vorstellen, wodurch ein solcher *Liebestod* verursacht wird.

¹Giordano Bruno: Von den heroischen Leidenschaften. (De gli eroici furori, 1585.) Übers. u. hrsg. von Christiane Bachmeister. Mit e. Einl. von Ferdinand Fellmann, Hamburg 1989. S. 64.

²Ebd. S. 65.



Abb. 7: Giuseppe Cesari: *Diana und Aktaion*. Museum der feinen Künste, Budapest. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia Commons](#).

Das Problem ist, daß sich hier ein Mensch unbedachterweise an einer Göttin versucht, was bedeutet, daß ein *Intellekt* sich mal eben mit dem Göttlichen mißt. Wir können aber nicht erkennen, wie die Götter, wir müssen alles über einen *Intellekt*, über die Mühlen einer *diskursiven Vernunft*, über unser *Sprachvermögen* und qua *Empathie* müssen wir dann auch noch alles über unseren *Körper als Medium* erst in Erfahrung bringen, was ein Gott eigentlich von einem Moment zum anderen bereits erfaßt haben dürfte.

Wir müssen uns bei der *Empathie*, beim *Verstehen* und ebenso auch beim *Verlieben* erst in den hermeneutischen Zirkel hineinbegeben und uns anverwandeln, sobald wir uns für Jemanden ernsthaft interessieren. Blick und Gegenblick haben ihre ureigentümliche Dialektik, sie heben sich wechselseitig auf. Die Jagd mag ja eine Allegorie auch für die Liebe sein, aber sie ist eben nicht

Empathie zur Sprache bringen

wechselseitig, wenn schlußendlich dann doch irgendwer der Jäger und irgendwer anderes den Gejagten abgeben muß. — Hier ist es kein menschliches Gegenüber, sondern eine Gottheit, mit der es dieser Jäger aufzunehmen versucht, es ist *Diana*, die Göttin der Jagd.

In der Tat hat sie sich überraschen lassen, denn so, wie sie sich sehen lassen muß, so, wie sie AKTAION zu Gesicht bekommt, so wollte sie sich nie einem Mann zeigen und ›ergeben‹ wird sie sich schon gar nicht. Sie also in dieser Situation eigentlich zur Jagd-Beute geworden, aber sie wird sich ganz gewiß nicht ergeben. — Es fallen keine Worte, was zwischen Göttern und Menschen ohnehin problematisch zu sein scheint. DIANA bespritzt AKTAION mit Wasser und sie wirft einen empörten, strafenden Blick auf den Eindringling, der die Idylle beim Baden so nachhaltig stört. Das jedenfalls genügt, so daß sich der Jäger auf der Stelle verwandelt.

Es gilt zu verstehen, was da in diesem Moment zwischen AKTAION und DIANA eigentlich vor sich geht. Innerhalb von Sekunden muß sich der Jäger unsterblich in die Jagdgöttin verliebt haben. Es genügt ein einziger Blick, so daß er wie an einer offenen Wunde förmlich *verblutet*, weil ihm alle Energie einfach *vergeht*, bis eben *das Auge erloschen* ist, wobei hier die eigenen Jagdhunde dem Drama ein schnelles Ende bereiten.

Der Jäger wird durch seinen begehrliehen Blick selbst zur Beute. Er wird zum Opfer seines eigenen Willens, seiner viel zu großen Begierde nach diesem vermeintlichen Objekt seiner Sehnsüchte. Angesichts dieser Göttin verliert er als Subjekt augenblicklich seine Position und schon beginnt er damit, sich anzuverwandeln. Aber er schießt weit über das Ziel hinaus, verliert sich selbst und vergeht in dem, was er sieht. Er wird nicht wieder auf sich selbst zurückkommen können, weil er sich mit diesem einzigen Blick selbst aus den Augen verliert.

Die Deutungsmöglichkeiten des AKTAION-Mythos, wie sie von GIORDANO BRUNO vorgeführt werden, liefern tiefere Einsichten in die allegorischen Abgründe und sie bieten dann auch einen interessanteren Schlüssel zum Verständnis einer solchen Szenerie. Die Göttin mag ihn erbost mit Wasser bespritzt haben, worauf ihm dann Hörner wachsen, das Geweih eines Hirschen. Aber diese Anverwandlung ist nur eine Verzauberung in dem Sinne, als daß der Jäger *selbst* zum Gejagten, zum Objekt einer Verzauberung wird. So zeigt sich, wie einnehmend mitunter gerade empathische Impressionen sein können.

Empathie zur Sprache bringen

Zu Ehren der Jagdgöttin wird der Jäger zu einem Hirschen. Das ist beileibe keine Ebenbürtigkeit mehr, stattdessen wird ein Opfer daraus, ein Selbstopfer. Der Jäger wird selbst zur schönen Beute, weil eben der menschliche *Intellekt* sich die Dinge auf eigene Weise aneignen muß und weil er dabei überlastet werden kann und dann vergehen, ja förmlich verglühen muß:

Du weißt ja, daß der Intellekt sich die Dinge auf dem Wege des Intellekts aneignet, d. h. gemäß seiner eigenen Weise. Und der Wille verfolgt die Dinge deren Natur nach, d. h. gemäß der Art, wie sie in sich selbst sind. So wurde Aktaion durch jene Gedanken, jene Hunde, die außerhalb von ihm das Gute, die Weisheit, die Schönheit, das wilde Waldestier suchten, und durch die Art, wie er dieser schließlich ansichtig wurde, über soviel Schönheit außer sich geraten, zur Beute. Er sah sich in das verwandelt, was er suchte, und er merkte, daß er seinen Hunden, seinen Gedanken selbst zur ersehnten Beute wurde. Weil er nämlich die Gottheit in sich zusammengezogen hatte, war es nicht mehr notwendig, sie außerhalb seiner zu suchen.¹

¹Ebd. S. 66.

Anverwandlungen

ANTLITZ, AUGE, BLICK UND BEUTE — DIE BÄNDIGUNG DER BLICKE — DER BLICK ALS MEDIUM DER BEGEGNUNG — GANZHEITLICHKEIT: KÖRPER, PSYCHE, SEELE UND GEIST — DIANA ALS SCHUTZGÖTTIN FÜR DEN MUT, ALLEIN ZU SEIN — DER BLICK ALS ÜBERGRIFF — DIE GÖTTIN DER JAGD ALS TROPHÄE? — MACHT UND OHNMACHT — DIE DIALEKTIK VON BLICK UND GEGENBLICK — DIANA UND DAS RÄTSEL UM DEN SCHÖNEN ENDYMION — BEGEHREN UND BEGEHRT-WERDEN — ›ERKENNEN‹ — GOETHE, LOTTE, WERTHER — VOM WERTHER ZU FAUST — EINFÜHLUNG IM DIALOG — GÖTTER UND EMOTIONEN — WIE GÖTTER GEFÜHLE EINGEBEN — PASIPHAE

Blick und Gegenblick	116
Das Auge als Fenster zur Seele	116
Der offene Blick und das Spiel mit der Diskretion	121
DIANA und der indiskrete Blick	126
Empathie und Sehnsucht	134
Der Blick des Anderen	134
Träumende Sehnsucht	146
Nur wer die Sehnsucht kennt	149

Blick und Gegenblick

Das Auge als Fenster zur Seele

Im Reich der Blicke geht es offenbar zu, wie auf der freien Wildbahn. Ein Blick kann überwältigen, aber er kann gleich vom nächsten auch wieder überwältigt

Anverwandlungen

werden. Es ist wie bei den Fischen, wo der größere den kleineren frißt. Allerdings ist ein *Blick* weit mehr als das *Sehen*, es verhält sich wie mit den Bewußtwerdungsprozessen: Ein Bewußtsein nimmt ein anderes Bewußtsein für sich in Dienst. So entsteht dann die Beobachtung von Beobachtungen und genau das macht *Bewußtsein* aus. Nicht anders verhält es sich mit dem Unterschied zwischen dem *Sehen* und *Blick*: Es gilt, daß das Sehen nochmals ausgerichtet wird, bis es eben zum Sehen des Sehens kommt.

Es genügt eben nicht, sich einfach nur irgendwelcher Tatsachen bewußt zu sein. Interessant wird es erst, wenn wir wissen, daß wir etwas ganz Bestimmtes wissen. Und darüber hinaus können wir uns auch noch dabei beobachten, wie wir mit diesem bewußten Wissen wiederum umgehen. Etwas als *Wahrheit* zu erkennen, ihm Bedeutung zu geben und im eigenen Handeln dann tatsächlich auch Konsequenzen zu ziehen, ist beileibe nicht dasselbe. Aus vielerlei Gründen können wir etwas als Wahrheit erkannt und auch anerkannt haben, trotzdem aber nicht wahrhaben wollen. — Der Umgang mit Wahrheit ist weit mehr als ein Erkenntnisproblem, denn in der Regel bekommen wir gar nicht erst in den Blick, was uns nicht ins Konzept paßt: Der Blick wird gerichtet und nicht selten sogar abgerichtet.

Das *Fixieren* ist etwas, das mit dem Raubtier-Blick in die Welt kommt. Anders als bei den Fluchttieren wird die Welt nicht möglichst rundum beobachtet, beim stereoskopischen Sehen wird die Welt stattdessen dreidimensional wahrgenommen, so daß nunmehr auch die Entfernung, die Bewegung und die Geschwindigkeit eines Objektes wahrgenommen werden kann. — Der gerichtete Blick ist obligatorisch überall dort, wo Raubtiere auf Beute aus sind.

Die Beziehung zwischen Blick und Beute reicht tief in die Naturgeschichte zurück. Der *Blick* hat stets etwas ungezügelter, denn er ist bereits entgrenzt, eben weil dahinter noch das Raubtierhafte steht. Nicht von ungefähr sind Kulturen daher bestrebt, den Blick zu zähmen oder wenigstens die Wirkungen, die damit einhergehen, zu kontrollieren. — Wer sich im Personen-Aufzug auf engstem Raum mit anderen befindet, kennt diese Kalamität. Man möchte am liebsten die Augen gen Himmel richten, um nur niemandem zu nahe zu treten, wenn das nicht auch schon wieder viel zu auffällig wäre.

Der Blick selbst hat etwas Wildes, ist ungezügelt, muß also gezähmt werden, zumindest in den Augen der Anderen, die sich bedrängt fühlen. Die gerichteten Augen fixieren von sich aus, was vor ihnen steht, also muß der schweifende Blick beherrscht werden. Es gilt so zu tun, als würde man ohne jedes Interesse in einer solchen Situation einfach wegschauen. Der Blick wird daher dressiert, gerichtet, gelenkt und vor allem entschärft. — Wir können schließlich nicht

Anverwandlungen

nur andere zum Objekt unserer Interessen machen, wir können wiederum von anderen beobachtet werden, wie wir das tun.

Andere können sich in unsere Blickachse einfühlen und können fast schon mit unseren Augen sehen, was uns selbst alsbald peinlich werden könnte, weil wir vielleicht gar nicht preisgeben möchten, was wir uns nur zu gern anschauen, allerdings ohne dabei beobachtet zu werden. — Der freie Blick wird daher sehr oft mit Schamgefühlen, Peinlichkeiten und Tabus in die Fesseln einer Selbstbeherrschung gezwungen, die das Leben in urbanen Räumen überhaupt erst möglich macht.

Also wird Distanz gewahrt. Wir schauen anderen nicht direkt in die Augen, sprechen niemanden einfach so an und wir leben betont aneinander vorbei. Es soll nicht gesehen werden, worauf wir unser Augenmerk legen, die Kommentare eifersüchtelnder Partner sind typisch dafür, daß wir beobachten können, was andere sehen, worauf sie achten, was ihnen infolgedessen interessant, was ihnen vielleicht sogar sehr interessant vorkommt. Also lernen wir von früh auf, unseren Blick auszurichten. Daher werden nicht selten die Augen einfach niedergeschlagen oder es wird ganz bewußt weggeschaut, um dann vielleicht wieder ganz verstohlen erneut hinzuschauen.

In einem Anstandsbuch aus dem Jahre 1900, verfaßt von J. V. Samsreither, Tanz- und Etikettenlehrer aus Altona, findet sich eine Passage über die Kultivierung des Blicks. Unter den Lemmata *Antlitz*, *Auge* und *Blick* wird in lehrerhaftem Ton das angemessene Benehmen und der Ausdruck folgendermaßen charakterisiert:

Kein Teil des menschlichen Körpers ist so mannigfaltiger Bewegungen und Modifikationen fähig als das Gesicht wegen der vielen Muskeln, die sich in demselben befinden. Bei allen Erregungen der Seele als Freude, Entzücken, Verwunderung, Staunen, Schmerz, Traurigkeit, Mitleid, Schreck, Zorn, Neid, Wut, Verzweiflung etc., ziehen sich die Muskeln, die unter der Gesichtshaut liegen, zusammen oder dehnen sich aus nach der Art der Einwirkung der Nerven. Die Bewegungen der Muskeln bilden Falten oder Züge in der Gesichtshaut, die, je öfter sie wiederkehren, immer sichtbarer und endlich dauernde werden. Wir sollen deshalb möglichst die Erregungen unserer Seele, die unserm Gesichte abstoßende Züge einprägen würden, vermeiden und so viel wie möglich uns bemühen, heiter zu sein. Besonders im gesellschaftlichen Leben ist dies notwendig. Da ist es sogar unsere Pflicht, den verbitterten Gesichtsausdruck, der aus dem au-

Anverwandlungen

*genblicklichen Zustand unserer Seele entspringt, zu verbannen und freundlich zu erscheinen, damit wir nicht anderen Mitgliedern der Gesellschaft die Freude verderben.*¹

Die Augen sprechen, sie haben ihren eigenen Ausdruck und man kann in ihnen lesen. Daher müssen sie in dem, was man durchblicken läßt, erst kultiviert und kontrolliert werden. Niemand läßt sich gern in die Karten schauen, niemand möchte gern sein wie ein offenes Buch, aber der Blick verrät eigentlich alles und im Gesicht zeigen sich mit der Zeit die Spuren, so daß ALBERT CAMUS konstatiert:

*Von einem bestimmten Alter an ist jeder Mensch für sein Gesicht verantwortlich.*²

Gerade mit den Augen läßt sich vieles sagen. Ganz abgesehen von den Tränen als ultimatives Signal, daß die Selbstbeherrschung nunmehr dem Körper überlassen worden ist, wird gerade mit den Augen manches zu verstehen gegeben, ohne viel Worte machen zu müssen. Augenzwinkern ist nur eine von vielen Möglichkeiten, manche Geste zu betonen, zu variieren oder auch zu ironisieren.

Die Augen sind das Fenster zur *Seele*, so heißt es. Und dabei läßt die Metapher vom *Fenster* sehr genau durchblicken, daß zwischen *Außenwelt* und *Innenwelt* zu unterschieden ist. So wird dann der Blick zum Spiegel unserer selbst und es entsteht die Not, sich mit dem eigenen Blick sehen lassen zu können. — Dasselbe ließe sich auch konstatieren im Hinblick auf wissenschaftliche Modellvorstellungen, denn auch diese richten den Blick aus und fixieren ihn, so daß kaum mehr Hinsichten aufkommen können, die außerhalb des Blickfeldes liegen.

In dem bereits zitierten Benimmbuch folgt auf das Lemma *Antlitz* zunächst das vom *Auge* und dann das vom *Blick*. Dabei fällt auf, wie sehr wir unsere Sichtweisen von naturwissenschaftlichen Modellvorstellungen prägen lassen, die

¹J. V. Samsreither und Sohn: Der Wohlanstand. Ein Lehrbuch für das richtige Benehmen in den verschiedenen Lebenslagen, für Anstand, Höflichkeit, Artigkeit, über Menschenkenntnis, Erziehung usw., sowie für die Theorie und Praxis des Tanzes; Altona 1900. S. 209f.

²Albert Camus: Der Fall. Deutsch von Guido G. Meister. Frankfurt am Main 1965. S. 55.

Anverwandlungen

voreingenommen machen. Und so erscheinen dann die in einem ganz anderen Kontext vorgetragenen Aussagen über den *Blick* vor dem Hintergrund medizinisch-physiologischer Weltbilder längst obsolet. Aber bei näherem Hinsehen wird deutlich, daß die Aspekte, um die es in diesem Benimmbuch geht, gar nicht davon berührt werden können. — Ganz im Gegenteil, die naturwissenschaftlichen Modelle vom *Sehen* sind nur in der Physiologie relevant.

Die einschlägigen Modellvorstellungen sind gar nicht zuständig für das, was uns hier interessiert. Neben der körperlichen Ebene läßt sich das *Sehen* und der *Blick* auch *sozial*, *psychologisch*, *seelisch* oder *geistig* ausdeuten. Ein einziges, noch dazu lediglich physiologisch versiertes Modell ist jedoch nicht in der Lage, alle anderen Aspekte auch vor Augen zu führen. Das *eine* Modell ist eben mitnichten auch für die anderen Aspekte zuständig.

Da mag es dann zwar ungewohnt erscheinen, wenn dem *Blick* urplötzlich wieder jene ›Energie‹ zugestanden wird, die ihm lange Zeit nachgesagt wurde, — bis hin zum ominösen ›bösen Blick‹. Aber damit sind eben jene anderen Ebenen angesprochen, um die es uns auch gehen sollte, wenn wir mehr wissen und verstehen wollen, als uns naturwissenschaftliche Modelle je verständlich machen können. — Dementsprechend kommen dann auch jene Phänomene zur Sprache, die gleichwohl von sehr großer Bedeutung sind:

Das Auge. Das Auge ist das Organ des Gesichtssinnes, eine lebendige camera obscura für die Menschenseele. In den Augen liegt unstreitig der stärkste Ausdruck. Man hat sie auch als Fenster angesehen, durch welche man gleichsam in das Innerste der Seele schauen kann. Und in der Tat, wie sprechend und beredt ist nicht das Auge des Menschen!

Durch das Auge wirft die arme gefangene Seele wie aus ihrem Kerker einen Blick auf die Welt und empfängt auch durch dieses Fenster Kunde von den Vorgängen der Außenwelt. Die Augen sind auch zweier Schießscharten in einer Festung vergleichbar. Aus ihnen werden die Geschosse, Blicke genannt, in das Herz des Menschen gesendet.¹

¹J. V. Samsreither und Sohn: Der Wohlanstand. A. a. O. S. 210f.

Der offene Blick und das Spiel mit der Diskretion

Das Spiel der *Blicke* ist verwirrend, es ist ganz entscheidend, sie lesen zu können. Immerhin sind es vorsprachliche Arrangements, insofern dürfte das Spektrum dessen, das da mitgeteilt werden kann, weit größer sein als das, was sich mit Worten zum Ausdruck bringen läßt. Einerseits unterstützen sich Gestik und Mimik wechselseitig, andererseits ist im Vorfeld der Begegnungen alles möglich. Blicke sind voller Ernst, selbst wenn dabei ironisch geblinzelt wird. Manchmal ist die Begegnung von Blicken eher wie ein Duell unter Fremden, Freunden oder auch Feinden. — In der Tat können Blicke tödlich sein, etwa wenn sie verboten sind und doch getan werden. Wenn Einblicke nicht gewährt werden sollen, aber doch gegeben worden sind.

Nicht von ungefähr ist die Metapher vom Blick äußerst brisant, etwa wenn es gilt, *Licht ins Dunkle zu bringen*, um *dahinter zu kommen*. — Die Dinge, die Verhältnisse, sich selbst und andere Menschen so zu sehen, wie es üblich und vielleicht sogar geboten ist, muß nicht dem entsprechen, wie sich etwas *zeigt*. Anschauungsweise sind eine Frage der Kultur. Die Bändigung der Blicke ist daher von so großer Bedeutung. Immerhin geht es um die Kontrolle des Auftritts, des eigenen Ausdrucks und der eigenen Wirkung in der Begegnung mit anderen, aber auch in der Begegnung mit sich selbst.

Da nun jeder Blick immer auch etwas Willkürliches hat, da sich urplötzlich überraschende Perspektiven auftun können, ist die Erziehung des Blicks oft nicht sehr nachhaltig. Die eigene Anschauung, der eigene Blick kann dem widersprechen, was soeben getan oder gesagt worden ist. Er kann in Widerspruch treten zu dem, was gelten soll. Wir haben unsere Seh- und auch Denkgewohnheiten, Konventionen, Moralitäten und vor allem die herrschende Meinung als Voreingenommenheit.

Gerade durch den Blick lassen sich Differenzen als Unstimmigkeiten ganz bewußt in Szene setzen. Wenn Mimik und Gestik, Sprache und Ausdruck, Wort und Tonfall oder auch Körperhaltung und Aussage nicht miteinander im Einklang stehen, dann können solche Widersprüche auch ganz bewußt in Szene gesetzt worden sein. Differenzen können zum Zeichen werden, um einen subtilen, alternativen, vielleicht auch subversiven Hintersinn zum Ausdruck zu bringen, etwa wenn ein guter Schauspieler einen schlechten Schauspieler spielt.

Anverwandlungen

Die *Ironie* spielt mit gebrochenen Gesten, sie will sich als solche zwar zu erkennen geben, um verstanden zu werden, aber nicht um jeden Preis. Daher sind *Ironiesignale* in der Regel weit subtiler als einfaches Augenzwinkern. Es gilt, wie eine Sphinx denen Rätsel aufzugeben, die dazu gehören wollen, zum erlauchten Kreis derer, die in der Regel eher subversive Auffassungen vertreten. — Das Feld der bewußt inszenierten Widersprüche zwischen *Körper und Geist* bietet daher so viele Möglichkeiten, Differenzen durch Dissonanzen zum Ausdruck zu bringen, weil eben manches ganz bewußt offen gehalten werden soll. Es gilt, auf der Ebene der Anspielung eine Ebene der Metakommunikation zu eröffnen, die exklusiv nur für jene bestimmt ist, die dazu gehören sollen.

So kann eine bemüht wirkende Geste durch leichte Übertreibung, ganz bewußt wieder konterkariert und damit relativiert werden. Das könnte wiederum einem Beobachter nicht verborgen geblieben sein, denn die Botschaft kippt dadurch ins Gegenteil und es entsteht der Verdacht, alles könnte ganz anders gemeint sein als das, wonach es aussieht. Ein wenig Dissonanz im Subtext genügt nicht selten bereits, um anzudeuten, daß etwas nicht wirklich ernst, jedenfalls nicht *so*, sondern eben anders gemeint sein könnte. Vielleicht wird sogar ›mit den Augen gerollt‹, um offensichtlich einen Protest zu signalisieren, der eben doch nur stumm und nur hintergründig bleibt. — So machen die Augen den Anfang bei einer jeden Begegnung und sie lassen auch durchblicken, wann eine Beziehung, ein Verhältnis oder eine Liebschaft urplötzlich wieder zu Ende geht.

Der Blick ist ein Medium höherer Ordnung, weil er selbst wiederum zum Ausdruck eines Ausdrucks herangezogen werden kann, der schwer zu verbalisieren ist. Wenn man einander offen und unvoreingenommen begegnen möchte, dann spielt der Wechsel der Blicke ganz offenbar eine höchst entscheidende Rolle. — Noch bevor es eigentlich zu einer Begegnung kommt, noch bevor Worte gefunden werden, wird im Blick bereits vieles vorweggenommen. Der Blick kann selbst bereits bezeugen, wozu Worte vielleicht nicht einmal herangezogen werden, weil sie nicht weit genug, nicht offen, viel zu dezidiert und vor allem nicht *diskret* genug sind. Daher fällt es oftmals so sehr schwer, gerade wenn es darauf ankommt, überhaupt noch Worte zu finden, denen wir das, was zu sagen sein würde, anvertrauen könnten.

Ist nicht das stumme Wort, welches das Auge spricht, die beredteste Sprache, sagt nicht ein einziger Blick oft mehr, als tausend Worte

Anverwandlungen

*auszudrücken vermögen? Sagt uns nicht oft ein Zug im Gesichte unseres Mitmenschen, welche Vergangenheit er erlebt; läßt uns nicht das nur flüchtige Lächeln, das seinen Mund umspielt, auf einen seinerseits gewonnenen Eindruck, oder läßt uns nicht eine einfache Bewegung seiner Hand auf irgend eine seiner Absichten schließen?*¹

Neben der *Empathie* als Mitempfindungsvermögen, bietet sich der vielsagende Blick förmlich an, um etwas zu verstehen zu geben. Wer keine Worte machen will oder kann, wird sich nicht selten noch immer vielsagender Blicke bedienen, denen manches anzusehen ist, das vielleicht *so* gar nicht ›gesagt‹ werden könnte. — Nicht von ungefähr ist *Sympathie* immer auch rätselhaft. Begegnungen können auch ohne viele Worte sehr intensiv sein. Irgendeine Faszination geht vom anderen aus, etwas, das durchaus wechselseitig sein kann.

Mit den Augen spielen wir im Vorfeld einer Begegnung darauf an, auf welcher Ebene wir gemeinsam agieren würden, wenn denn dann das Gegenüber von denselben Ambitionen ausgeht oder sich auf ein Spiel mit denselben Ambitionen einlassen möchte. Daher läßt sich auch zuordnen, auf welcher Ebene eine Begegnung ganz besonders intensiv ist, auf der Ebene des *Körpers*, der *Psyche*, der *Seele* oder auch auf der Ebene des *Geistes*.

Das ist die Magie der Blicke, sie können nonverbal die Ebene der Begegnung zum Ausdruck bringen, noch ehe es zu einer Begegnung kommt. Alles ist noch offen, sogar noch die Frage, ob es überhaupt zu einem Wortwechsel kommt und selbst dann darf vieles gar nicht explizit gesagt werden, zum einen, weil wir uns nie wirklich sicher sind, zum anderen, weil dann das Spiel kein Spiel mehr sein würde. — Wenn und wo höchst intensive Blicke ausgetauscht werden, dort bewegt man sich im Vorfeld eine Begegnung, in der noch alles offen ist.

Es hat etwas Bedeutungsvolles, sich im Vorfeld einer Begegnung auf den *Blick als Medium* zu verlegen. *Empathie* steht im Hintergrund bei allen derartigen Begegnungen, in denen intensive Blicke ausgetauscht werden, die von großer Bedeutung sein könnten. In solchen Situationen verlegen wir uns auf das *Orakel der Blicke* und bleiben bewußt nonverbal, um zu sehen, was dann passiert oder auch nicht passiert.

Ein *Blick* kann wirklich vieles bedeuten, vielleicht sogar alles, weil er als Medium mit allen erdenklichen Botschaften betraut werden kann. Wohl daher

¹J. V. Samsreither und Sohn: Der Wohlanstand. A. a. O. S. 2.

Anverwandlungen

ist immer wieder von der *Magie der Blicke* gesprochen worden, von einem phänomenalen Verstehen, daß einfach da ist, für das niemand wirklich etwas tun müßte, eben ganz anders als beim *Reden*. Und doch findet auch hier, im Vorfeld der Begegnungen bereits so etwas wie eine Selektion statt, schließlich ist es bereits bedeutungsvoll, wenn ein Blick auch nur erwidert wird. — Aber gerade die Erwidern eines Blicks muß nicht wohlgefällig motiviert sein. Es ist auch möglich, daß ein anzüglicher, vielleicht ›unverschämter‹ Blick erwidert wird durch einen erbosten Gegenblick, der bereits das Ansinnen selbst zum Frevel erklärt.

Blicke sind vielsagend und vieldeutig, das macht sie als Metaebene der Begegnung so interessant. Es wird eine Interaktion eröffnet, bei der anfangs sogar damit gespielt wird, ob es überhaupt zu einer Interaktion kommt. Ganz offenbar geht es darum, sich auf der Ebene der Sensitivitäten näher zu kommen, sich kennenzulernen eben nicht nur auf der Ebene des *Körpers*, sondern auf allen anderen Ebenen auch, auf der der *Psyche*, der *Seele* und des *Geistes*. — Alles Erdenkliche läßt sich schließlich in einen vielsagenden Blick hineinlegen und auch wieder herauslesen. Solche Einmütigkeit ist selten, und doch kann es sein, daß sich zwei Menschen von Anfang an so sehr verstehen, daß sie glauben, einander alles von den Augen ablesen zu können.

So wird der Ausdruck der Augen zu einem alles übersteigenden Medium einer *Verständigung über die Verständigung* selbst. Es geht schließlich in der Tat um das *Verstehen des Verstehens*, daher sind dann die Augen in ihrem Ausdruck auch so beredt. — Die Sprache der Augen ist alles übergreifend, sie können entwaffnen, aufgeschlagen, geschlossen oder auch nieder geschlagen werden. Jede menschliche Beziehung beginnt mit einer umfassenden Offenheit auf allen Ebenen und das Einvernehmen in Gestik, Mimik und im Blick schafft eine Sicherheit, die erforderlich ist, sich tatsächlich verstehen und aufeinander einlassen zu können.

Zwei Blicke können sich kreuzen und im Moment ohne Worte bereits verbindungsstiftend sein. Das aber kann wiederum von anderen beobachtet werden als etwas, das vielleicht ganz bewußt verheimlicht werden soll. Die Diplomatie der Blicke ist von brisanter politischer Natur, weil wir Beziehungen eröffnen, vertiefen oder auch wieder aufgeben können auf einer Ebene, die selten so wirklich zur Sprache gebracht wird.

Anverwandlungen

Das Spiel mit der *Diskretion* kann selbst wieder den Reiz einer Intimität mit sich bringen, wenn man womöglich noch kein einziges Worte miteinander gesprochen hat, aber im wahrsten Sinne des Wortes bereits miteinander in Verbindung zu sein scheint. — *Empathie* und Augenspiel sind von derart großer Bedeutung in der Begegnung, weil alles offen ist, sogar die Ebene der Verständigung selbst. Das macht das Spiel mit dem Hintersinn, mit Mehrdeutigkeiten und Andeutungen so spannend, solange beide Seiten nicht abgeneigt sind, sich auf solche Spiele einzulassen.

Aus diesen Gründen wird es dann auch als skandalös empfunden, wenn der Blick und der Ausdruck der Augen nicht wirklich offen an der Person des Gegenübers auf allen Ebenen interessiert ist. Es könnte sein, daß lediglich bestimmte Interessen vorherrschen daß nur eine bestimmte Ebene angestrebt wird, vielleicht ein Verhältnis, das nur körperlich, nur psychisch, nur seelisch oder nur geistig sein würde. Interessanterweise streben wir eigentlich ein tiefes Verstehen auf allen Ebenen an. Und solche Konstellationen führen dann oft zum Vorwurf, das Interesse am Anderen sei nicht umfassend, sondern einseitig. — Das macht dagegen gerade den erotischen Blick so vielsagend, weil er mit der Offenheit spielt. Es ist dann allerdings entscheidend, wie offen die Offenheit, wie spielerisch das Spiel, wie persönlich der Ausdruck im Blick tatsächlich ist.

Der *offene Blick* entspricht allerdings nur einem Ideal, denn sich auf allen Ebenen verständigen zu wollen und es auch zu können, das wäre und ist eine hohe Kunst, an der vielen gar nicht so sehr gelegen ist. Das Interesse richtet sich nicht selten auf Mustergültigkeiten. Begehrt wird, was auch andere begehren ohne sich selbst allzu tief Gedanken darüber zu machen, wie es denn tatsächlich um das eigene Begehren steht. — Und so zielt dann eine ganz bestimmte Klasse beehrlicher Blicke auf das Materielle, auf den Körper, vielleicht auch noch auf Erotik, tatsächlich aber steht vielleicht nur die *Lust auf Konsum* im Vordergrund.

Der Andere ist womöglich gar nicht gemeint, wird als Mensch vielleicht gar nicht gesehen, sondern eben nur als Objekt irgendeiner Begierde, die nicht einmal die eigene sein muß. Immerzu fragen wir uns daher, ob wir wirklich gemeint, verstanden und auch gewollt sein können, nicht nur als *Körper*, sondern auch als *Psyche*, *Seele* und *Geist*. Ganz offenbar kommt die eigene Ganzheitlichkeit erst durch alle diese Ebenen zusammen.

Wo dieser Verdacht aufkommt, nur ein bestimmter Teil könne überhaupt zur Geltung, zur Anerkennung und zur Wertschätzung kommen, dort macht der Gegenblick das vormalige Subjekt dann selbst wieder zu einem Objekt. In diesem Moment kehrt sich das Verhältnis um, der Blickende ist selbst erblickt, vielleicht sogar ›durchschaut‹, jedenfalls fühlt es sich mitunter so an.

Sehen kann in der Tat wiederum gesehen werden, ein Blick kann erblickt werden, ein erblickter Voyeur wird dann selbst wieder zum Objekt eines Blicks und ist somit er-
tappt worden. — *Jean Paul*

Sartre zufolge gibt es aus diesem Spiel kein Entrinnen:

*Im Blick des Anderen erfahre ich den Anderen als Freiheit, die mich zum Objekt macht.*¹

Diana und der indiskrete Blick

Wenn der ambitionierte Jäger AKTAION angeblich rein zufällig auf die Jagdgöttin DIANA trifft, wenn er sie noch dazu völlig nackt beim Bade mit den Nymphen überrascht und genügend Zeit findet, sich ihrer Blöße, ihrer Wehrlosigkeit, ihrer jungfrauenhaften Beschämung auch noch zu erfreuen, dann ist es fast im selben Moment auch schon um ihn geschehen. Alles vollzieht sich im Wechsel der Blicke: Der menschliche Jäger mag entzückt sein von der Anmut der Schönen, diese dagegen ist außer sich vor Zorn.

¹Ebd. S. 457.



Abb. 8: *Tizian: Diana und Aktaion. National Gallery of Scotland, Edinburgh.* — Quelle: *Public Domain via [Wikimedia Commons](#).*

Anverwandlungen

TIZIAN sah sich ganz offenbar gezwungen, auch noch ein rotes Tuch wie einen blickdichten Vorhang mitten durch die Szenerie im Wald an der Badestelle zu montieren, so daß AKTAION dieses Tuch tatsächlich anheben muß, um die Privatheit der Szene wie ein Störenfried zu betreten. Man sieht es dem Blick der Göttin dann auch förmlich an, wie erbost sie den Blick des Voyeurs mit einem vernichtenden Gegenblick erwidert. — Worte werden nicht gewechselt, eine Korrespondenz findet nicht statt. AKTAION kann der Göttin nicht auf Augenhöhe begegnen, ungleicher könnte eine Begegnung kaum sein.

Die Biographie der Götter, also ihre *Theographie* ist oft hilfreich, um herauszubringen, was sich hinter der Allegorie eines Gottes oder einer Göttin verbirgt. Alle diese Figuren sind unsere Projektionen, daher ist es interessant, dem nachzugehen, was denn da projiziert und idealisiert worden ist. Dementsprechend darf stets mit höchst interessanten Korrespondenzen zwischen der Menschenwelt und dem Götterhimmel gerechnet werden. Immerhin geht es um fundamentale Erfahrungen und Selbsterfahrungen, die mithilfe von Götterfiguren in Szene gesetzt werden: So steht die griechische ARTEMIS und die mehr oder minder identische römische *Diana* für einen ganz bestimmten Kontext, der tief in die Vergangenheit der Menschengeschichte zurückreicht.

DIANA ist auf den Bildern beim Bade unter den vielen nackten Nymphen sicher an ihrem Diadem zu erkennen, das eine Mondsichel trägt, ein wahrhaft uraltes Symbol. Damit läßt sie sich einer sehr viel älteren Epoche der Menschheitsgeschichte zuordnen, was allerdings kaum verwunderlich ist. Als *Jagdgöttin* steht sie allegorisch für genau jene Lebensweise ein, wie sie zuvor in der gesamten Geschichte der Menschheit vorherrschend war. Erst vor etwa 45.000 Jahren kamen die ersten *Hirtennomaden* auf und erst seit rund 12.000 Jahren kam es zum *Prozeß der Zivilisation*. — Wenn daher die DIANA auftritt, so verkörpert sie einen ganz bestimmten Aspekt in der Subsistenzweise von Sammlern und Jägern, das Jagen der Männer und das Sammeln den Frauen.

Die Göttin steht für diesen eigentümlichen Flow, für die intensive Erfahrung von Einsamkeit in den endlosen Wäldern, Wiesen und Feldern, auf der Jagd aber auch beim Sammeln. Sie ist die Göttin des ›Draußen‹ und bewahrte insbesondere die Frauen vor den Gefahren, die damit einhergehen, sich weit weg zu wagen von allem, was noch in der Nähe der Gemeinschaft liegt. Da sind nicht nur natürliche Gefahren, sondern auch die, eventuell anderen Jägern zu

Anverwandlungen

begegnen, die vielleicht auf Frauenraub aus sind. Darüberhinaus ist es immer auch eine Herausforderung, sich tief in die Wildnis vorzuwagen, weil man sich zugleich auch auf das eigene Innere einläßt. Nicht von ungefähr ist in der Weltanschauung der Wildbeuter alles beseelt, voller Geister und Dämonen.

DIANA ist eine Schutzgöttin, die denen ganze besonderen Beistand gewährt, die sich sehr weit in die *Wildnis* vorwagen. Denn sie demonstriert das unermüdliche Jagen und sie bewahrt ihre Identität, so daß sich die, die sich auf die Einsamkeit in den Wäldern und auf alle erdenklichen Erfahrungen und Gefahren einließen, sich geborgen fühlen konnten.

Die Göttin lebt vor, was es bedeutet, auf Jagd oder zum Sammeln in die Wälder zu gehen, weitab vom Lager, vielleicht in kleinen Gruppen, auf jeden Fall aber auf sich allein gestellt und nicht sonderlich wehrhaft. — Erstaunlicherweise wird die göttliche Allegorie für das Jagen und Sammeln ausgerechnet von einer jungfräulichen Göttin verkörpert. Das muß zu denken geben, denn gerade vom *Jagen* würde man doch annehmen wollen, da es doch eine eminent ›männliche‹ Tätigkeit ist, daß infolgedessen auch ein männlicher Gott dafür eintreten müßte.

Allerdings hat es mit den Umständen beim Jagen und Sammeln eine ganz eigene Bewandnis. Nicht selten herrscht Enthaltbarkeit im Lager, während die Jäger weitab auf Beutefang sind. Und nicht anders ergeht es den



Abb. 9: Jules-Joseph Lefebvre: Diana.
— Quelle: Public Domain via
[Wikimedia Commons](#).

Anverwandlungen

Sammlerinnen, wenn sie in kleinen Gruppen unterwegs sind, ständig verfolgt von Gefühlen wie Angst, Bedrohung und Horror. — Sich überhaupt auf solche Wagnisse einzulassen, dafür steht diese Göttin, denn sie demonstriert, wie es gemacht wird.

Die Aufmerksamkeit dürfte nicht selten hoch angespannt gewesen sein, etwa anhand von Geräuschen die Nähe von Raubtieren frühzeitig zu bemerken. Aber nicht nur äußerliche, sondern auch psychische Gefahren sind in solchen Situationen zu bewältigen, die sehr viel Disziplin, Selbsterfahrung und Wagemut erfordern. — Vor allem für die Frauen dürfte noch entscheidender gewesen sein, daß sie ernsthaft befürchten mußten, weitab vom Lager eventuell von fremden Jägern aufgespürt, geraubt und entführt zu werden.

So ergibt sich dann der Charakter dieser Göttin. Sie muß so sein wie sie ist, ständig auf der Jagd, auf gutem Fuße mit allen Naturgeistern wie den Nymphen, aber völlig bei sich und nicht im mindesten an Liebesabenteuern oder gar Sex interessiert. — Dagegen gilt DIANA rein äußerlich als äußerst attraktive, jugendliche, ungemein umtriebige aber auch absolut unnahbare Göttin.

Alle wissen, daß sie sich für Männer wirklich nicht interessiert. Aber immer wieder gibt es alle erdenklichen Nachstellungen, denen sie sich systematisch und stets erfolgreich entzieht, nicht selten unter Einsatz von Mitteln, die der eigenen Weiblichkeit eine Tarnung verpassen, die augenscheinlich ist. Sie nimmt auch schon einmal die Gestalt eines Hirschs an, um Nachstellungen zu entgehen, so daß sich ihre Verfolger gegenseitig erschießen. Ihre Selbsttarnung geht so weit, daß sie ihren weiblichen Reize vollkommen negiert:

Als ihr Alpheus einst zu Leibe gieng, so beschmierete sie sich mit den übrigen Nymphen das Gesicht dergestalt mit Koth, daß er sie unter dem Haufen nicht kennen konnte.¹

Die Götter im Olymp seufzen nicht selten, wenn sie sie überhaupt zu Gesicht bekommen, weil sie unentwegt in den Wäldern umherstreift, während sie sich stattdessen lieber wünschen würden, daß sie doch nicht immerzu jagen möge, sondern sich den ›schöneren Dingen‹ des Lebens endlich auch einmal mehr

¹Benjamin Hederich: Gründliches mythologisches Lexicon. Leipzig 1770 [Nachdruck Darmstadt 1996]. S. 909.

Anverwandlungen

widmen sollte. — DIANA steht in krassem Widerspruch zur Zivilisation, sie ist nicht von ungefähr andauernd in der Gesellschaft von NYMPHEN. Dem PAN müßte sie eigentlich sehr zugetan sein, aber der GOTT der Wildnis ist sterblich, weil er im Zuge der *Zivilisation* seine Macht verliert, seit es auf diesem Globus gar keine Wildnis mehr gibt.

Die Götter eines *Pantheon* sind nicht rein zufällig so wie sie sind. Es gilt zu verkörpern, was wesentlich ist. Hier geht es um den Umgang, um die Einstimmung auf die Tätigkeiten des Sammels und Jagens, um Angstabwehr und vielleicht auch um einen Einblick in das Verhältnis zur Sexualität unter vorzivilisatorischen Umständen. Der *Frauenraub* war obligat und es dürfte wieder und wieder vorgekommen sein, daß Mädchen und Frauen in den Wald zogen und nie wieder zurückkamen. — Solche Szenarien lassen sich inzwischen belegen, weil sich anhand von radioaktiven Isotopen rekonstruieren läßt, nicht nur wo ein Individuum aufgewachsen ist, sondern auch, welche Wanderbewegungen im Leben absolviert worden sind.

Dieser Hintergrund liefert also durchaus nachvollziehbare Gründe, um zu verstehen, warum DIANA so ›schüchtern‹ erscheint, warum sie auf ihre Unabhängigkeit bedacht ist. Lieber verlost sie sich mit neunjährigen Nymphen, allerdings unschuldig wie diese und gewiß nicht so, wie PAN, HERMES oder auch ZEUS gerade diese Begegnungen genießen. Es geht hoch her, wenn diese Götter sich mit den Nymphen vergnügen, in Orgien der puren Lust, endlos, rasend und radikal bis zur völligen Erschöpfung.

Da ist der reine, ungezügelter Trieb, wie ihn der Hirtengott PAN noch immer verkörpert. Nicht von ungefähr erscheint der ihm überaus ähnliche, gleichwohl aber kultiviertere DIONYSOS wie eine Wiedergeburt des PAN. Und so zeigt sich dann, was *Zivilisation* für die *Natur* und für die ehemalige Wildnis eigentlich bedeutet, es ist aus mit der *Wildheit*, die freie Natur endet ultimativ mit dem Tod des großen PAN. — Aber er wird eben wiedergeboren, als DIONYSOS, als Vorläufer und Blaupause des Christengottes und im Mittelalter erscheint er dann in Gestalt seines Widersachers, als TEUFEL. Und DIANA wird identifiziert mit den Hexen, vor denen das Mittelalter panische Angst hatte.

Womöglich verhält es sich mit dem *Blick* bei den sogenannten Naturvölkern ganz anders, als wir es uns gemeinhin vorstellen. Es dürfte alles sehr viel weniger spektakulär sein, denn die Orgien der Götter im Land der Nymphen, sind nur

Anverwandlungen

die Ausgeburten einer Phantasie, wie sie erst mit den Städten aufkommt. Und die antiken Götter sind Städter, also kommen sie nur zu gern auf eine urtümliche Wildheit zurück, die sie dann als solche kultivieren.

Sehr viel unspektakulärer könnte daher das Sexualleben unter den sogenannten Naturvölkern sein, sehr viel entspannter aber auch sehr viel weniger angestrengt, weil das ganze Leistungsdenken erst mit der Zivilisation in die Welt, in die Köpfe und in die Herzen gelangt. — Der *Blick* selbst dürfte daher unter anderen Umständen noch sehr viel mehr Restriktionen unterliegen, denn wenn mit *Hexerei*, *Magie* und *Zauberkünsten* gerechnet wird, dann müssen dementsprechend auch die Quellen solcher Umtriebe sorgsam bedacht, behandelt und beruhigt werden.

Und selbstverständlich hat der *Blick* in den *Kulturen* der sogenannten Naturvölker noch etwas Magisches, daher spielen Tabus als Verschleierungen eine so große Rolle. Sie sollen dem Blick, dem Blicken und dem Erblicktwerden die Unmittelbarkeit nehmen. Genau das wird hier aber durchbrochen, von einem Abkömmling aus der Zivilisation. — Der voyeuristische Blick des AKTAION, der die Jagdgöttin stalkt, um sich dann auch noch an der Verletzung ihrer Schamgrenzen zu weiden, ist von dieser Natur, es ist die typische Doppelmoral eines nicht initiierten Abkömmlings einer Zivilisation, die unter Freiheit genau das versteht, was Freisein eben keineswegs ausmacht.

Er tut es gar nicht aus Liebe, er weiß nicht einmal, was das eigentlich ist. Er stellt ihr nach, weil er als Mann glaubt, ihr so begegnen zu dürfen, weil er es kann. Die Göttin der Jagd soll ihm zur Trophäe werden, kaum verwunderlich daher das Schicksal, das ihn ereilt, selbst zur Beute der eigenen Hunde werden zu müssen. — Es versteht sich, daß DIANA sich mehr als nur inkommodiert vorkommt, wenn sie von ihrem angeblichen Verehrer, der in Wahrheit nur ein Voyeur aus der Zivilisation ist, heimlich verfolgt, beobachtet, gestellt und gleichsam ›vorgeführt‹ wird.

Er kann sie nicht einmal verführen wollen, weil er wissen muß, daß sie seinen Avancen nie und nimmer nachkommen wird. Er kann sie nur demütigen wollen, er kann sie nur für einen einzigen Augenblick ›besitzen‹, der allerdings sehr schnell wieder vergeht. — Wenn, dann müßte er sie schon mit seinem Blick überwältigen aber genau das Gegenteil geschieht: Ihr Blick wird ihn überwältigen. Nicht sie wird es sein, die sich ihm anverwandelt, die sich vielleicht sehnlichst an seinen

Anverwandlungen

starken Schultern wäht. Er wird ihr seine Referenzen erweisen, indem er sich ihr anverwandelt, um selbst zur Beute zu werden.

Im HEDERICH, dem Vademekum der Mythologie, das über Epochen hinweg von Dichtern und Denkern zu Rate gezogen wird, finden sich dann auch drastische Worte für diese gar nicht so unschuldige Begegnung eines Stalkers mit der zunächst ahnungslosen Göttin. — AKTAION habe sie gar nicht rein zufällig beim Bade überrascht, wird im HEDERICH konstatiert, vielmehr habe er ihr heimlich nachgestellt:

So belauschte er sie insgeheim, und weidete seine geilen Augen an ihrer Schönheit, wozu er, nach einigen, auf einen Baum zu steigen pfliegte, (Barthius ad Stat. Theb. lib. III. v. 202.) nach andern aber seinen besondern erhabenen Stein ausgesuchet hatte. Ja, er soll endlich in seiner Ausschweifung so weit gegangen seyn, daß er ihr gar Gewalt anzuthun sich unterstanden. (Hygin. Fab. 180). Hingegen entschuldigen ihn andere, und wollen, er sey nur von ungefähr darzu gekommen, als Diana sich gebadet. (Callim. Hymn. in Pall. v. 113. & quos adh. l. præterea allegat Spanbemijs, p. 617). Sie geben daher bemeldeten Stein bloß für einen Ort an, worauf er nach seiner Ermüdung zu ruhen gewohnt gewesen. (Pausan. Boeot. c. 2). Dem sey aber, wie ihm wolle, so wurde doch Diana darüber so erbittert, daß sie ihn mit dem Wasser, worinnen sie sich badete, besprengete, und damit aus einem Menschen in einen Hirsch verwandelte. Er suchte, sich nach Hause zu begeben, wurde aber von seinen eigenen Hunden, welche Diana rasend gemacht hatte, auf dem Berge Cythäron ergriffen, und, weil sie ihn für einen wahren Hirsch ansahen, endlich zerrissen und gefressen, ungeachtet er bey seiner Verwandlung seinen Verstand behalten, und sich auf alle Art los zu wirken trachtete. (Ovid. l. c). Indessen suchten ihn solche seine Hunde hernach doch überall; und als sie ihn nirgends fanden, kamen sie endlich ganz betrübt zu dem Chiron in seine Höhle, der sie auch nicht eher zufriedien stellen konnte, als bis er ihnen Actäons Bildniß vorstellte.¹

Es ist die Frage, wieviel *Empathie*, wieviel *Verehrung* und *Liebe* tatsächlich hinter einem Blick liegt. Dabei wäre die vielberufene *Ganzheitlichkeit* von ganz

¹Benjamin Hederich: Gründliches mythologisches Lexicon. Leipzig 1770 [Nachdruck Darmstadt 1996]. S. 54f.

Anverwandlungen

eminenter Bedeutung. — Wo alles nur auf den *Körper*, vielleicht mit Mühe noch auf die *Psyche*, aber gar nicht mehr auf *Seele* und *Geist* hin betrachtet wird, dort beherrschen Einseitigkeiten die Szene, die Welt selbst ist gar nicht mehr ganz, und eigentlich sind auch die Verhältnisse krank.

Einseitigkeiten mögen zwar auch ihren Reiz haben, aber nur dann, wenn bewußt werden kann, daß die anderen Ebenen ganz bewußt vorübergehend ausgeblendet werden sollen. — Der reduzierende Blick hat dann noch immer etwas Anzügliches, was dann aber als lustvoll erlebt werden kann, vielleicht gerade auch mit dem Motiv der Herabwürdigung. Es kann auch wonnevoll sein und Lust bereiten, sich zu etwas hin- und herzugeben, sich wegtragen zu lassen von allen erdenklichen Wellen der Lust. Aber das kann nur dann wirklich gelingen, wenn die anderen Ebenen in ihrer Apräsens weiterhin präsent gehalten werden.

Im Blick des Anderen wird die Brüchigkeit der eigenen Existenz schamvoll bewußt, es wirkt so, als würde sie sogar sichtbar. Das ist es auch, warum der *Blick als Übergriff* empfunden werden kann, wenn er eben nicht auf Gegenliebe, nicht auf die Bereitwilligkeit, nicht auf Zustimmung trifft. Bei SARTRE wird drastisch dargestellt, was hier vor sich geht:

*Der Blick des Anderen formt meinen Leib in seiner Nacktheit,
läßt ihn entstehen, modelliert ihn, bringt ihn hervor, wie er ist,
sieht ihn, wie ich ihn nie sehen werde.*¹

Es ist paradigmatisch, was mit dem *Blick* einhergeht. Da ist die Macht, die von den Augen der Götter ausgeht, die angeblich alles sehen. Aber da sind auch die potentiellen Blicke der Anderen, die von der Scham ausgehen, die insofern auch fast alles sehen können. Da sind dann auch die zunehmenden internalisierten Blicke der vielen Geister, die inzwischen internalisiert worden sind. So ist beispielsweise der Blick des eigenen *Gewissens* wohl auf diese Weise entstanden, wir haben selbst die Aufgabe der uralten Gerichtsgötter, die ständige Präsenz einer permanenten Zeugenschaft in Eigenregie übernommen. Es hilft also seither rein gar nichts mehr, sich selbst noch hintergehen zu wollen, weil wir selbst dabei sind und sehen, wie wir uns selbst hintergehen. Wir haben im Hintergrund also ganz offenbar einen tiefen Respekt vor diesem durchdringenden Blick, dem nichts aber auch gar nichts verborgen bleiben kann,

¹Ebd. S. 467.

Anverwandlungen

vor dem wir gar nicht bestehen können. So glauben wir dann im *Blick* des Anderen das eigene Ungenügen erblicken zu müssen:

*Wenn es einen andern gibt, wer er auch sei, wo er auch sei, was immer seine Bezüge zu mir sein mögen, auch wenn er auf mich nicht anders als durch das bloße Auftauchen seines Seins einwirkt, ich habe ein Außen, ich bin eine Natur; mein Sündenfall ist die Existenz des anderen; und die Scham ist — wie der Stolz — die Wahrnehmung meiner selbst als Natur, wenn auch eben diese Natur mir entgeht und als solche unerkennbar ist.*¹

Der Andere erfährt uns also in unserem Sein, aber dieses unser eigenes Sein ist für uns selbst nicht erfassbar, es entzieht sich uns. Insofern sieht also der Andere uns so, wie wir uns nicht sehen. So werden dann ausgerechnet die, deren Blicken wir uns ausgesetzt sehen, zu Verbündeten, bestenfalls zu Leidensgenossen im Ungenügen. *Der Andere besitzt ein Geheimnis (...) dessen, was ich bin.*²

Empathie und Sehnsucht

Der Blick des Anderen

Wir haben nicht nur *Bewußtsein*, wir wissen darum. Wir haben nicht einfach nur Gefühle, sie haben uns und das wissen wir. Wir sehen nicht einfach nur, wir blicken. Es mag sein, daß wir den Blick manchmal sogar schweifen lassen, aber auch das ist eine Haltung. Tatsächlich wird aber unser Blick gelenkt und gerichtet, selbst wenn er vielleicht mitunter frei geführt wird. Schon bald werden wir uns auf irgendetwas fixieren, das unser Interesse erregt, aus welchen Gründen auch immer.

Konzentration ist gerichtete Aufmerksamkeit, wir konzentrieren uns daher nicht *einfach* nur auf etwas, wir sehen vielmehr von allem anderen ab. Sich zu konzentrieren bedeutet, alles andere ausblenden, um die Aufmerksamkeit vollkommen zu fokussieren. Die Folgen sind phänomenal, denn dann wird nicht einmal mehr etwas Spektakuläres bemerkt, wie der Mann, der bei einem Fußballspiel im Gorilla-Kostüm quer über das Spielfeld läuft. Man muß den

¹Ebd. S. 474.

²Ebd. S. 467.

Anverwandlungen

Versuchspersonen nur eine Aufgabe stellen, die Konzentration erfordert und derweil von allem anderen ablenkt.

Manches *ZEN-Rätsel* geht übrigens genau auf diese Weise vor: Die *Ratio* wird gezielt mit einer in sich widersprüchlichen Aufgabe betraut, so daß sie vollkommen mit sich beschäftigt ist. Die Folgen sind bemerkenswert, weil es scheint, als würde auf diese Weise die *Traumzensur* aufgehoben. Jene Instanz, die über Träume, Phantasien und subtile Hintergrundgefühle wacht, ist urplötzlich viel zu sehr mit sich selbst befaßt. Bisher unbemerkbare Wahrnehmungsweise, die zuvor im Hintergrund standen und stets überspielt wurden, können sich darauf bemerkbar machen und endlich eine Aufmerksamkeit erhalten, die ihnen zusteht.

Menschen beobachten gern aus purer *Neugier*, am liebsten ohne selbst dabei gesehen zu werden. Das ist der eigentliche Tummelplatz der *Empathie*, weil sich stets die *Intelligenz*, die *Phantasie* oder auch das *Urteilsvermögen* herausgefordert sehen, nun mal spontan zu erklären, was das denn wohl soll, was da soeben beobachtet wird. — Wenn man den Blick nur schweifen läßt, er würde sich bald schon an den nächsten Menschen heften. Wer darauf weiterhin ebenso unbefangen jemanden ganz offen anblickt, mit Interesse, voller Entzücken, womöglich mit Begehren, mit guten oder auch mit gemischten Gefühlen, muß aber damit rechnen, daß dieser Blick wiederum bemerkt wird.

Nur zu gern beobachten wir andere gerade dann, wenn und solange sie es nicht selbst bemerken. Wir sind bei uns, der andere ist bei sich aber mental vielleicht gerade ganz woanders als dort, wo wir ihn gerade beobachten. Gleichwohl gibt es diese Seltsamkeit, daß wir es bemerken, wenn ein Blick uns erfaßt; als wäre da ein noch namenloser, gänzlich unentdeckter Sinn, als hätten wir Augen auch auf der Haut, ganz besonders im Rücken, im Nacken und im Schulterbereich, vor allem aber an den Wangen. — Daher wird dann der Blick selbst mitunter verschleiert: Wir tun so, als wäre es rein zufällig, daß unser Blick nun gerade dort ruht, worauf wir ihn richten.

Wird der Blick bemerkt und sogleich mit einem Gegenblick erwidert, so fühlt sich der Beobachter nicht selten ertappt. Ein Ruck geht durch den eigenen Körper, der Blick wird wieder eingefangen und ganz anders ausgerichtet. — Sollten sich zwei schweifende Blick einmal zufällig kreuzen, so entsteht ein ganz eigentümliches Gefühl, das oft nicht gerade angenehm ist. Offenbar hat

Anverwandlungen

der Blick die Eigenschaft, den Anderen zum Objekt herabzustufen, so daß der Andere zur Beute wird. Wer diesen urtümlichen Raubtierblick einfach so schweifen läßt, kann eben von anderen wortlos dazu aufgefordert werden, diesen mal wieder an die Leine zu nehmen.

Nicht von ungefähr sind taxierende Blicke oft so verstohlen, weil sie sehen aber nicht gesehen werden wollen. Es gilt, diese Unannehmlichkeit zu vermeiden, daß auf den eigenen *Blick* ein womöglich ungünstig gestimmter *Gegenblick* erfolgt, daher wird der Blick selbst als solcher verborgen. Aber der verstohlene Blick geschieht nicht auf Augenhöhe, er kann eben als solcher ertappt werden, und dann könnte auch noch bemerkt werden, worauf er gerichtet ist, was den Voyeur wirklich so fesselt. Seltsamerweise ist das Schamempfinden ganz auf Seiten derer, die da so ungeniert eindringen mit ihrem Blick, die sich richten aufs Intime. Sie machen sich seltsamerweise selbst damit durchschaubar, indem sie nicht nur den Blick ausrichten, sondern indem sie dabei beobachtet werden können, worauf sie bei ihrer Beobachtung ein ganz besonderes Augenmerk legen.

In solchen Begegnungen ist eine hochdramatische *Dialektik* am Werk, die im Hintergrund den Schicksalsfaden spinnt. Das macht solche Konstellationen so brisant, es sind ungeheure Wechselfälle, die sich kaum beherrschen lassen. Sehr schnell kann das Subjekt eines Blicks selbst wieder zum Objekt eines weiteren Blicks werden. — Augenblicklich wird sich der Beobachter seinerseits enttarnt fühlen, in flagranti ertappt bei einer indiskreten Observation, die viel zu viel durchblicken läßt.

Der Betrachter ist nämlich in diesem Moment selbst zum Objekt einer Gegen-Beobachtung geworden, zu der er nun seinerseits Stellung beziehen muß. Er wird also irritiert sein oder vielleicht auch vorgeben, nicht wirklich hingesehen zu haben. Der erblickte Voyeur wird angemessene Formeln bemühen und so tun, als sei nicht wirklich etwas geschehen.

Hinter den Kulissen agiert aber die *Dialektik von Blick und Gegenblick*, sie bestimmt die Dramaturgie, von ihr werden alle Wechselwirkungsverhältnisse beherrscht. Die *Blickanalyse* dient der Rekonstruktion dieser Dialektik, um eine Modellvorstellung zur Verfügung zu stellen, die deutlich werden läßt, was im existentialistischen Beziehungstheater von JEAN PAUL SARTRE eigentlich gespielt wird. — Immer geht es darum, entweder *Subjekt oder Objekt* zu sein, ohne jede Möglichkeit, dieser Dialektik zu entgehen. Das führt dann auch dazu,

Anverwandlungen

daß im Prinzip nichts so bleibt, wie es ist.

Aber die Verhältnisse kehren sich alsbald wieder um, Stärke wird Schwäche, Verführungskunst wird zur Belastung, Zuversicht muß Zweifel nähren. Daher müssen notorische Verführer notorisch unglücklich bleiben, rastlos unglücklich, weil sie sich niemals sicher sein können, ob sie nicht doch eher nur ihrer Verführungskünste wegen, aber nicht um ihrer selbst willen erhört worden sind, Verführung ist riskant.

Verführung heißt, meine Objektheit für Andere ganz und gar und als ein Risiko auf mich nehmen, heißt, mich dem Blick des Anderen auszusetzen, heißt, die Gefahr laufen, gesehen zu werden, um dann einen neuen Anlauf zu nehmen und mir den Anderen in meiner und durch meine Objektheit anzueignen; ich weigere mich, das Gelände zu verlassen, wo ich meine Objektheit erfahre; auf diesem Gelände will ich den Kampf beginnen, indem ich mich zum bezaubernden Objekt mache.¹

Bei SARTRE wird der *Blick* zum Modell einer Beziehungsfalle, die, selbst wenn es den Anschein hat, eigentlich keine Gewinner kennt. Verführer und Verführte wechseln beständig in ihrem Selbstbezug und in ihrem Bezug auf den Anderen. Es ist ein dauerndes Hin und Her, Auf und Ab, immer entweder in der einen oder in der anderen Position, entweder als Subjekt oder als Objekt, entweder als An-sich-Sein oder als Für-sich-Sein, niemals aber beides zugleich. — Alle Ideale perfekter *Liebe* scheitern an diesem Eisberg, daß wir nicht lieben können wie die Götter, sondern immer nur, wie Menschen bestenfalls lieben könnten. Die Dramaturgie der Rosenkriege rührt daher. Hinter den Kulissen geht es um ein auswegloses Entweder-Oder in einem endlosen Auf und Ab zwischen *Macht und Ohnmacht*. Entweder wir sind und bleiben ganz bei uns in unserer Subjektivität, dann bewahren wir uns. Dafür läßt sich dann aber die Eigenheit des Anderen nicht mehr erfahren. Oder aber, wir riskieren uns, geben uns vielleicht sogar auf und ergehen uns in Vorstellungen, Empfindungen und Empathie, wie der Andere wohl in seinem Für-sich-Sein bei sich selbst sei. Dann verlieren wir uns und geben uns selbst vielleicht auf. — Wir können nicht wie die Götter beides zugleich, sowohl *Subjekt-* als auch *Objekt-*Sein

¹Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. 10. Aufl., Hamburg 1993. S. 477.

Anverwandlungen

zur gleichen Zeit, im selben Augenblick. Wir können immer nur eine Seite leben, lieben oder erleiden und dann vielleicht auch wieder die andere, sobald die Dialektik umschlägt. Also werden wir uns entweder auf diese Vexierspiele einlassen, mit Unsicherheit umgehen und uns arrangieren müssen oder aber, wir verzichten auf tiefere Begegnungen, auf das ständige Auf und Ab in den Beziehungen.

Gerade die *Liebe*, die eigentlich Verbindung stiften soll, schafft stattdessen nicht selten eine dramatische Erfahrung von Einsamkeit. Es ist dieses seltsame Auf-Sich-Allein-Gestellt-Sein, das die Jagdgöttin DIANA allegorisch verkörpert. Da scheint es besser zu sein, sich auf überhaupt gar keine dieser Begegnungen mit dem anderen Geschlecht einzulassen. Und doch hat sie eine Dauer-Affäre: ENDYMION, ein schöner Hirte, Jäger, vielleicht auch ein Astro- nom. Was es damit wieder auf sich haben könnte, soll später wenigstens kurz rekonstruiert werden, wenigstens um zu verstehen, ob es dabei um Tiefe geht oder aber nur um eine eher oberflächliche Liebschaft, bei der eben der Geliebte auf Dauer nur wie ein Objekt ›gehalten‹ wird.

Wie die SELENE ist auch DIANA verliebt in einen schönen jungen Mann, der wie DORNRÖSCHEN einem Schlaf verfallen ist, aus dem es für ihn aber kein Erwachen geben wird. Die Göttin besucht den Schönen des Nachts, so wie die Schöne vom Biest besucht wird, oder PSYCHE von AMOR., und SELENE zeugt sogar 50 Töchter mit ihm, die 50 Monate im Mondkalender. Aber der Jüngling schläft und er soll auch gar nicht wie DORNRÖSCHEN schlussendlich doch wach geküßt werden um wieder zu erwachen. Es ist ein Rätsel, das über DIANA noch etwas ganz besonderes ans Licht bringen könnte. Diese Episode könnte auch nicht weiter von Belang sein, eine Affäre eben, die ohnehin eher zur SELENE gehört, nicht aber zur DIANA. — Wer ist ENDYMION? Wofür steht diese Allegorie, wenn schöne Göttinnen, die einsam durch die Wälder streifen oder auch über das Firmament, sich gern niederlassen bei ihm, wenn sie aber gar nicht wünschen, daß er erwacht? Ist es ein Besuch bei der eigenen Seele, vielleicht beim männlichen Gegenpart, dem *Animus*? Ist es ein Traum, den Göttinnen nur zu gern träumen? Ist es eine Allegorie für die Sehnsucht nach der Sehnsucht, die hinter allem steckt?

Wir können uns trotz aller *Empathie*, selbst wenn wir unser ganzes Empa- thie-Vermögen zusammennehmen, die Welt nicht wirklich aus der Sicht eines

Anverwandlungen

Anderen vorstellen und wenn er oder sie uns noch so nah wäre. Wir können vielleicht einzelne Empfindungen nachvollziehen, bekommen aber nicht das Ganze dieses Für-sich-Seins authentisch vor Augen. Es ist eine Unmöglichkeit, zu glauben und womöglich auch noch ernsthaft zu behaupten: *Ich kenne Dich! Ich weiß, wer Du bist, wie Du Dich fühlst, was Dich bewegt!* — Wir können den Anderen nicht als solchen verstehen, nur das, was ihn konkret bewegt, nur punktuell, nur situativ aber nicht *ganz*. Wer so etwas glaubt oder behauptet, begeht einen Übergriff und signalisiert damit eigentlich das gerade Gegenteil, — Unsicherheit, Verlustängste, Zwang und vor allem eines, einen Hang zur Erpressung.

SARTRE zufolge ist gar nicht vorstellbar, daß wir uns in die Welt des Anderen wirklich hineinversetzen können. Also kommt es niemals wirklich zu einer echten Begegnung, sondern immer nur zum Wechselspiel der Abhängigkeit. — Der wechselseitige Blick hat in seiner *Blickanalyse* daher eher etwas von einem Duell: Wer einen Blick erwidert, wer einem fremden Blick standhalten kann, wer als letzter die Augen senkt, wird nicht überwältigt, sondern überwältigt den Anderen.

Das ganze Szenario der Blickanalyse bei *Sartre* ähnelt nicht von ungefähr der einschlägigen Dialektik von *Herr und Knecht* in der *Phänomenologie des Geistes* bei HEGEL. So wie dort kann sich das Verhältnis alsbald wandeln und sehr schnell ins Gegenteil umschlagen, so daß der Überwältiger selbst überwältigt wird. Allein bereits, wer einen Anderen durch einen Blick zum Objekt eines höchst persönlichen Begehrens macht, läuft Gefahr, dabei wiederum erblickt zu werden.

Folgt man SARTRE, so verläuft jeder Flirt, jede Liebesbeziehung oder auch jedes erotische Abenteuer immer nach demselben Muster. Stets werden zwei Rollen besetzt, die des begehrenden Subjektes und die des begehrten Objektes. Dabei kommen immer nur Subjekt-Objekt-Beziehungen zustande, aber eine Subjekt-Subjekt-Beziehung wird nicht zugestanden, weil sie für Menschen zu komplex würde und nur Göttern vorbehalten bleibt.

Also wird jedes Liebesverhältnis, jede Partnerschaft und auch noch jede Freundschaft stets von Ungleichgewichten beherrscht. — Beim Begehren ist es entscheidend, wer wen *mehr* begehrt als der andere. So wird sich also Jemand, der begehrt wird, eine Zeitlang sicher sein können, wirklich begehrt zu sein, wäh-

Anverwandlungen

rend die Person, die begehrt, sich eben nicht sicher sein kann, ob das Begehren erwidert wird, ob die Liebe auch auf Gegenliebe stößt.

Im Beziehungstheater werden stets zwei Rollen besetzt und das immer nur nach dem Modus Entweder–Oder, aber niemals nach dem Ideal eines Sowohl–Als–Auch. Es werden immer beide Rollen besetzt, die des Protagonisten und die des Antagonisten. Der einen Person fällt die Rolle des Begehrens zu, der anderen dagegen die des Begehrt–Werdens. Entscheidend ist jedoch stets, wer mehr als der Andere begehrt. Dementsprechend ist die aktive Rolle eigentlich nicht diejenige, auf die es wirklich ankommt. — Diese Dialektik ist immer dort wirksam, wo es um *Macht* geht, in allen Verhältnissen, in denen Menschen auf Menschen treffen und *Interessen* aneinander oder auch gegeneinander hegen, sie wird also auch in der *Liebe* hinter den Kulissen den Schicksalsfaden jeder Entwicklung immer weiter fortspinnen.

Wir sollten uns nun vorsehen mit wohlfeilen Protesten im Namen *echter* Liebe, mit der Forderung nach Partnerschaftlichkeit, nach Gleichberechtigung, weil, wenn es ernst wird, alle diese hehren Ideale und Ansprüche gar keine Rolle mehr spielen. Allenfalls die *Empathie* erlaubt es dann überhaupt noch, sich wenigstens versuchsweise an die Stelle des Anderen zu versetzen, wenn man denn geneigt und bereit dazu ist.

Bei allen diesen Verhältnissen ist eine ganz zentrale Kategorie als Motiv mit im Spiel: *Anerkennung* als etwas, das freimütig gegeben aber auch verweigert werden kann. Dabei ist es ein flüchtiges Gut, denn sie muß eigentlich immer wieder erneuert werden, die Anerkennung. Nicht anders verhält es sich mit der Liebe. Auch in der *Liebe* geht es um *Anerkennung* und dabei ist jene Dialektik im Spiel, die gar nicht anders ist als die beim Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Knecht in der *Phänomenologie des Geistes* bei HEGEL.

Wir sollten also gar nicht erst versuchen, im Namen viel zu romantischer Ideale dagegen einen viel zu naiven Einspruch zu erheben. Wir werden nolens volens der Blickanalyse und der machtvollen Dialektik im Welttheater nichts entgegensetzen können, weil auch die *Dialektik der Liebe* gar nicht anders operiert als die der *Arbeit* oder die der *Macht*.

Es geht um eine dem Leben inhärente Dialektik, die sich nicht stillstellen, die sich nicht neutralisieren und auch nicht überwinden läßt. Das bedeutet, daß alles immer im Fluß ist, daß Abhängigkeiten keineswegs festgeschrieben

Anverwandlungen

sind, — sie können nicht nur, sie werden changieren. Wer begehrt, ist zunächst zwar der aktive Part, was aber keineswegs bedeutet, daß es auch die mächtigere Rolle wäre, zu begehren. Wer begehrt, wird gerade dadurch selbst zum passiven Part, wird selbst abhängig von der Anhänglichkeit, vielleicht auch von der Abhängigkeit anderer.

Wir tendieren dazu, je weniger wir uns unserer selbst sicher sind, desto mehr, den oder die, die wir lieben, von uns abhängig machen zu wollen. Sie sollen, selbst wenn sie wollten, nicht mehr von uns loskommen können. Eine solche Disposition wird gemeinhin als *Liebe* bezeichnet, und nicht selten wird gerade Beklommenheit zum Kriterium erhoben, wo eigentlich Befreiung erwartet werden müßte. Daß damit nicht der letzte Grad von *Liebe* erreicht worden sein kann, dürfte sich fast von selbst verstehen, aber zumeist ist die Selbstversicherung so unsicher, so daß ein freies und offenes Denken darüber selbst bereits angstbesetzt ist.

Nichts ist ausgemacht, nichts bleibt wie es ist, im Prinzip ist alles im Fluß, was dazu führt, daß es vielfältige Bestrebungen gibt, dieses Auf und Ab ein für alle Male stillzustellen. Damit aber würde auch die Dynamik gestört, die von der Dialektik im Hintergrund dieser Prozesse erst in Gang gebracht und in Gang gehalten wird. Natürlich kann mit Geld, mit Macht, vielleicht auch mit Erpressung gerade in der *Liebe* manches bewerkstelligt werden, aber jeder weiß nur zu gut, daß es dann nicht mehr das wäre, worum es eigentlich geht. Es ist dann keine lebende, es ist nur noch eine tote Verbindung, es ist vor allem keine freiwillige, keine freimütige, keine freisinnige *Anerkennung*, sondern nur noch eine aus Gründen des Zwangs, der Anpassung, vielleicht auch der finanziellen Abhängigkeit.

Hier wie dort geht es also um *Anerkennung*. Das wird wiederum sehr deutlich an der Dialektik jener zweier Selbstbewußtseine, die einander in HEGELS *Phänomenologie des Geistes* begegnen, weil sie, ein jedes für sich, nicht in der Lage sind, die entscheidende *Anerkennung* zu finden, eine die zählt, die gelten, die etwas wert sein soll. — Wir legen also nicht von ungefähr ganz besonders Wert darauf, wofür, vor allem aber von wem wir die für unser Selbstbewußtsein so lebenswichtige *Anerkennung* erhalten.

Ganz entscheidend ist dabei aber, daß jede Zuwendung, nicht nur die der *Anerkennung*, sondern auch die der *Liebe*, wenn sie wirklich ›zählen‹ soll, in Freiheit,

Anverwandlungen

in Unabhängigkeit und somit ohne jede Berechnung, ohne Rücksichtnahme und auch ohne jeden Hintergedanken frei eingeräumt, gewährt, ja geradezu aufgenötigt werden sollte. Nur dann kann *Anerkennung* wirklich zählen, nur dann kann sie die gesuchte Bestätigung, die ersehnte Aufhebung, die gewünschte Verbindung wirklich glaubhaft verbürgen. Alles andere tröstet nicht nur nicht, alles andere ist eher abträglich.

Wer begehrt, wer erobert, muß als aktiver Part nicht automatisch mächtiger sein, auch muß das Verhältnis, einmal in irgendeiner Weise eingespielt, nicht so bleiben. Ebenso wie das *Begehren* den Anderen zum Objekt der Begierde machen kann, ebenso wird, wer begehrt, sehr schnell zum Objekt der eigenen Begierde. — Freiheit und Abhängigkeit sind daher nur im Wechselspiel ihrer Dialektik zu haben, die Quelle der Unfreiheit liegt dabei immer in der eigenen Psyche. Derweil machen es die Interaktionen in Freundschaften, Liebesbeziehungen oder auch Partnerschaften überaus kompliziert, überhaupt noch genau unterscheiden zu können, welche Struktur, welches Machtgefälle, welche unfreiwillige Abhängigkeit tatsächlich vorliegt.

Der *Blick* und das *Schamempfinden* verbinden sich zu einer seltsamen Allianz, von beiden geht etwas Bedrohliches aus. Was uns an Blicken so verunsichert, dürfte ein Ausdruck dieses Wissens sein, daß wir um uns selbst wissen und gleichwohl abhängig davon sind, wie andere uns ›sehen‹, wobei wir zugleich nur bedingt Einfluß nehmen können darauf, wie wir ›gesehen‹ werden. Außerdem ist unser Einfluß begrenzt, selbst zu bestimmen, wer und wie wir ›sind‹.

Wenn wir nun wie im Stile der Blickanalyse von SARTRE daran gehen, den Beobachter nochmals zu beobachten, dann könnten wir es als Beobachter dieses Beobachters eigentlich selbst wieder als beschämend empfinden, daß der Beobachter Jemanden, der es in diesem Augenblick gar nicht bemerkt, zum Objekt seiner Beobachtung, zum Objekt seiner Begierden macht. Wir könnten es aber auch als schamlos empfinden, wie sich der Beobachtete nur so ungeschützt und unbedacht solchen Blicken aussetzen kann. Wir könnten sogar die ganze Konstellation als Abgrund einer Schamlosigkeit empfinden, die wir noch immer mit den Tieren teilen, die daher in engsten Schranken gehalten werden müßte, die nach Möglichkeit gänzlich eingeschränkt werden sollte. Wir könnten aber auch wie ein *Phänomenologe* alle diese Hinsichten zwar vornehmen, um zugleich aber keiner dieser Wertungen irgendeinen Einfluß

Anverwandlungen

zuzugestehen.

Phänomenologie zu betreiben, bedeutet, alles was mit Wertungen zu tun hat, möglichst effektiv auszuklammern. *Wertungen* haben in der Regel weit weniger mit der eigentlichen Sache zu tun, als gemeinhin geglaubt wird. Gerade beim vorschnellen Werten geht es gar nicht ums Verstehen, vielmehr wird eilig gewertet, um sich gar nicht erst aufs Verstehen und die damit einhergehenden Verunsicherungen einlassen zu müssen. — Man glaubt also, wenn möglichst schnell beispielsweise die Schuldfrage gestellt wird, dann wäre das ganze Problem geklärt. Aber nichts wird verstanden, wenn und wo sogleich moralisiert wird. Vielmehr ist es wohl eher eine Strategie, dem Denken und damit vor allem den Irritationen des Denkens unter allen Umständen aus dem Wege zu gehen.

Beim verbotenen Blick, der seinerseits wiederum erblickt und somit in flagranti ertappt wird, geht es um eine hochgradig ausdifferenzierte Konstellation. Einerseits das pure Objektsein argloser Anmut selbstvergessener Ganzheit, andererseits das reine Subjektsein in einer absonderlichen Ergriffenheit, in purer Empathie, sich hingezogen zu fühlen zu Jemandem, der gerade — eigentlich — vollkommen absent ist.

Aber sicher sein, kann sich auch der Beobachter nicht. Es könnte Koketterie sein, pure Inszenierung. Er könnte selbst nicht das Subjekt seiner Betrachtung sein, sondern vielmehr nur das Objekt eines Spiels, das ganz bewußt betrieben wird, ihn zu bezaubern und vielleicht auch nur vorzuführen. *Erotik* und *Ironie* haben etwas Gemeinsames, beide sorgen mit Anspielungen und Verdecken des Eigentlichen dafür, daß keine Sicherheit aufkommt, daß vielmehr die ironische und auch die erotische Spannung bleibt. — Es ist insofern immer die Frage, wo hinein sich ein Betrachter eigentlich versenkt, ist es die eigenen Empathie, ist es der Zugang zum Anderen, der damit und dadurch eröffnet werden kann oder ist es nur ein Schwelgen in eigenen Phantasien, in Sehnsüchten, in Träumen und Wunschvorstellungen?

Die Konstellationen müssen nicht unbedingt eindeutig sein, sie können mehrdeutig sein und es auch bleiben. Die *Lolita* steht als Typ für eine solche vollkommen paradoxe Konstellation, weil sie eigentlich sogar noch zu jung ist, überhaupt ›frühreif‹ zu sein. Aber vielleicht liegt sogar genau darin der Reiz im Auge des Betrachters, daß sie bereits wie eine Frau *wirkt* aber zugleich noch ein Kind ist, oder daß sie wie ein Kind wirkt, aber zugleich bereits Frau sein könnte.

Anverwandlungen

Während der schöne Jüngling im Stillen noch ganz bei sich zu sein scheint, schlüpft die *Lolita* scheinbar bewußt vor der Zeit bereits in die kokettierende Rolle. Aber sie spielt nur zu sein, was sie nicht ist: Eine Frau, mehr noch, vielleicht sogar ein Vamp. Es ist nur eine Rolle, die ihr eigentlich noch gar nicht auf den Leib geschrieben sein kann. Gleichwohl findet mancher Betrachter aus dem Gewirr paradoxer Wahrnehmungen und Reize nicht wieder heraus und sieht geheimste Wünsche wirklich werden ...

Es ist die Frage, ob wir es riskieren wollen und auch können, beim Blicken bemerkt zu werden, denn nicht selten läßt sich dann auch erahnen, worauf wir da achten, was uns so fasziniert. Genau das aber macht wiederum den durchschaubar, der eigentlich selbst gerade etwas durchschauen möchte. Man muß eben nur darauf achten, worauf jemand achtet und schon wird man verstehen, woran dieser Person gelegen sein muß.

Wer andere beobachtet, kann wiederum dabei beobachtet werden. Unser Empathievermögen erlaubt es uns nämlich, die Intentionen, Gedanken und Gefühle eines Beobachters zu lesen, zu werten, um uns dazu zu stellen. Unser Vermögen zur *Empathie* erlaubt es uns, den Blick des Anderen auf sich selbst wieder zurück zu spiegeln. Wir stellen uns daher ganz offen nur solchen Blicken, die wir gern zulassen können. — Die literarische und künstlerische Motivgeschichte legt daher nicht von ungefähr ein ganz besonderes Augenmerk auf die feinen Unterschiede, vor allem beim schicksalhaften Blick. Es ist dabei immer die Frage, ob der Blick als solcher wahrgenommen und erwidert wird und ob es bei der Einseitigkeit bleibt, wie etwa beim *Werther*, der sich verliebt, seine Liebe aber nicht leben kann.

Der Blick, so läßt sich einstweilen konstatieren, legt es darauf an, den Anderen in seiner Eigentlichkeit, vielleicht aber auch in dem, wie dieser Andere gesehen werden soll, zu erkennen. Es kann sich dabei durchaus um Projektionen handeln bei dem, was da gesehen wird. Insofern legt es ein jeder dieser tieferen Blicke darauf an, den anderen kennenzulernen und zwar vorbehaltlos. Die Frage, was für ein Typ ist dieser andere Mensch eigentlich, ist nur der Anfang einer Begegnung, die immer tiefer werden kann.

Wenn dann etwa in der Bibel davon die Rede ist, ADAM oder ABRAHAM *erkannte seine Frau*, dann ist damit in der Tat sehr viel mehr gemeint, als nur ein interessierter Blick. Es ist schlußendlich genau das, worauf manches Inter-

Anverwandlungen

esse abzielt. — ›*Erkennen*‹ bedeutet im biblischen und literarischen Sprachgebrauch *begatten, Geschlechtsverkehr haben*. Allerdings sollte man sich vor dem Hintergrund traditioneller Rollenverhältnisse vorstellen, was *erkennen* hier bedeutet.

Aber auch in anderen Kontexte bedeutet ›*erkennen*‹ durchaus sehr viel,

1. *etwas oder jemanden so deutlich wahrnehmen, dass man weiß, was oder wer es ist (im Sinne von etwas wiedererkennen).*
2. *identifizieren; auf Grund bestimmter Anzeichen feststellen, um was oder um wen es sich handelt; mit geschultem, sachverständigen Blick erfassen.*
3. *jemanden durchschauen, richtig beurteilen, einschätzen, Klarheit gewinnen über jemanden, bezogen auf praktische, ethische Fragen oder Umgangsformen; etwas voll, in seiner eigentlichen Bedeutung begreifen; oft im Gegensatz zum sinnlichen Wahrnehmen.*
4. *Philosophie: etwas umfassend, durch philosophische Systeme, Theorien begreifen; der Mensch erfasst die Realität auf empirische (John Locke), transzendente (Immanuel Kant) oder sensualistische (Étienne Bonnot de Condillac) Weise; ferner wird erkennen auch als ›wiedererkennen‹ von Erlebtem interpretiert (Moritz Schlick).*
5. *juristisch, nur in der Wendung ›auf etwas erkennen‹: im Rahmen eines Urteils ein benanntes Verbrechen bestätigen.*
6. *biblischer und literarischer Sprachgebrauch: begatten, Geschlechtsverkehr haben.*
7. *Buchhaltung: gutschreiben*¹

Es ist also die Frage, was wir wirklich sehen, wenn wir etwas als etwas ›*erkennen*‹. Vielleicht sind es auch ›*nur*‹ eigene Sehnsüchte, vielleicht sind die Sehnsüchte selbst nicht wirklich die eigenen? Das jedenfalls, was hinter diesem ganz entscheidenden Blick steht, ist eine solche Sehnsucht, im Anderen ein Gegenüber zu finden, aber vielleicht ist auch das eine Täuschung, so wie im

¹›*Erkennen*‹. In: Wiktionary. Das freie Wörterbuch, [o6.o6.16].

Anverwandlungen

Werther, der sich eher in die dichte Atmosphäre einer familiären Aufmerksamkeit verliebt und dann erst in die Haupt- und Zentralfigur dieser Umsorgung. — Beim Blick ist daher stets die Frage, woraufhin etwas betrachtet wird, denn hinter dem Blick steckt ganz offenbar stets bereits eine Intention, eine Erwartung, vielleicht auch eine Hoffnung.

Träumende Sehnsucht

Es gibt Blicke, die gar nicht bemerkt werden, wohl auch, weil das Objekt der Betrachtung gar nicht damit rechnen kann, vielleicht auch, weil gar keine Zeit bleibt, von der eigenen Rolle, von der Eingebundenheit in die Strukturen des Alltags überhaupt auch nur einen einzigen Schritt zurücktreten. Denn wer bemerkt, daß er oder sie soeben von einem Blick erfaßt worden ist, wird sich die Freiheit erlauben müssen, zu sich selbst zumindest ein wenig auf Distanz zu gehen. Nur dann ist die *Empathie von Empathie* möglich, nur dann kann es gelingen, zu sehen oder wenigstens zu ahnen, worauf da geachtet, worauf das besondere Augenmerk eigentlich gelegt wird.

So geht die Szene, in der sich WERTHER in LOTTE verliebt, auf eine biographische Begebenheit zurück, die GOETHE in Wetzlar genau so erlebt hat, wie sein literarischer Leidensgenosse. Er lernte CHARLOTTE SOPHIE HENRIETTE BUFF auf einem Tanzfest kennen, daß die Großtante wegen des Geburtstags der älteren Schwester von CHARLOTTE ausrichtete. Zwar ist GOETHE derweil eigentlich an einer anderen interessiert, aber LOTTE bezauberte ihn durch ihre äußere Erscheinung, ihre Vernunft und ihre offene Art, so daß er die andere sehr schnell vergaß.

Wie im *Werther* beschrieben, tanzte er den ganzen Abend mit ihr. Aber erst am nächsten Tag, nicht wie im *Werther* geschildert, fand jene *reizende Szene* im Hause BUFF in Wetzlar statt, die GOETHE so für sie eingenommen hat. — Es ist einer diese Blicke, bei dem die, der dieser Blick galt, gewiß nicht bemerkt haben dürfte, daß und was da gesehen wurde. Ohnehin ist es schwierig, einen Blick als solchen zu deuten, wobei allerdings vermutet werden muß, ob der Blick als solcher nicht stets so etwas ist wie ein intentionaler Akt.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und

Anverwandlungen

da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von eilf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust, anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so ungekünstelt sein »Danke!«, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darin ihre Lotte wegfahren sollte. - »Ich bitte um Vergebung,« sagte sie, »daß ich Sie hereinbemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Über dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemanden Brot geschnitten haben als von mir.«¹

Es ist der Blick eines Verliebten, eines gleichwohl verzweifelnd Verliebten. Dabei stellt sich die Frage, was er denn nun genau gesehen oder ›erkannt‹ haben mag in dieser Situation, in der eine Waise anstelle der eigenen Mutter die Geschwister versorgt. Es scheint, als würde sich der Held mit diesen Kindern identifizieren, die da von ihrer größeren Schwester umsorgt werden:

*Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben, muntern Kinder, ihrer acht Geschwister, zu sehen!*²

GOETHE verstand sich durchaus mit LOTTES Geschwistern, selbst zu ihrem Verlobten ALBERT hatte er ein ausgezeichnetes Verhältnis. Aber die Beziehung zu Lotte war aussichtslos, also ließ er Wetzlar hinter sich, verarbeitete seinen Liebeskummer im 1774 erschienenen Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers*, ließ den Titelhelden im Selbstmord enden und konnte so als *Faust* uralt werden. — Es ist auch eine bemerkenswerte Möglichkeit, sich durch

¹Johann Wolfgang von Goethe: *Die Leiden des jungen Werther*. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg 1948ff. Bd. 6. S. 21.

²Ebd. S. 20.

Anverwandlungen

Kunst, Texte oder auch Philosophie herausheben zu können aus dem Dickicht hoffnungsloser Liebe Sehnsüchte.



Abb. 10: *Goethe Lotte Werther*. Stadt- und Industriemuseum, Wetzlar 2014.
— Quelle: 3StepsCrew, Gießen, Germany via [Wikimedia](#), Lizenz: [CC-BY-SA-2.0](#).

Mit seinem *Werther* trifft GOETHE das epochale Lebensgefühl junger Leute im Spannungsfeld zwischen der neuen *Empfindsamkeit* und einer überkommenen Moral, die eigentlich alles Persönliche im Keim erstickte. Dagegen gründete sich die seinerzeit als *Lesesucht* bezeichnete Suche nach den Motiven einer neuen Sehnsucht auf *Individualität* und auch auf *Narzissmus*. So entstand der neue Zeitgeist mit einem Hang zum *sentimentalischen Charakter*, der erst in der *Romantik* ganz zum Ausdruck kommen und auch seine Schattenseiten entwickeln sollte.

Das neu heranbrausende *Zeitalter der Empfindsamkeit* war selbstverständlich höchst umstritten, denn damit wurde ein ganz bedeutender Schub in der *Psychogenese* ausgelöst. Anstelle der stets so tugendhaft und alternativlos hingestellten

Anverwandlungen

Fügsamkeit, sich den Anforderungen eines überkommenen Konventionalismus klaglos zu überantworten, wurde nun der Ausdruck eines neuen Individualismus möglich, der Weltschmerz und Melancholie zum Ausdruck brachte und dabei bis zum Narzissmus führen konnte. — Die Figur des WERTHER war dabei der Prototyp eines neuen Zeitgenossen, der mit seiner unstillbaren Sehnsucht, seinem überbordendem Narzissmus und mit seiner Melancholie an der herrschenden Moral einfach scheitert.

Das war eine, wenn nicht die erste ›Jugendbewegung‹. Weitere Reaktionen in Kunst und Literatur ließen nicht auf sich warten. Massive Veränderungen im Selbstverständnis und im Selbstverhältnis gingen damit einher. Es kam zur Vorbildfunktion, zur Identifikation, zur Nachahmung der Hauptfigur und schließlich zum Werther-Kult mit einer Reihe von Suiziden oder Suizidversuchen. — Das war nicht nur ein Bruch mit der Tradition der Fremdbestimmung, sondern eine Demonstration des Anspruchs auf Individualität jenseits herkömmlicher Moral. Und so wurde dann auch der *Selbstmord* dieses tragischen Helden nicht mehr als Sünde tabuisiert, sondern als ›Freytod‹ betrachtet, als Ausdruck einer individuellen Freiheit, sich gegen gesellschaftliche Zwänge zu behaupten, indem man sich dem Weiterleben ›entzieht‹.

Nur wer die Sehnsucht kennt

Im *Wilhelm Meister* wird diese träumende Sehnsucht weiter zum Ausdruck gebracht, aber auch eine Naivität, die zustande kommt, wo *Empathie* ohne Theorie einfach nur auf eine neue *Sehnsucht* zielt, von der nicht inhaltlich gesagt werden kann, was denn nun die *Sehnsucht dieser Sehnsucht* sein soll:

Er verfiel in eine träumende Sehnsucht, und wie einstimmend mit seinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieser Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichsten Ausdrücke sangen:

*Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.*

Anverwandlungen

*Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!*¹

So träumt dann *Wilhelm Meister* noch in träumender Sehnsucht, kommt aber aus dem Leiden am Leiden nicht heraus. Es bleibt bei der Sehnsucht nach dem, was der Sehnsucht wert ist. Und so geht GOETHES *Faust* weit darüber hinaus: Er greift wirklich nach den Sternen und macht dabei diejenigen Welt- und Selbst-Erfahrungen, die dazu angetan sind, für sich selbst besser wahrnehmen zu können, was denn gewollt werden sollte.

Faust ist rastlos, unerfüllt, umtriebiger und voller Sehnsucht nach einer Sehnsucht, deren Beweggründe ihm selbst aber unbekannt sind. Er täuscht sich darüber, was und wo denn nun das Land seiner Träume liegt, was das Ziel aller Sehnsüchte sein soll. — Im Dialog mit der SORGE, die sehr melancholische Züge trägt, erläutert er die zunehmende Ruhe der Weisheit, die mit der Erfahrung einhergeht:

FAUST.
*Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.*

¹Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. In: *Hamburger Ausgabe* in 14 Bänden. Hamburg 1948ff. Bd. 7. S. 240f.

Anverwandlungen

*Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!*

SORGE.

*Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze;
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle; ...¹*

FAUST muß in der Tat alles erst selbst in Erfahrung bringen und braucht dafür einen Teufelspakt mit dem genialen MEPHISTO, der das allumfassende Probieren und Studieren ihm erst möglich macht. — In der Faustwette geht es schließlich um die Lösung der Frage nach der Sehnsucht der Sehnsucht:

FAUST.

*Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!²*

Derweil wirkt MEPHISTO stets so, als habe er das alles längst hinter sich und wüßte um das Wesen des Menschen, um Träume und Schäume. Dieser Dämon

¹Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg 1948ff. Bd. 3. S. 344f.

²Ebd. S. 57.

Anverwandlungen

spricht wie ein Nihilist, der sich längst zum Zyniker gewandelt hat, und in der Tat ist MEPHISTO bar jeder *Sehnsucht*, so daß man sich fragen muß, woher er dann noch seine Energie nimmt.

Mit *Empathie* Anderen zu begegnen ist das eine, das andere ist es, auch sich selbst gegenüber empathisch zu sein. Spätestens wenn es darum geht, sich in sich selbst einzufühlen, um *Empathie* oder vielleicht auch *Sympathie* zu entwickeln, dann zeigt sich sehr schnell, daß *Empathie* allein nicht wirklich orientieren kann. — So wie der *Blick* fokussiert werden muß, um etwas nicht nur sehen, sondern erkennen und beurteilen zu können, so muß auch die *Empathie* als Vermögen, sich affizieren zu lassen, um etwas durch *Einfühlung* zu verstehen, selbst wiederum mehr oder minder konkret fokussiert werden.

Wir müssen genauestens wissen, worauf wir uns einlassen, also unser Augenmerk und vor allem unser Gefühl richten sollen. Daher ist die ›Dialektik‹ im Hin und Her der *Dialoge* so entscheidend. Es gilt, Einmütigkeit zu erzeugen, ein gemeinsames Vorgehen bei der Entwicklung angemessener Vorstellungen. Daher muß immer wieder dezidiert abgesprochen und auch korrigiert werden, was man sich wie vorzustellen habe. — Dabei kommen aber die Vorstellungen selbst, ebenso wie sämtliche Wahrnehmungen und Gefühle von innen. Es sind *meine* Empfindungen, die sich mir aufdrängen, wenn ich versuche, die Gefühle von *anderen* nachzuvollziehen.

Verstehen ist ein kooperativer Vorgang, daher leisten die *Dialoge* hoch differenzierende Schwerarbeit. Wer wirklich zuhören, verstehen, nachvollziehen, nachempfinden und miterleben will, muß sich selbst erst einfühlen in eine Situation, die minutiös als gemeinsame Vorstellung im Gespräch erst zustande gebracht werden muß, bis nachvollzogen, nachempfunden und nacherlebt werden kann, wie sich etwas erlebt, empfunden und angefühlt haben könnte. Was vorgestellt werden soll, muß konkret spürbar, miterlebbar, nachvollziehbar und lebendig werden, erst dann kann man sich selbst vor Augen führen, wie sich etwas konkret anfühlt.

Es soll schließlich nicht irgendetwas nachvollzogen, nachgefühlt und verstanden werden, sondern eben genau das, was zur Sprache gebracht werden soll. Ganze Situationen werden daher zur Darstellung gebracht, um Gefühle miteinander teilen zu können. Aber Gefühle haben keine Worte, daher müssen wir ihnen erst die richtigen Worten andienen. Diese Verständigungsarbeit macht die *Dialoge*

Anverwandlungen

dann auch so wesentlich. Daher So kommen dann auch diese stundenlangen, unermüdlichen und höchst einfühlsamen gemeinsamen Versuche zustande, mit Worten zum Ausdruck zu bringen, was erlebt worden ist, wie es sich angefühlt hat und was davon zu halten ist. Das Vorstellungsvermögen ist also mit von der Partie, wenn es gilt, sich einzufühlen in etwas, das nur von innen her, nur aus der Position des Anderen, nur aus *seiner* Sicht und nur mit *seinem* Erlebnishorizont verstanden werden kann.

Der Umgang mit *Empathie* ist anspruchsvoll und abhängig vom kulturellen Kontext, der entscheidend ist dafür, worüber wie kommuniziert werden darf und auch soll. Aber unser Reden und auch unser Vorstellungsvermögen wird beherrscht von *Tabus*, so daß an vieles gar nicht gerührt werden darf, nicht einmal in Gedanken. Kaum verwunderlich, daß dann auch keine Worte zur Verfügung stehen, sondern nur Schamgefühle, wenn und wo so etwas dann doch berührt wird. — Und so kann dann nur das zur Sprache gebracht werden, wofür die richtigen Worte zur Verfügung stehen.

Einfühlungsvermögen ist eine Frage der Kultur, es bleibt also nur, neue Worte zu finden und am differenzierten Ausdruck zu arbeiten. Es gilt, die Möglichkeiten unserer Sprachspiele gerade dann, wenn es um Gefühlsdinge geht, beträchtlich zu erweitern. Immerhin liegen hinter den *Emotionen* die wirklich-wahren Beweggründe, von denen wir uns motivieren, begeistern, befremden oder auch abschrecken lassen.

Aber die eigentliche Ebene der Motive scheint unzugänglich zu sein. Wir reden zumeist nur oberflächlich und können die tieferen Beweggründe nicht nur nicht erfassen sondern auch nicht zur Sprache bringen. Dabei müßte es doch mit viel *Empathie* sehr viel besser gelingen, sich einzufühlen in das, was erfahrbar und mitteilbar gemacht werden soll. — Aber Verstehen ist ein Prozeß des wechselseitigen Entgegenkommens in einer kooperativen Kommunikation, die den intimen Dialog, die Geduld und Erfahrung, aber auch Wohlwollen und das Interesse am Anderen voraussetzt.

Schlußendlich kommt es beim *Verstehen* generell darauf an, ob eigene Erfahrungen vorliegen, die dann auch ›passen‹ müssen, so daß wir uns tatsächlich angemessene Vorstellungen machen können, um wirklich zu verstehen. Es mag befremden, aber verstehen ist einsam und zweisam nur dann, wenn die Dialoge wirklich gelingen. Wir müssen allerdings stets auf die *eigenen* Vorstellungen,

Anverwandlungen

Empfindungen, Erfahrungen und Deutungsmuster zurückgreifen, um Andere zu verstehen, ja um überhaupt mitvollziehen zu können, was gerade mitgeteilt werden soll. — Daher nehmen die *Dialoge* dann je nach Gegenüber stets einen ganz anderen Verlauf, so daß sich SOKRATES geweigert hat, seine Philosophie zwischen zwei Buchdeckel zu pressen, weil es ihm eben ums Philosophieren, um den Vollzug eines Denkens ging, das nicht planbar, nicht vorwegnehmbar und auch nicht steuerbar ist.

Zwar stammt die Fähigkeit, sich in andere hineinversetzen zu können, schon aus der Säugetierzeit, aber das Einfühlungsvermögen als solches ist inzwischen weit darüber hinaus zu einem kulturellen Faktor von immenser Bedeutung geworden. Interessant wird es, sobald Erfahrungen ausgetauscht werden, denn dann können wir nicht nur *lernen*, sondern das *Verstehen* selbst zum Prinzip erheben. Auf diese Weise läßt sich alles übersteigen, was an Fähigkeiten von der Natur mitgegeben wird. Wir können unseren Horizont erweitern und uns tatsächlich an die Stelle eines beliebigen Anderen versetzen und unser Verstehen gerade in Gefühlsdingen systematisch erweitern. — Die Kunst, sich auf die eigene *Empathie* zu verstehen, kann aber erst dann aufkommen, wenn dieses ganz spezielle Vermögen einer sinnlichen Einbildungskraft selbst wiederum in Dienst genommen wird. Es ist daher interessant und weiterführend, genau danach zu fragen, was dahinter steht oder stehen könnte, was denn eigentlich die Empathie ›führt‹.

Wir haben inzwischen den *Blick* und dann auch die *Sehnsucht* thematisiert. Nunmehr scheint es weiterführend zu sein, genau danach zu fragen, was denn eigentlich hinter der *Sehnsucht* steht und worauf es dabei ankommen könnte. Schließlich handelt es sich um das, wovon wir ergriffen und eingenommen werden, was uns beherrscht. Das könnte dann auch der Grund sein, warum es so schwer fällt, auf dieser Ebene noch über sich selbst zu reden.

Die Nähe zum pandämonischen, panpsychischen oder auch zum polytheistischen Weltbild liegt fast schon auf der Hand: Stets werden wir nämlich ergriffen von fremden Mächten und überpersönlichen Motivationen. Daher ist die Vorstellung so naheliegend, wir würden eingenommen von dämonischen Mächten, die Besitz von uns ergreifen, um ihre Motive zu den unseren zu machen. — Insofern sind wir wohl nicht wirklich Herr unserer selbst, denn wer sucht sich schon die eigene Gefühle selbst.

Götter verkörpern nicht nur Emotion, von denen wir uns bewegen lassen, sie geben sie mitunter auch ein. Sie können sich rächen, indem sie unwiderstehliche Neigungen eingeben wie im Mythos vom MINOTAURUS: König MINOS von Kreta hatte einen eigens von POSEIDON geschaffenen Stier mit außergewöhnlich herrlicher Gestalt dem Meeresgott auf dessen ausdrücklichen Wunsch nicht geopfert, sondern zur Veredlung der eigenen Herde verwandt. Darauf ließ POSEIDON die Ehegattin des Minos PASIPHAË in heißem Begehren zu jenem Stier entbrennen. Der sagenumwobene Erfinder DÄDALUS wurde gerufen, der eine hölzerne Kuh konstruierte. Die Königin kriecht hinein, läßt sich von diesem Stier begatten und gebiert darauf den MINOTAURUS, der später dann im Labyrinth gefangen gehalten und von THESEUS unter Mithilfe von ARIADNE getötet wird.

Weil Minos dem Neptun einen Ochsen nicht opferte, welchen er ihm doch versprochen hatte, so habe sie sich in denselben verlieben müssen. Ihre Brunst wurde auch eher nicht gestillet, als bis Dädalus eine Kuh von Holze verfertigte, solche mit einer Kuhhaut überzog, und die Pasiphae hinein steckete.¹



Abb. 11: Gustave Moreau: *Pasiphaë*. Musée Gustave Moreau, Paris. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

¹Benjamin Hederich: Gründliches mythologisches Lexicon. Leipzig 1770 [Nachdruck Darmstadt 1996]. S. 1899.

Anverwandlungen

Manches spricht dafür, die Götter des *Pantheon* zu sehen als das, was sie von Anfang an waren, Allegorien für alle erdenklichen menschlichen Belange. In ihrer Gesamtheit verkörpern sie alles, was an Motiven, Interessen, an Schicksalschlägen, Schwächen oder auch Stärken, Fertigkeiten und Talenten eine Rolle spielen kann.

Wenn dementsprechend genauer gefragt wird, etwa, was denn eigentlich hinter der *Empathie* steht, und was denn dann die *Sehnsucht der Sehnsucht* ausmacht, dann könnten wir weiterkommen in dieser Frage, wenn uns ein Gott dazu einfiel, der zuständig zu sein scheint. — Die Kunst, mit der verwirrenden Vielfalt eines Götterhimmels umzugehen, liegt eben darin, hinter den Allegorien der Götter ihre Zuständigkeiten zu eruieren. Die Frage wäre also: Welcher Gott verkörpert eigentlich die *Sehnsucht der Sehnsucht* und wie gehen Götter ihrerseits damit um, Träume zu haben, die sie womöglich selbst nicht leben können, etwa weil es zu ihrer Rolle und zu ihrem Selbstverständnis einfach nicht paßt.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

POROS ALS GOTT DER SEHNSUCHT — EROS ALS DÄMON — ENDYMION,
DER TRAUM VON SELENE, EOS, DIANA — TRÄUME DER JUGEND — WÜNS-
SCHE SIND VORGEFÜHLE — DER KÖRPER ALS MEDIUM DER GÖTTER —

Göttliche Sehnsüchte	157
Der träumende Geliebte	157

Göttliche Sehnsüchte

Der träumende Geliebte

›*Sehnsucht*‹ ist sprachgeschichtlich von unklarer Herkunft und im Mittelhochdeutschen erstmals belegt als «*krankheit des schmerzlichen verlangens*».¹

Das Wort bezeichnet später, unter Abschwächung des pathologischen Aspekts, «ein[en] hohe[n] grad eines... heftigen verlangens nach etwas, besonders wenn man keine hoffnung hat, das verlangte zu erlangen, oder wenn die erlangung ungewisz, noch entfernt ist». Analoge Begriffe in anderen Sprachen lassen sich, wegen der grundsätzlichen Unbestimmtheit der S. in bezug auf den Gegenstand des Verlangens, nur bedingt anführen — etwa lat. desiderium, frz. désir, engl. longing, ital. languimento. Allerdings besteht Ähnlichkeit mit dem griechischen πόθος poros, dessen Volksetymologie PLATON im Kratylos anführt: Der poros richte sich «auf ein anderswo Seiendes und Abwesendes». Im Symposion erscheint poros als Sohn des Eros, denn dieser ist das Prinzip strebenden Begehrens, und man ersehnt nur, was man nicht besitzt.»²

¹Vgl.: Historisches Wörterbuch der Philosophie: ›Sehnsucht‹. Bd. 9., Basel 1995. S. 165.

²Ebd. S. 165.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

Es ist schon bemerkenswert, daß die Mythagogen in ihrer hintersinnigen Erfindungskunst die entscheidenden mythischen Götterfiguren im Umfeld der *Sehnsucht* nicht selten so konzipieren, daß entscheidende ›Begegnungen‹ stattfinden, während der Geliebte tief schläft und gar nichts davon mitbekommt, von wem er da soeben so sehr ›umworben‹ wird. — Es scheint, als soll damit angedeutet werden, daß die Urgründe der Sehnsucht eher in den Tiefen der Träume liegen und womöglich gar nicht so ohne weiteres zu Bewußtsein und zur Sprache gebracht werden können.

Im *Symposion* wird allerdings bestritten, daß EROS tatsächlich der Sohn der APHRODITE sei, die ihn zusammen mit ARES gezeugt haben soll. — Vielmehr sei der Liebesgott am Geburtstag der Göttin der weiblichen Schönheit gezeugt worden. Im *Symposion* wird bei PLATON dazu erläutert:

Als nämlich Aphrodite geboren war, hielten die Götter einen Schmaus, und mit den anderen auch Poros (Erwerb, Betrieb), der Sohn der Metis (Weisheit). Als sie aber gespeist hatten, da kam Penia (Armut), um sich etwas zu erbetteln, da es ja festlich herging, und stand an der Türe. Poros nun begab sich, trunken vom Nektar — denn Wein gab es damals noch nicht —, in den Garten des Zeus und schlief in schwerem Rausche ein. Da macht Penia ihrer Bedürftigkeit wegen den Anschlag, ein Kind vom Poros zu bekommen: sie legt sich also zu ihm hin und empfing den Eros. Deshalb ist Eros der Begleiter und Diener der Aphrodite, weil er an ihrem Geburtsfeste erzeugt ward und zugleich von Natur ein Liebhaber des Schönen ist, da ja auch Aphrodite schön ist. Als Sohn des Poros und der Penia nun ist dem Eros folgendes Los zuteil geworden: Erstens ist er beständig arm, und viel fehlt daran, daß er zart und schön wäre, wie die meisten glauben, sondern er ist rauh und nachlässig im Äußern, barfuß und obdachlos, und ohne Decken schläft er auf der bloßen Erde, indem er vor den Türen und auf den Straßen unter freiem Himmel übernachtet, gemäß der Natur seiner Mutter stets der Dürftigkeit Genosse. Von seinem Vater her aber stellt er wiederum dem Schönen und Guten nach, ist mannhaft, verwegen und beharrlich, ein gewaltiger Jäger und unaufhörlicher Ränkeschmied, der stets nach der Wahrheit trachtet und sie sich auch zu erwerben versteht, ein Philosoph sein ganzes Leben hindurch, ein gewaltiger Zauberer, Giftmischer und Sophist; und weder wie ein Unsterblicher

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

ist er geartet noch wie ein Sterblicher, sondern an demselben Tage bald blüht er und gedeiht, wenn er die Fülle des Erstrebten erlangt hat, bald stirbt er dahin; immer aber erwacht er wieder zum Leben vermöge der Natur seines Vaters; das Gewonnene jedoch rinnt ihm immer wieder von dannen, so daß Eros weder Mangel leidet noch auch Reichtum besitzt und also vielmehr zwischen Weisheit und Unwissenheit in der Mitte steht.¹

Dem Symposion zufolge ist EROS weder ein Gott noch ein Sterblicher, sondern etwas dazwischen, eben ein Mittler, also ein DÄMON. Als das Mittlere, so PAUL NATORP, ist er zugleich das Vermittelnde aber auch das Ergänzende:

Die Doppelnatur des Eros wird dann mythisch und zwar genealogisch abgeleitet: der Eros hat zur Mutter Penia, die Armut, die Aporie, zum Vater Poros, den Erwerbstrieb. (...) (...) Gegenstand des Eros ist: das wahre, an sich Schöne. Und zwar das ist sein Verlangen: daß es ihm zuteil werde (204 D). Was aber wird ihm damit zuteil? Setze an die Stelle des Schönen das Gute, so wirst du es erfahren: Seligkeit ist es, was er zuletzt will. Sie ist das Endziel, das Letzte, um weswillen man alles Andere will, es selbst um keines Andern willen (205 A). Zwar das Verlangen nach Glückseligkeit, so unbestimmt genommen, ist allen gemein und in dieser Unbestimmtheit betrüglich (205 D). Auf eine Seligkeit allein kommt es an: auf das Gute, daß es unser sei, und zwar immer (206 A). Der letzte Drang des Eros also geht auf Unsterblichkeit, mit dem (Besitz des) Guten (207 A). Die Unsterblichkeit des Sterblichen aber ist Fortzeugung. Also geht der Eros an sich nicht auf das Schöne, sondern auf Erzeugung im Schönen.²

Ähnlich verhält es sich nicht selten, wenn Göttinnen mit Sterblichen eine durchaus irdische Verbindung eingehen. Sie erscheinen den Vergötterten im Traum, und sie bewegen ihre männlichen Geliebten vielleicht auch zur Pollution, zu einem Samenerguß, der sehr wohl fruchtbar sein kann. — Das könnte dann auch die Lösung des Rätsels sein, warum die SELENE, die EOS und zuletzt

¹Platon: Das Gastmahl. In: Sämtliche Werke. S. 700f.

²Paul Natorp: Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus, 2., durchges. u. m. e. metakritischen Anhang verm. Ausgabe, Leipzig 1921. S. 169f.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

auch die DIANA verliebt sind in göttlich schöne Träumer, die mitunter gar nicht mehr erwachen, mit denen sie aber sehr wohl Nachkommen erzeugen können.

EOS, die griechische Göttin der Morgenröte und ihr römisches Pendant, die Göttin AURORA, ist Tochter des HYPERION, Schwester von HELIOS und SELENE. Sie zieht mit einem Wagen über den Himmel und verkündet die baldige Ankunft des Bruders, der sie Sonne verkörpert. — Als diese einmal in flagranti von APHRODITE im Bett mit ARES ertappt wurde, bestrafte diese die EOS mit einer unstillbaren Begierde nach jungen Sterblichen. Demnach können Götter nicht nur Macht auf Menschen ausüben, auch andere Götter können sie mit einem unwiderstehlichen Verlangen belegen, dem sie Folge leisten müssen, so wie hier:

Heimlich und voller Scham begann Eos die Menschen zu verführen, zuerst Orion, dann Kephalos, dann Kleitos, einen Enkel von Melampos, obwohl sie mit Astraios vom Stamme der Titanen verheiratet war und ihm nicht nur den Nord-, West- und Südwind, sondern auch Phosphoros und, wie manche sagen, alle Sterne des Himmels geboren hatte.

Schließlich entführte Eos Ganymedes und Tithonos... Als Zeus ihr Ganymedes raubte, erbat sie sich für Tithonos Unsterblichkeit. Zeus gewährte ihren Wunsch. Aber sie vergaß, für ihn auch ewige Jugend zu erbitten, ein Vorteil, den Selene für Endymion herausgeschlagen hatte. Tithonos wurde jeden Tag älter und grauer, sein Antlitz wurde runzelig und seine Stimme keifend. Als Eos müde war, ihn zu pflegen, sperrte sie ihn in ihr Schlafgemach ein, wo er sich in eine Zikade verwandelte.¹

RANKE GRAVES. sieht in den fortwährenden Liebesaffären der EOS eine Allegorie auf die Träume der Nacht, denn die Morgendämmerung lasse die nächtlichen Leidenschaften wieder aufflammen.

Auch die Mond-Göttin SELENE hält sich ihren Geliebten im Traum. Es ist jener ENDYMION, der in den Mythen um die Jagdgöttin DIANA auch als deren Geliebter genannt wird. Immerhin trägt die Jagdgöttin ein Diadem mit

¹Robert von Ranke-Graves: Griechische Mythologie. Quellen und Deutung; Hamburg 1984. S. 132.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

der Mondsichel, so daß wir vermuten müssen, die Zuständigkeiten der SELENE samt ihres Geliebten könnten auf sie übertragen worden sein.

ENDYMION, der schöne Sohn des ZEUS und der Nymphe KALYKE, wird mal als Hirte, König, Jäger und auch als Astronom bezeichnet. Alles scheint womöglich der Fall gewesen zu sein, wie auch HEDERICH vermutet, wobei die Profanisierung dann doch selbst wieder bemerkenswert ist:

Da die Könige ehemals vielfältig Hirten der Völker ... genannt wurden, so kann es daher gekommen seyn, daß er bald für einen König, bald für einen Hirten angegeben wird. Weil er nun sein Jagen, wovon er zugleich ein Liebhaber war, insgemein des Nachts beym Mondenscheine anstellte, so wurde daher vorgegeben, daß er von dem Monde geliebet werde. Schol. Theocr. ad Idyll. III. v. 29. & Schol. Apollon. ad lib. IV. v. 58. Doch wollen andere lieber, daß er ein besonderer Sternkundiger gewesen, und zuförderst den Lauf des Mondes am ersten auf dem Berge Latmus genau beobachtet habe. Plin. H. N. lib. II. c. 9. Weil er nun solches des Nachts über gethan, am Tage aber dargegen geschlafen, daß ihn also andere Leute wohl schlafen, aber niemals wachen gesehen, weil sie alsdenn selbst geschlafen, wenn er gewachet, so haben sie geglaubet, daß er stets schlafe; Anonym. de Incred. c. 12. oder da er ganzer dreyßig Jahre über nichts gethan, als diesen seinen Mondsbetrachtungen obgelegen, so hat man vorgegeben, daß er so lange geschlafen.¹

ENDYMION wäre demnach ein Astronom, der nicht minder falsch verstanden wurde, wie THALES VON MILET, bei der Sternenbeobachtung in einen Brunnen gefallen sein soll, so daß ihn eine trakische Magd verspottet, er strebe danach zu erfahren, was am Himmel wäre, sehe aber nicht mehr, was zu seinen Füßen liege. Bemerkenswert ist dabei vor allem, daß es die Gesprächspartner um SOKRATES im Dialog *Theaitetos* dabei belassen, daß die Magd die ganze Situation richtig gedeutet hat. — Demgegenüber muß aber vermutet werden, daß THALES ganz bewußt in den Brunnen hinabgestiegen sein dürfte, um nämlich am Brunnenrand seine Sternbeobachtungen zu machen.

Ähnlich verhält es sich wohl mit diesem Astronomen, der sich dem Mond und damit einem sehr viel älteren Kalender verschrieben hat. Kaum verwunderlich

¹Ebd. S. 998.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

also, daß die Mondgöttin auf ihren ›Verehrer‹ aufmerksam geworden ist. — Sie verliebt sich in ENDYMION, versetzt ihn in eine Höhle auf dem Berg Latmos in Karien und läßt ihn mit Hilfe von ZEUS in ewigen Schlaf sinken. So kann sie ihren sterblichen Liebhaber vor dem Tod zu bewahren und ihm ewige Jugend schenken. Sie besucht ihn jede Nacht in seiner Höhle und zeugt mit ihm insgesamt fünfzig Töchter, die sich als Allegorien für die Mondmonate deuten lassen.

Das Motiv des schlafenden Geliebten ist eigentlich dem eines Schamanen vergleichbar, der mit Träumen versucht, die Tiefen einer Seele zu erkunden, mit allen ihren Sehnsüchten und Ängsten. Wer schläft und träumt, ist der eigenen Seele näher und damit auch den Göttern, die alles das repräsentieren, was Sehnsüchte aber auch Ängste ausmacht. Daß ENDYMION jung dabei bleibt, weil ZEUS es auf Wunsch der Mondgöttin SELENE so eingerichtet hat, daß er nicht altert, zeugt davon, daß die *Träume der Jugend* wohl diejenigen sind, auf die es ankommen könnte, auch sehr viel später noch, wenn sie denn nicht zwischenzeitlich verraten worden sind. — Es geht also darum, den Träumen der eigenen Jugend treu zu bleiben. Das könnte dann auch der Grund sein, warum die Göttinnen des Mondes, der Jagd und der Morgenröte ihren Geliebten durch ZEUS in einen Dauer-Schlaf versetzen lassen.

ERNST BLOCH, der sich schließlich auf Träume, Sehnsüchte und Utopien aufs Beste verstand, zitierte gern eine Passage aus dem *Don Carlos* von SCHILLER:

*Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird¹*

Sehnsucht ist ein Grundgefühl der Unbestimmtheit, der Offenheit und der Unerfüllbarkeit. Es kann also nicht wirklich auf die Frage nach der Sehnsucht der Sehnsucht eine ultimative Antwort geben. Das Gegenteil ist der Fall, die Offenheit wird selbst zu Programmatik, es bleibt das Hin- und Her und ein Auf und Ab.

Vorherrschend ist ein unstillbares Sehnen, ein unerkanntes Streben, eine Stimmung des Ungenügens, das geradewegs in die *Melancholie* führen kann, zu

¹Friedrich Schiller: *Don Carlos*. In: *Sämtliche Werke*. 3. Auflage, München 1962. Bd. 2. S. 173.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

Trübsal, Traurigkeit, Schwermut und Weltschmerz. Hinzu kommt noch diese immense Schwere, die eigentlich alles im Keime erstickt, was herausführen könnte aus der Misere der Antriebslosigkeit. — Jahrhundertlang galt dieser Gemütszustand als einer von vier Temperamenten, was in Philosophie, Medizin, Psychologie, Theologie und Kunst immer wieder zu bemerkenswerten Werken geführt hat.

Was wir heute als *Depression* klassifizieren, galt im Mittelalter noch als Todsünde, zeugt doch die *Melancholie* von einer Anmaßung im Ungenügen mit sich und der Welt. Mitunter wurde von einer *Mönchskrankheit* gesprochen, denn das Ungenügen an der Welt, an sich selbst, an der Lieblosigkeit und schlußendlich der Verlust eines jeden Interesses, also die *Acedia*, die Antriebslosigkeit, forderten ihren Tribut. — Gerade an der *Melancholie* läßt sich erkennen, daß dieses Ungenügen allerdings immer schon eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Inzwischen wird kaum mehr von *Seele* gesprochen, sondern stattdessen von *Psyche*, und auch die *Melancholie* wurde ersetzt durch die Rede von der *Depression*. Die *Individualisierung* seelischer Selbsterfahrung ist jüngeren Datums: Differenzen zwischen der eigenen Innenwelt und der gemeinschaftlichen Außenwelt dürften zu anderen Zeiten ganz anders erfahren, erlebt, erfüllt und auch durchlitten worden sein. Jedenfalls kommt der nach innen gerichtete Blick auf das eigene *Selbst* erst spät auf, wenn in der *Romantik* die Sehnsucht des Künstlers als romantischer Weltschmerz geadelt wird.

Die historischen Hintergründe im Prozeß der *Psychogenese* sind interessant, weil sie ein bezeichnendes Licht werfen auf die Zunahme von Innenwelt-Erfahrungen: Wir erfahren uns nicht mehr nur als In-der-Welt-Seiend, sondern immer mehr auch als Innenwelt mit eigenem Kontinuum, so als hätten wir tatsächlich ganze Welten, einen ganzen Kosmos, ja den Götterhimmel in uns.

Mit der *Romantik* und ihrem Verständnis für die künstlerische Grundstimmung im kreativen Weltschmerz wurde eine gewisse Tollkühnheit salonfähig, sich ganz bewußt auf das dünne Eis dieser Tiefen tatsächlich zu begeben. Gerade in der unbestimmbaren Tiefe aller unaussprechlichen Sehnsüchte erblickten die Romantiker eine metaphysische Entsprechung zur eigenen poetischen Arbeit, die eher Suchen als Finden und mehr Streben als Erfüllung war. Aber das Ungefähre des Ungenügens kann leicht in ganz große melancholische Krisen führen, nicht selten bleibt daher das Romantisieren einfach nur Attitüde.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

In der *Romantik* wurde gerade diese unbestimmte und unstillbare Sehnsucht zum Leitbild aller Selbstfindungs- und Schaffensprozesse verkörpert durch die *blaue Blume*. Als Sinnbild steht diese Allegorie für den Willen, nach dem Unbedingten zu streben, angetrieben von einer melancholischen Sehnsucht, die gar nicht wirklich um die eigenen Ziele weiß. Das jedenfalls entspricht der Attitüde eines Zeitgeistes, dem sich das moderne *Individualgefühl* zu verdanken hat.

Wie nahe solches Künstlertum am Abgrund tanzt, wird erst später offenbar, wenn nicht nur manche der Protagonisten, sondern auch die Künstler selbst dem Wahnsinn anheimfallen oder im Selbstmord den letzten Ausweg suchen und finden. Weder war die Gesellschaft seinerzeit bereit für solche individuellen Eskapaden, noch schien es möglich, sich selbst so weit vorzuwagen ohne sich zu verlieren. Und außerdem fehlte seit langem schon der Beistand der *Götter* und vor allem der von *Dämonen*, die doch vermitteln sollten zwischen den Welten.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese, der jederzeit wach werden kann; so WOLFGANG HANTEL–QUITMANN, Psychologe und Professor für Klinische und Familienpsychologie an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg.¹ Sie sei das beständige Hintergrundgefühl des Lebens und werde mitunter aber auch durch eine ganz plötzliche Begegnung hervorgerufen:

*Sehnsucht ist der ungestillte Hunger und Durst der Seele. Sie ist die Vorfreude auf ein erhofftes Ereignis und manchmal befriedigender als das Ereignis selbst. Deshalb haben manche Menschen auch eine Sehnsucht nach der Sehnsucht, weil sie den erwartungs- und hoffnungsvollen Zustand der Vorfreude wieder herbeisehnen. In der Vorfreude sind noch alle Möglichkeiten enthalten, hier kann sich die Sehnsucht mit alle Zukunftshoffnungen noch frei entfalten.*²

Ein Klient sagte mir einmal, ihm sei überhaupt nicht bewußt gewesen, was er alles vermisste und wonach er sich so sehr sehne, bevor er seine Geliebte traf. Sehnsucht ist ein schlafender Riese, der jederzeit wach werden kann. Und man weiß nicht, ob man ihn schlafen

¹Wolfgang Hantel–Quitmann: *Sehnsucht. Das unstillbare Gefühl*. Stuttgart 2011. Vgl. S. 21.

²Ebd. S. 17.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

*lassen oder doch lieber wecken soll.*¹

*Sehnsüchte sind Ideale, die mit Gefühlen besetzt werden und damit eine ungeahnte Energie entfalten. Sie sind als solche Motive menschlichen Handelns, und manchmal versteht man die Handlungen eines Menschen erst, wenn man seine Sehnsüchte kennt.*²

Es wird also ganz allmählich nachvollziehbar, warum manche Göttin ihrem Gespielen lieber im Traum als in der Wirklichkeit erschien. Manche der Sehnsüchte greifen ohnehin so tief ein in die *Psyche* und tiefer noch, bis in die Abgründe der *Seele*, so daß es problematisch erscheinen muß, die Sehnsucht als schlafenden Riesen tatsächlich zu wecken.

*Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausgreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche.*³

Das alles kann so nur für Menschen, keineswegs aber für Götter gelten. Sie müssen nicht träumen, haben vermutlich auch keine Sehnsüchte, sie tun nur, was sie kraft dessen, was sie verkörpern, nun einmal zu tun haben.

Dabei ist die Frage äußerst instruktiv, ob auch Götter über einen Körper verfügen, denn manches von dem, was *uns* ausmacht, ist ohne Körper eigentlich nicht denkbar. Das gilt für unser Empathievermögen ebenso wie für Schamgefühle, die immer zugleich auch mit körpereigenen Empfindungen einhergehen und vermutlich sogar darauf beruhen. — Insofern wird der eigene Körper zum *Medium* eines Vorstellungsvermögens, mit dem wir uns sehr genau in etwas oder in Jemanden einfühlen können.

Auch unser *Gewissen* greift ganz offenbar nicht anders als die *Empathie* direkt auf unser Körpergefühl zu. Demnach wäre es die Frage, ob Götter überhaupt so

¹Ebd. S. 21.

²Ebd. S. 22.

³Johann Wolfgang von Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: Werke. A. a. O. Bd. 9. S. 386.

Sehnsucht ist ein schlafender Riese

etwas wie Gewissen haben können, falls sie nicht über einen Körper verfügen. — Bei HÖLDERLIN wird allerdings davon ausgegangen, daß wir den Götter wohl doch auch etwas voraushaben, einen Körper, der uns empfindsam aber eben auch sterblich macht:

*Es haben aber an eigner
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So sinds Heroen und Menschen
Und Sterbliche sonst. Denn weil
Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen sie;¹*

¹Friedrich Hölderlin: Der Rhein. In: Sämtliche Werke. Kl. Stuttg. Ausg., Bd. 1–6. Hrsg. v. Friedrich Beissner, Stuttgart 1946–1962. Bd. 2, S. 152.